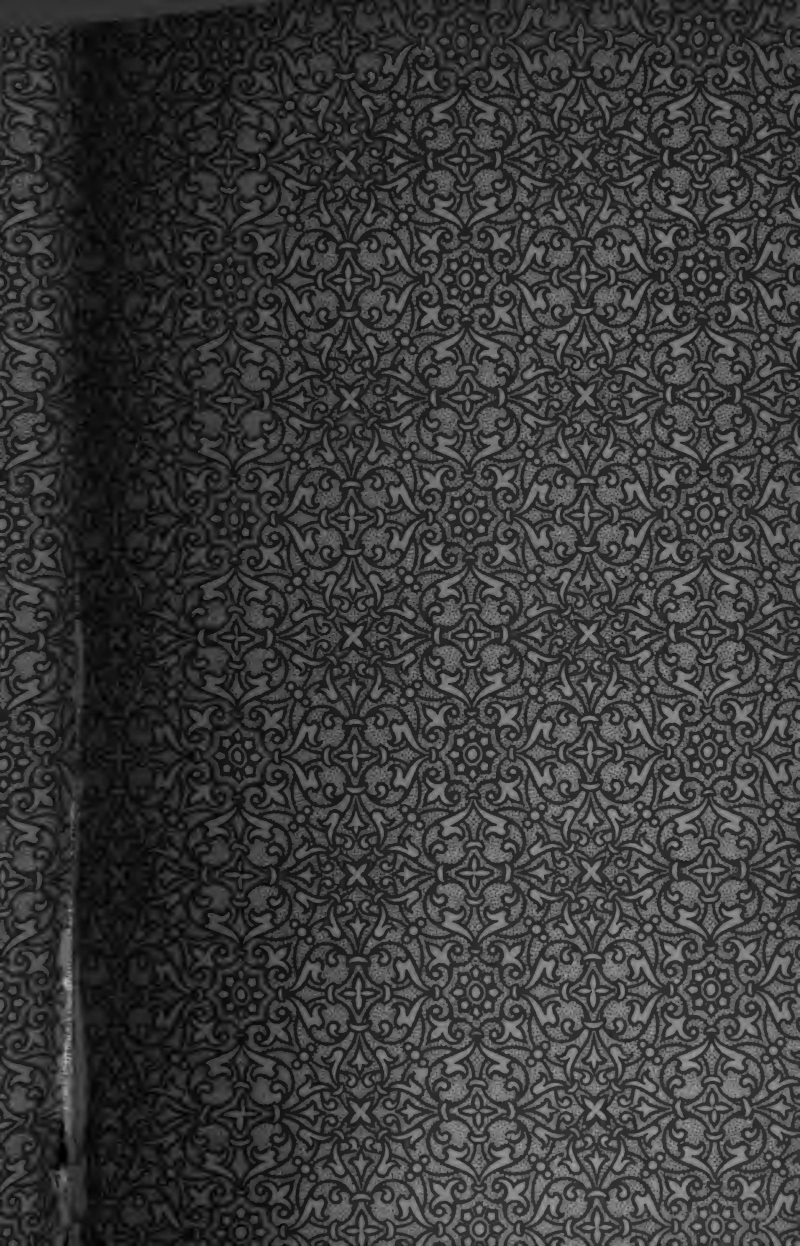
Franzos

Der Präsident




UNIVERSITY OF VIRGINIA
1819



Der Präsident.

Von demselben Verfasser sind erschienen:

Aus Halb-Asien. Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. 2 Bände. Zweite revidirte Auflage. (Auch unter dem Titel: **Halb-Asien.** Land und Leute des östlichen Europa. I. u. II. Band.) Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**
geh. Mk. 10. Eleg. gebd. Mk. 12.60.

Vom Don zur Donau. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. 2 Bände. (A. u. d. T. **Halb-Asien.** Land und Leute des östlichen Europa. III. und IV. Band.) Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**
geh. Mk. 10. Eleg. gebd. Mk. 12,60.

Die Juden von Barnow. Geschichten. 1 Band. Dritte vermehrte Auflage. Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.** geh. Mk. 5. Eleg. gebd. Mk. 6,40.

Junge Liebe. Novellen. 1 Band. Vierte vermehrte Auflage. (Inhalt: Die braune Rosa. Die Hexe. Die Vettern von Brandenegg.) Verlag von **Eduard Trewendt in Breslau.**
geh. Mk. 3. Eleg. gebd. Mk. 4.

Moschko von Parma. Geschichte eines jüdischen Soldaten. 1 Band. Verlag von **Breitkopf & Härtel in Leipzig.**
geh. Mk. 5. Eleg. gebd. Mk. 6,40.

Stille Geschichten. 1 Band. Dritte Auflage. Verlag von **Heinrich Minden in Dresden.**
geh. Mk. 5,50. Eleg. gebd. Mk. 7,50.

Ein Kampf um's Recht. Roman. 2 Bände. Zweite Auflage. Verlag von **S. Schottländer in Breslau.**
geh. Mk. 10. Eleg. gebd. Mk. 12.

Mein Franz. Novelle in Versen. Verlag von **Breitkopf und Härtel in Leipzig.** geh. Mk. 1,50. Eleg. gebd. Mk. 2,50.

Deutsches Dichterbuch aus Oesterreich. Herausgeg. von **Karl Emil Franzos.** 1 Band. Verlag von **Breitkopf und Härtel in Leipzig.** geh. Mk. 7,50. Eleg. gebd. Mk. 9,50.

Karl Emil Franzos,

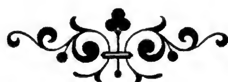
Der Präsident.





Erzählung.

Zweite Auflage.



Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1884.

Erstes Kapitel.

An dem Landesgerichte zu B., einer ansehnlichen deutsch-slavischen Provinzstadt des nördlichen Österreich, wirkte vor etwa dreißig Jahren als Präsident einer der bravsten und tüchtigsten Männer, auf welche damals das gute Recht in jenem geprüften Lande hoffen und zählen durfte.

Herr Karl Victor Reichsfreiherr von Sendlingen, wie er in dieser Aufzeichnung seiner Geschicke genannt sein möge, war der letzte Sproß eines uralten, wohlverdienten Geschlechts, welches seine Abstammung von einer Seitenlinie der Salischen Kaiser nachzuweisen vermochte, und einst an den Ufern des Wörthersees reiche Güter und Bergwerke besessen hatte, von denen ihm freilich in Folge widriger Schicksale und der Prachtliebe Einzelner allmählich nichts weiter verblieben war,

als eine Reihe volltönender Prädikate. Aber mit der Einbuße an Geld und Gut hatte nicht etwa auch der Niedergang an Ruhm und Einfluß gleichen Schritt gehalten; die Sendlingen waren in die Dienste der Habsburger getreten und hatten den österreichischen Erblanden seit zwei Jahrhunderten nicht blos mehrere tapfere Generale, sondern auch in fast ununterbrochener Reihe die Häupter und Hüter der Gerichtspflege gestellt. So galten sie, obwohl sämmtlich nur auf das spärliche Amtsgehalt angewiesen, mit gutem Grunde als eine der ersten Familien des Reichs, und wer als Sendlingen geboren ward, bekam gleichsam schon in der Wiege die Bestallung als Präsident eines der oberen Gerichtshöfe. Jedoch selbst der grimmige Neid, geschweige denn die gerechte Beurtheilung mußte es diesen erbgesessenen Patriziern der Justiz zugestehen, daß sie sich ihrer heiligen Aemter werth erwiesen und wie sich gewisse körperliche Eigenschaften stetig unter ihnen forterbten — hohe Statur, helle Augen und tiefschwarzes, lockiges Haar — so auch gute Gaben des Geistes, eiserner Fleiß und ein Pflichtgefühl, welches oft genug an Selbstverleugnung grenzte. „Die Majestät des Rechts ist die heiligste

auf Erden," hatte einst der Erste dieses Geschlechts, welcher in kaiserliche Gerichtsdienste getreten, der Wiener Senatspräsident Freiherr Victor Amadäus, dem katholischen Ferdinand als Antwort auf eine ungebührliche Zumuthung entgegen gerufen und seine Nachkommen hielten an dem Worte fest, in guten und bösen Tagen, selbst in jenen schlimmsten, da die Themis auch in diesen Landen zur Fürstenmetze herabzusinken drohte. Das wußte der größte Habsburger, Josef II., gebührend zu schätzen, und stellte darum, so sehr ihm sonst jegliche Erblichkeit der Aemter verhaßt war, den Freiherrn Karl Victor trotz seiner Jugend als Nachfolger seines Vaters auf einen der wichtigsten Posten des Staates.

Es war dies der Großvater des Mannes, von dem hier erzählt werden soll, ein gewaltiger Mann von seltener Willensstärke, der zugleich das Ansehen des Geschlechts wieder zur höchsten Blüthe hob. Aber so Vieles ihm auch glückte, der sehnlichste Wunsch seines Herzens mußte unerfüllt bleiben: er vermochte Amt und Ansehen nicht auf seinen Sohn zu vererben, und dieser, Franz Victor mit Namen, unseres Helden Vater, mußte sein Leben mühselig, in geringer Stellung verbringen und war

der Einzige derer von Sendlingen, welcher unberühmt, ja mißachtet, in seinen besten Jahren zur Gruft sank.

Dieses Schicksal hatte ihn nicht etwa in Folge mangelnder Fähigkeiten oder geringen Eifers getroffen. Auch er erwies sich als echter Sohn dieses bevorzugten Stammes, begabt, ausdauernd, tüchtig und mit ganzer Seele seiner Wissenschaft wie den amtlichen Pflichten ergeben. Aber jugendlicher Leichtsinn hatte ihn im Beginne seiner Laufbahn mit Vater und Vettern entzweit: ein Mädchen aus niederem Stande, die Tochter des Thürstehers im Amtspalaste seines Vaters, war ihm theuer geworden und er hatte sie im Taumel erregter Sinne um ihre Ehre betrogen. Als die Verführte ihre Schande nicht länger verbergen konnte, warf sie sich dem Präsidenten zu Füßen und flehte ihn an, sie vor der Eltern Zorn zu schützen. Der alte Herr konnte sich vor schmerzlicher Entrüstung kaum aufrecht erhalten, dann aber berief er den Sohn und nachdem dieser die Berechtigung der Klage zugestanden, sprach er die Entscheidung: „Am nächsten Sonntag ist die Trauung. Leichtsinnig kann auch ein Sendlingen sein, ein Schurke darf er nicht werden.“ Die

dürftige Feier fand in aller Stille statt; unmittelbar darauf reiste das junge Paar in ein kleines tirolisches Bergnest ab, wohin der Freiherr seinen Stammhalter hatte versetzen lassen.

Dieses Ereigniß weckte ungeheures Aufsehen. Zum ersten Male hatte ein Sendlingen eine Bürgerliche gefreit, und nun gar eines Dieners Tochter und vom Vater genöthigt! Kaum wußten die Leute zu entscheiden, welcher von Beiden sich schlimmer an der Würde seines Geschlechts vergangen; ähnliche Affairen pflegten ja sonst von dem Adel des Landes in aller Stille und ohne Befleckung des Stammbaums ausgeglichen zu werden. Selbst Kaiser Franz, so streng er sonst in Dingen der Sittlichkeit dachte, machte einmal dem alten, ehrenhaften Richter eine solche Andeutung, erhielt aber nur jene Antwort, welche dieser dem Sohne gegeben. Freilich hielt der verbitterte Greis mit gleicher Beharrlichkeit auch daran fest, daß das Band zwischen ihm und seinem Einzigen für immer zerschnitten sei, ließ die Briefe, welche fast jeder Posttag aus Tirol brachte, uneröffnet liegen, und litt selbst in seiner letzten Krankheit nicht, daß der Verstoßene berufen werde.

So kam dieser nach dem Tode des Vaters bald gänzlich in Vergessenheit; nur seine vornehmen Verwandten erzählten einander zuweilen achselzuckend, daß sie wieder einmal genöthigt gewesen, einen Brief des frechen Menschen an den Aufgabeort zurückzusenden. Was in diesen Briefen stand, erfuhren sie gleichwohl durch eine gutmüthige alte Tante: er berichtete den Tod seines ersten Kindes, dann die Geburt eines Knaben, den er auf den Namen seines Großvaters getauft, und während er über Art, Glück und Unglück seiner Ehe hartnäckig schwieg, wiederholte sich immer dringlicher die Bitte um Erlösung aus dem gottverlassenen Erdenwinkel, um Beförderung auf einen würdigeren Posten.

Obwohl ihm die einzige Leserin dieser Klagen bei allem Mitleid nicht helfen konnte, ward er doch des Schreibens nicht müde. Der Ton klang von Jahr zu Jahr herber und verzweifelter, und während er früher besondere Vergünstigung erbeten, forderte er nun stürmisch die Einstellung der feindseligen Intriguen. Vielleicht that der Verbitterte durch diesen Vorwurf seinen Verwandten Unrecht — sie schienen sich eben weder im Guten, noch im Bösen um ihn zu bekümmern —, aber er ward in der

That schlimm behandelt und vermochte nicht einmal so viel zu erreichen, als er, von jeder Rücksicht auf seinen Namen abgesehen, nach den Bestimmungen der Dienstordnung hätte beanspruchen dürfen. Ein tüchtiger Richter, von musterhaftem Eifer, mußte er lange Jahre in jener tirolischen Einöde ausharren, bis man ihm endlich die Beförderung an das Kreisgericht zu Klagenfurt gewährte. Doch konnte er sich der besseren Stellung nicht lange erfreuen, die bittere Reue und der Kampf mit dem Elend hatten seine Kraft vorzeitig aufgerieben. Er starb, kurz nachdem seine Gattin verschieden, und seine letzte Verrichtung auf Erden war die flehentliche Bitte an die Verwandtschaft, sich des Knaben anzunehmen.

Es hätte dieser Bitte vielleicht nicht einmal bedurft, um dem Verwaisten jene volle Theilnahme zuzuwenden, nach der sein bedauernswerter Vater vergeblich gerungen. Der vierzehnjährige Karl Victor ward von seinen Verwandten wie im Triumphe abgeholt und nach Wien gebracht, auch der Monarch erinnerte sich dankbar der treuen Dienste, welche dies edle Haus seinem Throne seit Jahrhunderten gewidmet, und ließ den letzen männlichen Sprossen desselben

auf seine Kosten in der Theresianischen Akademie erziehen.

Der schöne, schlanke Knabe erwarb sich schon durch sein Aeußeres, den Familienzug im ernsten Antlitz und die überraschende Ähnlichkeit mit dem Großvater, die Sympathie seiner natürlichen Gönner; treffliche Begabung, stille, stetige Arbeitslust und eine gehaltene, fast mannhafte Liebenswürdigkeit des Wesens machten ihn auch seinen Lehrern und Gespielen theuer. Er war der beste Zögling der Akademie und rechtfertigte die Hoffnungen, die er erweckt, zunächst durch den glänzenden Erfolg seiner juridischen Studien. Aber gleich groß war sein Eifer, sich Weltkenntniß zu erwerben und fremde Länder zu sehen, und das kleine Vermögen, welches ihm der Großvater hinterlassen, ermöglichte die Befriedigung seiner Wünsche. Als er, eben mündig geworden, nach Oesterreich zurückkehrte und Gerichtsdienste nahm, bedurfte es keines besonderen Scharfblicks, um ihm die rascheste Laufbahn zu verkünden,

In der That ward er nach kurzer Verwendung in den östlichen Provinzen als Gerichtsrath nach Böhmen versetzt und vermählte sich kurz darauf mit einem schönen, stolzen, vielumworbenen Fräulein aus

dem mächtigsten Grafenhause des Landes. Niemand wunderte sich, daß dem Glücklichen auch dies geglückt, doch blieb die Ehe kinderlos. Das stattliche Paar schloß sich eben darum um so inniger an einander, und neben dieser Gattenliebe waren die Erfolge des Freiherrn in Amt und Wissenschaft wahrlich groß genug, um selbst ein anspruchsvolles Leben genügend auszufüllen. Durch einige Abhandlungen strafrechtlichen Inhalts hatte er sich den Besten dieses Gebietes beigesellt, und erwarb sich in seiner praktischen Thätigkeit den Ruf eines der tüchtigsten, scharfsinnigsten Richter in Oesterreich. So war es wirklich zum größeren Theile den Verdiensten und nur zum geringeren dem Namen, wie den Verbindungen des seltenen Mannes zuzuschreiben, daß er jene Stufenleiter, auf deren untersten Sprossen sich sein unglücklicher Vater lebenslang abgequält, wie im Fluge emporstieg. Bereits in seinem vierzigsten Jahre ward ihm jene ebenso wichtige, als ehrenvolle Stellung zu B.

Die Stürme der Zeit sorgten dafür, daß dieselbe zu einem rechten Prüfstein seines Charakters wie seiner Fähigkeiten wurde. Die wilde Lohe von 1848 war erstickt und ihr entstieg nur noch der trübe

Qualm unzähliger politischer Prozesse. Es waren traurige Tage, welche an die Unabhängigkeit des Richterstandes die höchsten Anforderungen stellten und aus manchem braven, aber haltlosen Manne einen willfährigen Handlanger der Gewalt machten. Der Präsident von Sendlingen, der Mann von ältestem Adel, durch Bande persönlicher Dankbarkeit an das Herrscherhaus gefesselt, mit den Führern der Reaktion verschwägert, gehörte nicht zu diesen Feigen und Schwachen; wie er im wilden Jahr seine Kaisertreue freimüthig bekannt, so nun die Ueberzeugung, daß das Recht nicht zum Werkzeug politischer Rachsucht erniedrigt werden dürfe. Es war dies wahrlich kein ungefährliches Wagniß; die Schwäger zürnten, die Gattin weinte; es regnete Warnungen, dann Drohungen, er aber fuhr unentwegt zu handeln fort, wie ihm sein Rechtsgefühl gebot. Wenn sich die Wiener Gewalthaber gleichwohl nicht an ihn wagten, so dankte er dies einzig seinen Leistungen, welche ihn fast unersetzlich machten. Auch in der Rechtspflege wechselten die Systeme; die Jury ward eingeführt und wieder aufgehoben, die Einrichtungen der Gerichte wiederholt geändert, es gab allerorts Rückstände, Verwirrung und Unsicherheit; der Sprengel

von B. gehörte zu den wenigen Ausnahmen. So blieb der Präsident von Oben unbehelligt, während die Bürger in ihm die Verkörperung des Rechtsgefühls, die Beamten die Zierde ihres Standes verehrten.

Im ganzen Reiche geachtet, genoß er in seiner Umgebung fast abgöttische Liebe. Auch das persönliche Wesen des stattlichen, fast noch jugendlich schönen, aber doch so ernsten Mannes, rechtfertigte diese Empfindungen. Er war mild, aber entschieden; würdevoll aber herzlich, pflichtgetreu bis zum Äußersten und doch kein Formelkrämer.

Als seine Gattin im Jahre 1850 plötzlich starb, äußerte sich die theilnahmsvolle Liebe und Verehrung Aller in rührendster Weise. Der Verlust traf ihn hart, aber wie tief die Wunde war, erfuhr nur Einer, sein bester Freund, Dr. Georg Berger. Es war dies der geachtetste Advokat der Stadt und mit dem Freiherrn, trotz der Verschiedenheit der politischen Überzeugungen — Berger war ein Radikaler — fast brüderlich verbunden. Der treue Mann that für den Vereinsamten, was er irgend konnte; sein bester Bundesgenosse in diesem milden Werke war das Pflichtgefühl des Freundes, welches die weich-

müthige Hingebung an den Schmerz verbot. Der Präsident ward allmählich wieder ruhig und gefestet wie sonst, und nur das frühe Silbergrau an den Schläfen ließ erraten, wie sehr er gelitten.

Mitten in der geordneten Arbeit seines Berufs, überraschte ihn — es war im Mai 1852 — der lakonische Befehl des Justizministers, die Leitung des Gerichtshofs sofort an den Vicepräsidenten von Werner zu übertragen und sich binnen drei Tagen in Wien einzufinden. Die Nachricht erweckte allgemeine Bestürzung; da die Reaktion immer mächtiger anwuchs, so konnte diese plötzliche Berufung ganz wohl die Einleitung einer Untersuchung gegen den goldtreuen, aber unabhängigen Mann bedeuten. Er selbst machte sich auf das Schlimmste gefaßt; nur sein Freund, der Advokat, meinte tröstend; Grobheit sei ja jetzt wieder einmal dort oben Stil geworden, vielleicht habe man Gutes mit ihm vor.

Die Voraussicht bestätigte sich wirklich; der Minister wünschte die Mithilfe des ausgezeichneten Fachmannes bei der Einführung einer neuen Gerichtsordnung. Die Enquête, ursprünglich für zwei Monate berufen, setzte ihre Berathungen bis in den Spätherbst fort. Erst im Anfang des November

konnte der Präsident die Heimreise antreten, nachdem er noch vorher den Dank des Ministers durch die Ernennung zum Präsidenten des Obergerichts in P. entgegengenommen, welche Stelle er nach vier Monaten anzutreten hatte.

Es war eine glänzende, in relativ so jungen Jahren beispiellose Beförderung, gleichwohl erfüllte den Freiherrn der Gedanke, aus seinem liebgewohnten Wirkungskreise zu scheiden, mit Wehmuth. Und diese Empfindung wuchs, als ihm die Bürger durch den festlichen Empfang am Bahnhof in herzlichster Art bewiesen, wie sehr sie sich seiner Rückkunft freuten. Auch seine einsame Wohnung fand er freundlich geschmückt, ebenso den Senatssaal des Gerichts. Es fiel ihm schwer, den Versammelten als Antwort auf die Begrüßungsrede seines Stellvertreters nur eben sein Scheiden ankündigen zu müssen. In der That erwiderte ihm ein einmüthiger Ausruf des Bedauerns, ja der Bestürzung, und erst allmählich gewannen die Herren die Fassung, ihren geliebten Chef nun auch zu beglückwünschen.

Nur Einer that es wahrhaft freudigen Herzens, der Vicepräsident von Werner, ein alter, fleißiger, wenn auch nicht sonderlich begabter Beamter, dem

sich nun endlich gleichfalls die bestimmte Hoffnung auf Beförderung erschloß. Mit vergnügtem Lächeln folgte der kleine, hagere Mann dem Präsidenten in dessen Büreau, um den Bericht über die Thätigkeit des Gerichts im letzten Halbjahr zu erstatten. Herr von Werner war ein abgesagter Feind aller mündlichen Relationen und hatte darum nicht blos zwei saubere Listen über die Prozesse des Civil- und des Strafsenats angefertigt, sondern auch ein Promemoria geschrieben, welches er nun zur Einleitung vorlas.

Der Präsident hörte das lange Aktenstück geduldig an. Als jedoch Werner nun in gleicher Absicht zu den Listen griff, entwand er ihm mit freundlichem Lächeln die mächtigen Rollen.

„Wir wollen sie gemeinsam durchsehen," sagte er und begann mit der Tabelle des Strafsenats. Sie enthielt Namen, Alter und Beruf der Angeschuldigten, den Tag ihrer Einlieferung, ihr Verbrechen, sowie den gegenwärtigen Stand der Untersuchung. „Wir haben mehr Rückstände, als ich befürchtete," bemerkte er befremdet.

„Aber auch die Zahl der Verbrechen hat sich leider erheblich gesteigert," wendete Herr von Werner

eifrig ein. „Namentlich die Fälle von Kindesmord!"

„Sie haben Recht!" Der Präsident überflog die Rubrik der Verbrechen und blickte dann in ernstem Sinnen vor sich nieder.

„Die Zahl hat sich nahezu verdoppelt!" sagte er. „Und nicht allein hier, sondern im ganzen Reiche läßt sich diese grauenhafte Erscheinung konstatiren! Der Minister hat es mir bekümmert geklagt!"

„Aber wie könnte es auch anders sein?" rief der alte Beamte. „Die heillose Revolution hat ja alle Zucht, Sitte und Gottesfurcht untergraben! Dazu noch die Milde, mit der man diesen entmenschten Weibern begegnet — seit langen Jahren ist ja wegen Kindesmords kein Todesurtheil vollstreckt worden!"

„Das wird sich leider bald ändern!" erwiderte Sendlingen bekümmert. „Der Minister denkt wie Sie und will in nächster Zeit einige Exempel statuiren. Leider! — wiederhole ich — und nicht blos als prinzipieller Gegner der Abschreckungstheorie. Von allen sozialen Krankheiten kann diese am wenigsten durch den Henker geheilt werden.

Wenn sie in unseren Tagen so stark emporwuchert, so liegt der Grund hiefür meines Erachtens nicht da, wo Sie und Seine Excellenz ihn suchen, sondern in der jähen Verarmung, der Unsicherheit aller Verhältnisse und jener Brutalität, welche stets und überall die Folgekrankheit großer Kriege ist. Die richtigen Ärzte sind der Volkswirth, der Priester, der Schulmeister! . . . Oder wäre Ihnen je ein Fall aus gebildeten Kreisen bekannt geworden?"

„O doch!" sagte Herr von Werner gewichtig. „Ich habe zufällig gerade morgen — das heißt, wenn Sie den Fall nicht übernehmen wollen — der Schlußverhandlung gegen eine solche Verbrecherin zu präsidiren, welche wohl gebildet sein muß, da sie als Gouvernante in einem gräflichen Hause wirkte. Bitte — Nr. 19 der Liste." Er deutete mit dem Finger auf die Stelle.

Da begab sich etwas Furchtbares. Kaum hatte Sendlingen den Namen, auf welchen Jener wies, mit dem Blick gestreift, als seiner Kehle ein dumpfer, fast röchelnder Schrei entfuhr, ein Schrei tödtlichen Schreckens. Das Antlitz wurde todtenfahl, die Züge verzerrten sich zum Ausdruck unsäglichen Ent-

setzens, die Augen quollen aus ihren Höhlen und starrten wie gebannt auf jene Zeilen.

„Um Gott!" rief Werner, selbst sehr erschreckt, und ergriff die Hand seines Chefs. „Was ist Ihnen? Kennen Sie jenes Mädchen?"

Der Präsident erwiderte nichts. Er schloß die Augen, stützte sich mit beiden Armen auf den Tisch und wollte sich erheben. Aber die Glieder versagten ihm den Dienst und er sank wie ohnmächtig in den Lehnstuhl zurück.

„Wasser! Hilfe!" rief Werner und wollte nach der Klingel eilen.

Eine Bewegung Sendlingens hielt ihn zurück. „Es ist nichts," stieß er mit bleichen Lippen, aus gepreßter Kehle, hervor. „Ein Anfall meines — meines Herzleidens. Es hat sich — in letzter Zeit — sehr verschlimmert."

„Oh!" rief der Beamte in aufrichtiger Theilnahme, „davon habe ich bisher nichts geahnt! Alle Welt hielt Sie für kerngesund! Was sagen die Ärzte?"

Wieder ward ihm keine Antwort. Schwer athmend lag der bleiche Mann im Fauteuil, das Haupt auf die Brust gesenkt, die Augen geschlossen. Und hoben sich die Lider, dann streifte den Beamten

ein so wirrer, verzweiflungsvoller Blick, daß der alte Herr unwillkürlich zurückwich. „Darf ich," begann er zaghaft, „einen Arzt . . ."

„Nein!" wehrte der Präsident fast heftig ab. Abermals versuchte er sich zu erheben, und diesmal gelang es ihm.

„Ich danke Ihnen," sagte er tonlos. „Wie mag ich Sie erschreckt haben! Nun ist es besser und wird bald ganz gut!"

„Sie gehen doch heim?"

„Wozu? . . . Ich ruhe eine halbe Stunde in diesem bequemen Stuhl, und stehe dann, lieber Kollege, wieder ganz zu Ihren Diensten."

Der alte Herr ging nur zögernd; auch er war Sendlingen wahrhaft zugethan. Ebenso nahmen die anderen Beamten die Kunde des Unfalls mit aufrichtiger Betrübniß auf, besonders da Werner mehrmals in seiner gewichtigen Art wiederholte:

„Eine äußere Veranlassung ist undenkbar, meine Herren, ganz undenkbar. Wir waren eben in ruhiger Unterredung über amtliche Dinge. Ja, ein Herzleiden ist tückisch, sehr tückisch, meine Herren!"

Der Präsident aber war, kaum daß sich die Thüre geschlossen, in den Lehnstuhl gesunken, hatte

die Tabelle näher herangezogen und starrte nun wieder auf jene Stelle, mit einem Ausdruck in Auge und Zügen, als stünde dort sein Todesurtheil geschrieben.

Die Eintragung lautete: „Victorine Lippert. Geboren am 25. Januar 1834 zu Radautz in der Bukowina. Gouvernante. Kindesmord. Vom Bezirksgerichte G. am 17. Juni 1852 anher eingeliefert. Geständig. Schlußverhandlung 8. November 1852."

Die Rubrik „Urtheil" wies noch einen leeren Raum.

„Tod!" murmelte er vor sich hin. „Tod!" wiederholte er schrill und laut und ein Schauer rüttelte seine Glieder.

Er sank zurück und barg das jäh verwüstete Antlitz in den Händen. „O mein Gott," stöhnte er. „Ich darf sie ja nicht sterben lassen . . . ihr Blut würde gegen mich schreien, nur gegen mich!" Und wieder zog er das Papier heran und starrte auf jene Zeilen, so bang und flehend, als erhoffte er ein Wunder des Himmels, als müßten sich die Buchstaben unter dem Bann seines Blicks wandeln.

Die Mittagsglocken des nahen Doms weckten ihn aus diesem dumpfen Brüten. Er erhob sich, strich über das zerwühlte Haar, zwang seinen

Zügen den Ausdruck gewohnter Ruhe auf und begab sich in das Zimmer des Vizepräsidenten.

„Sie sehen,“ sagte er diesem, „ich habe Wort gehalten und bin wieder frischauf . . . Sind etwa dringliche Angelegenheiten zu erledigen?“

„Nur eine,“ erwiderte Herr von Werner. „Der Disziplinar-Senat hat Ihrer Heimkunft geharrt, weil er einen wichtigen Fall nicht ohne Sie entscheiden wollte.“

„Gut! — berufen Sie den Senat auf heute fünf Uhr.“

Er ging, machte nun auch die Runde durch die übrigen Bureaux, beantwortete die besorgten Fragen mit der Versicherung völligen Wohlbefindens, und schritt dann durch einen langen Korridor seiner Wohnung zu, die in einem andern Flügel des großen Hauses gelegen war.

Noch immer war sein Schritt elastisch, sein Antlitz bleich, aber fast heiter. Erst nachdem er dem Diener den Befehl gegeben, Niemand vorzulassen, selbst seinen Freund, den Anwalt nicht, und die Thüre seines Arbeitszimmers hinter sich verriegelt, sank er auf einen Ruhesitz hin, und überließ sich nun haltlos der Raserei eines wilden verzweifelten Schmerzes.

Zweites Kapitel.

Wohl eine Stunde mochte sich so der unglückliche Mann stöhnend und wie ein Wurm unter der Wucht seines Jammers gekrümmt haben, dann erhob er sich wankenden Schritts, trat an seinen Schreibtisch heran und begann die geheimen Fächer des alterthümlichen Geräths zu durchwühlen.

„Ich weiß nicht mehr, wo es liegt . .“ flüsterte er vor sich hin. „Ich habe lange nicht mehr der alten Geschichten gedacht . . . Aber Gott hat sie nicht vergessen!“

Endlich entdeckte er das Gesuchte: ein kleines Päckchen vergilbter Briefe. Als er das Band löste, fiel ein kleines Bild in schmalem Silberrähmchen heraus, in Aquarell gemalt; es zeigte die sanften holden Züge eines jungen, blonden, grauäugigen Mädchens. Seine glühenden Augen wurden feucht,

als er darauf blickte, und eine zähe, schwere Thräne rollte ihm über die Wange.

Dann entfaltete er die Papiere und begann zu lesen; es waren lange Briefe, nur der vorletzte im Päckchen umfaßte blos zwei Blättchen. Gerade diesen las er am aufmerksamsten, las ihn immer wieder und mit steigender Bewegung. „Und solchen Worten habe ich zu widerstehen vermocht!“ murmelte er. „O, ich Elender . . .“

Dann entfaltete er das letzte Schreiben. „Du hast wohl selbst nicht gehofft, daß ich Dein Geschenk von Dir annehmen würde,“ las er halblaut. Und dann: „Ich fluche Dir nicht, im Gegentheil, ich wünsche heiß, daß Du mich wenigstens nicht umsonst geopfert haben mögest!“ . . .

Er faltete die Briefe zusammen und legte das Band um sie. Dann löste er es doch wieder und versenkte sich abermals in die traurige Lektüre.

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach ihn; seine Wirthschafterin rief ihn zum Speisen. Es war dies ein braves, ältliches Mädchen, Fräulein Brigitta, dem er sonst mit großer Rücksicht zu begegnen pflegte. Heute rief er ihr nur ein kurzes,

ungeduldiges „Später!" zu und beantwortete ihre Frage nach seinem Befinden gar nicht mehr.

Dann aber besann er sich eines Anderen. „Ich darf nicht krank werden," murmelte er. „Ich muß meine Kraft zusammenhalten! Es wird nöthig sein!" Nachdem er die Briefe in ihr Fach verschlossen, ging er ins Speisezimmer.

Er zwang sich, einige Löffel Suppe zu nehmen, und leerte dann hastig ein Glas alten Rheinweins. Sein Diener Franz, gleichfalls ein alter, treuer Mensch, füllte es wieder, aber zögernd und mit abgewandtem Antlitz.

„Wo ist Fräulein Brigitta?" fragte der Präsident.

„Weint!" brummte der Alte, „Ist eben an die neue Art noch nicht gewöhnt! Und ich auch nicht! . . . Schöne Aufführung, Herr Baron! Man kommt Morgens krank an, sagt aber seinem alten treuen Diener kein Wort davon, sondern geht ins Amt. Dort fällt man einige Male um, läßt aber doch keinen Arzt holen, sondern windet sich allein in seinen Schmerzen, wie ein verwundeter Hirsch." Dem treuen Menschen gingen die Augen über.

„Ich bin wieder wohl, Franz," beruhigte der Präsident.

„Man hat gestöhnt!“ rief der Alte im Tone heftigsten Vorwurfs. „Und seit wann läßt man sogar den Doktor Berger nicht vor?“

„War er hier?“

„Ja, in einer dringlichen Sache, und wollt’ es gar nicht glauben, daß man selbst ihn abzuweisen befohlen hat . . . Und nun ißt man nichts,“ fuhr er heftig fort, als Sendlingen die Schüssel zurückwies und sich erhob, „Herr Baron, was soll das bedeuten?! Man sieht aus, als hätte man ein Gespenst gesehen!“

„Nein, nur einen alten Murrkopf!“ Es sollte wie leichter Scherz klingen, aber der Ton gelang ihm schlecht. „Sei mir nur nicht gar zu böse!“

Dann ging er wieder in sein Bureau. „Der Alte hat Recht,“ dachte er, „es ist ein uraltes Gespenst, Nemesis heißt es!“ Sein Blick fiel auf den großen Datumzeiger an der Thür: „7. November 1852“ las er ab. „Ein Tag, wie jeder andere — und doch . . .“

Dann strich er mit der Hand über die Stirne, als müßte er sich auf sich selbst besinnen, und zog die Klingel. „Bringen sie mir,“ befahl er dem eintre-

tenden Kanzlisten, „aus dem Straffenat die Akten der drei nächsten Schlußverhandlungen!"

Er trat ans Fenster und erwartete, scheinbar ruhig, die Rückkehr des Mannes. Dieser ließ nicht lange auf sich warten und legte zwei mächtige Aktenbündel auf den Tisch.

„Ich melde gehorsamst, Herr Präsident," berichtete der ehemalige Soldat in strammer Haltung, „daß sich nur diese Akten für den 9. und 10. November im Gerichte befinden. Jene der morgigen Verhandlung contra Victorine Lippert wegen Kindesmords sind noch bei dem Vertheidiger, Dr. Georg Berger."

Sendlingen zuckte zusammen. „Hat die Angeklagte diesen Vertheidiger gewählt?"

„Zu Befehl, nein, Herr Präsident, sie hat sogar jede Vertheidigung abgelehnt, weil sie so zu sagen ein armes, verzweifeltes Geschöpf ist, welches gern sterben möchte. Der Herr Vizepräsident haben ihr daher von Amtswegen Herrn Dr. Kraushoffer und, als dieser erkrankte, Herrn Dr. Berger zum Vertheidiger bestimmt. Letzteres geschah erst vorgestern, und wurde daher dem Herrn Doktor verstattet, die Akten zu seiner Information bis morgen früh

zu behalten. Befehlen der Herr Präsident, daß ich sie von ihm fordere?"

„Nein. Es ist gut!"

Er trat in die Fensternische zurück. „Ein armes Geschöpf, welches gern sterben möchte!" sprach er langsam, dumpf vor sich hin. Furchtbare Bilder drängten sich vor sein Auge, aber das arme, wüste Hirn konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Er begann hastigen, fast taumelnden Schritts im Zimmer auf- und abzugehen.

„Nacht! Nacht!" stöhnte er; er hatte die Empfindung, als irre er in tiefem Dunkel weglos umher, während doch jeder Athemzug verlorener Zeit das Opfer eines Menschenlebens verschulden könne. Dann belebte sich sein Antlitz doch wieder; es schien ihm von guter Vorbedeutung, daß Berger das Mädchen vertheidige; er kannte den Freund als den gewissenhaftesten Anwalt des Sprengels. „Und wenn ich ihm vollends sage, was sie mir ist —" Aber er brachte den Satz nicht zu Ende und schüttelte den Kopf.

„Ich bringe es nicht über die Lippen," flüsterte er und blickte sich scheu um, „selbst ihm gegenüber nicht! . . ."

„Wozu auch?" dachte er dann, „Berger wird

sicherlich ohnedies schon aus Pflichtgefühl, Alles thun was in seiner Kraft steht!" . . .

Aber welcher Erfolg war davon zu erwarten? Diese alten Richter, des mündlichen Verfahrens ungewohnt, betrachteten ja die Schlußverhandlung nur als Formalität und schöpften ihr Urtheil, was immer der Vertheidiger sagen mochte, aus den Akten. Es kam einzig auf ihre Gesinnungen an, und wie Herr von Werner über dieses Verbrechen dachte, hatte er ja vor wenigen Stunden entwickelt! Und wäre er auch früher anderer Ansicht gewesen, nun, da er die Ansicht des Ministers kannte . . . „ich Unglückseliger," knirschte der Präsident, „ich selbst habe es ihm gesagt!" Wieder erschien auf seinem Antlitz jener Ausdruck fast sinnloser Angst und er irrte händeringend im Zimmer umher.

Plötzlich hielt er den Schritt an, das Antlitz wurde noch fahler, die Brauen zogen sich finster zusammen und die Lippen preßten sich fest aufeinander. Ein neuer Gedanke mußte in ihm aufgetaucht sein, eine dunkle, unheimliche Eingebung, die er bekämpfte und die doch immer wieder kam und Macht über ihn gewann. „Das wäre Rettung!" murmelte er. „Lautet das morgige Urtheil nur auf kürzere

Kerkerstrafe, so werden es die oberen Gerichte nicht zum Todesurtheil verschärfen!"

Er schritt langsam, gebeugten Hauptes, gleich als ob ihm die Wucht jenes Gedankens wie eine körperliche Last auf dem Nacken läge, dem Fenster zu und starrte hinaus. Die frühen Schatten des Herbstabends senkten sich auf die Gasse, hinter den Scheiben des gegenüber liegenden Gebäudes trat eben eine junge Frau mit der Lampe zu dem Gatten ein, setzte sie auf seinen Arbeitstisch und streifte sein Haar leicht mit den Lippen. Sendlingen sah es deutlich; er unterschied jedes Geräth der Stube und die Gesichtszüge der Beiden, und da er sie kannte, so flüsterte er unwillkürlich ihre Namen vor sich hin. Aber dabei spannen seine Gedanken doch immer unabläßig an jenem dunklen Faden fort und traten ihm zuweilen in leisem Flüsterton über die Lippen.

„Und was hindert mich daran? Niemand kennt mein Verhältniß zu ihr und sie selbst hat wohl keine Ahnung. . . . Es ist mein gutes Recht und könnte nicht auffallen. . . . Freilich fiele es mir schwer, es wären furchtbare Stunden, aber was liegt an mir?!"

„Elender!“ sagte er plötzlich hart und heiser. „Die Welt kennt jenes Verhältnis nicht, aber Du kennst es! Was Du vorhast, ist ein Frevel, geht gegen Recht und Gesetz!“ . . .

„O mein Gott!“ stöhnte er dann: „Hilf mir! Erleuchte mein armes Hirn! Ist es nicht der geringere Frevel, wenn ich sie durch ein ehrloses Mittel rette, als wenn ich mit verschränkten Armen zusehe, wie sie dem Henker überliefert wird?! Kann dies Deinem Willen entsprechen, der Du ein Gott der Liebe und des Erbarmen bist? Darf mir meine Ehre heiliger sein als ihr Leben?!“

Er sank in den Lehnstuhl und barg sein Antlitz in den Händen. „Aber es handelt sich ja nicht um meine Ehre allein,“ murmelte er. „Es wäre ein Frevel gegen das Recht, gegen das Heiligste auf Erden! . . . . O mein Gott, erbarme dich meiner!“

Während er so fassungslos im Dunkel lag, den Körper von Fieber, die Seele von schlimmeren Schauern durchrüttelt, überhörte er ein leises, dann stärkeres Klopfen an der Thüre. Endlich that sich diese auf.

„Herr Präsident?“ fragte eine laute Stimme; es war Herr von Werner.

„Hier bin ich!“ erwiederte Sendlingen hastig und richtete sich auf.

„Im Dunkeln?“ fragte der alte Herr erstaunt. „Ich dachte schon, Sie hätten der Abmachung vergessen — es ist fünf Uhr und die Herren des Disziplinar-Senats erwarten uns ... Ist etwa Ihr Unwohlsein wiedergekehrt?“

„Nein! ... Ich saß nur in tiefen Gedanken und vergaß, die Kerzen anzuzünden. Bitte, ich bin bereit!“

„Gestatten Sie mir noch eine Frage!“ sagte der Beamte und trat so weit vor, als der Lichtschein reichte, welcher durch die geöffnete Thüre aus dem erleuchteten Korridor ins Zimmer drang. „Eigentlich eine Bitte! Der Kanzlist sagte mir, daß Sie nach den Akten der morgigen Verhandlung gefragt. Möchten Sie vielleicht den Vorsitz übernehmen?“

Sendlingen erwiederte nicht sofort. „Ich bin ja nicht informirt,“ sagte er endlich mit unsicherer Stimme.

„Der Fall liegt einfach, und schon die Durchsicht der Anklage würde Sie orientiren. Eben darum erlaubte ich mir die Frage schon jetzt, um

die Akten eventuell sofort vom Advokaten erbitten zu lassen. Ich selbst — hm! meine Tochter, die Finanzräthin, erwartet nämlich, wie ich soeben erfahre, für morgen zum ersten Male — hm! den Eintritt eines freudigen Ereignisses. Es ist selbstverständlich, daß ich deshalb doch zur Verfügung stehe, aber — hm! im Vertrauen auf Ihre kollegiale Güte —"

Sendlingen hatte sich fest auf die Lehne des Fauteuils gestützt. Seine Pulse flogen und seine Stimme zitterte, als er erwiederte:

„Ich übernehme den Fall."

Dann gingen die beiden Herren dem Senatssaale zu. Als sie in den vollen Lichtschein des Korridors traten, blickte Herr von Werner seinen Chef besorgt an. „Aber Sie sind in der That noch immer sehr bleich!" rief er. „Und Ihr Gesicht hat einen ganz fremden Ausdruck! Sie scheinen ernstlich unwohl und nun habe ich Ihnen noch gar für morgen —"

„Es ist nichts!" fiel ihm der Präsident ungeduldig ins Wort. „Wen betrifft unsere heutige Verhandlung?"

„Sie werden es mit Bedauern vernehmen,"

war die Antwort. „Ich weiß, auch Sie haben von dem jungen Manne die beste Meinung gehabt. Es ist der Adjunkt Herbich vom Handelsgericht; er hat sich leider einen groben Mißbrauch der Amtsgewalt zu Schulden kommen lassen!“

„Oh! — in welcher Weise?“

„Es sind Geldsachen,“ erwiederte Werner flüchtig. Dann winkte er einen Diener herbei und gab ihm den Auftrag an den Advokaten.

Sie traten in den Saal, wo bereits die drei ältesten Räthe des Gerichts ihrer harrten. Der Präsident eröffnete die Sitzung und ertheilte dem Referenten das Wort.

Der Sachverhalt war ein anderer, als nach jener Andeutung Werners zu vermuthen war: der Adjunkt Herbich war nicht aus Gewinnsucht zum Verbrecher geworden. Seine Mutter, eine betagte Wittwe, hatte auf seinen Rath ihr geringes Vermögen, welches der einzigen Tochter als Mitgift zugedacht war, einem seiner Freunde, einem jungen Kaufmann von trefflichem Rufe, als Darlehen anvertraut. Ohne daß die Welt es ahnte, war dieser ehrliche Mann allmählich durch die Noth der Zeit um seinen Besitz gekommen, und als Herbich eines

Morgens sein Bureau im Handelsgericht betrat, erwartete ihn bereits der Vertreter einer Fabrik, welcher von ihm zu seinem tödtlichen Schrecken unter Vorlage der gesetzlichen Belege die Verhängung des Konkurses über jenen Freund heischte. Statt diesem Begehren pflichtgemäß zu entsprechen, eilte er zu dem Kaufmann und bewog ihn durch flehentliche Bitten, das Darlehen alsogleich zu erstatten. Dann erst kehrte er ins Amt zurück und fertigte die Konkurseröffnung aus. Durch den Spürsinn der andern Gläubiger, die hiedurch verkürzt worden, war die Sache ans Licht gekommen. Herbich wurde suspendirt, jedoch in Freiheit belassen. Ein bleibender Schade erwuchs den Gläubigern nicht, da die Schwester inzwischen dem Verwalter der Konkursmasse den vollen Betrag erstattet hatte. Gleichwohl beantragte der Referent, die volle Strenge des Gesetzes walten zu lassen und den jungen Beamten nicht blos des Amtes zu entsetzen, sondern auch ungesäumt dem Strafgerichte zu übergeben.

Der Präsident hatte den langen Bericht regungslos angehört. Nur einmal hatte er sich erhoben, den Lampenschirm so zurecht zu rücken, daß

sein Gesicht in tiefem Schatten blieb. Dann stellte er die Frage, ob das Kollegium den Angeklagten vernehmen wolle? Denn es war hiezu keineswegs verpflichtet, wohl aber berechtigt, und darum war auch Herbich von der Stunde der Berathung mit der Weisung verständigt worden, sich im Gerichtshause einzufinden.

Der Referent sprach sich ablehnend aus. Anders der Votant Baron Dernegg, ein behäbiger Mann mit breitem, wohlwollendem Gesichte. Ihm scheine, führte er aus, die Vernehmung geboten, weil sie allein völlige Klarheit über die Motive der That gewähren könne. Beide Herren fanden je einen Genossen ihrer Ansicht, und die Entscheidung lag daher an dem Präsidenten. Aber dieser zögerte lange, bis er endlich mit gepreßter Stimme sagte: „Auch mir erscheint es menschlich und billig, den Unglücklichen zu hören.“

Der Adjunkt trat ein. Glühende Röthe überflog sein bleiches, verhärmtes Antlitz, als er die Richter erblickte, und sein Schritt war so unsicher, daß Dernegg mitleidig auf einen Stuhl deutete. Der Zitternde stützte sich auf die Lehne desselben, als er die Frage des Präsidenten, was er zu seiner

Vertheidigung vorzubringen habe, in mühsamer, fast stockender Rede zu beantworten begann.

Er erzählte von seiner innigen Freundschaft mit dem Kaufmann und wie nur sein Zuthun das Darlehen vermittelt. Als er auf jene unselige Stunde zu sprechen kam, versagte seine Stimme, bis er endlich fast schluchzend hervorstieß: „Kein Wort sagt, wie mir da wurde! . . . Meine Schwester hatte sich kurz vorher mit einem Offizier verlobt, jene Summe sollte zur Heiratskaution dienen; war sie verloren, so konnte die Vermählung nicht stattfinden und das Lebensglück der Aermsten war vernichtet! Ich dachte nicht an die Sträflichkeit meines Vorhabens, ich folgte nur der Stimme meines Herzens, die mir zurief: „Deine Schwester darf nicht durch deine Schuld unglücklich werden!“ Erst der Widerstand des Freundes brachte mir ins Bewußtsein, was ich begonnen! Ich suchte mich und ihn durch Sophismen zu beruhigen, indem ich betonte, wie gering die Summe im Vergleich zu seinen übrigen Verpflichtungen sei und daß ja jeder andere Gläubiger ebenfalls die Gelegenheit zur Deckung in letzter Stunde ausgenützt hätte. Ihn schien ich überzeugt

zu haben; ich selbst ging mit dem Bewußtsein hinweg, ein Verbrecher zu sein ..."

Er hielt inne, aber als er dann fortfuhr, hob und festigte sich seine Stimme immer mehr.

„Ein Verbrecher — gewiß! Aber mein Gewissen sagte mir auch, daß ich unter zwei Verbrechen das geringere erwählt. Es war vergeblich; die Sache wurde ruchbar; meine Schwester hat ihr Vermögen, ihr Glück geopfert. Ich aber denke über meine That heute, wie damals. Wohl dem Manne, dem ein Widerstreit der Pflichten erspart bleibt, wie er mir das Herz zerrissen, die Ehre vernichtet; aber kommt er über ihn, dann wird er handeln wie ich, wenn er ein Mensch ist! Und nun harre ich Ihres Urtheils, denn was ich noch vorzubringen vermöchte, etwa wie ich einstens war, wissen Sie so gut, wie ich!"

Eine tiefe Stille folgte diesen Worten. Es war an dem Präsidenten, sie durch eine neue Frage oder durch Entlassung des Angeklagten zu beenden. Er aber starrte schweigend, wie verloren, vor sich hin. Endlich murmelte er: „Sie können gehen!"

Die Debatte begann und wurde fast leidenschaftlich geführt, da sich zwei entgegengesetzte An-

schauungen mit aller Schärfe geltend machten. Baron Dernegg und der vierte Richter befürworteten stille Entlassung ohne weitere Strafe, während der Referent, von Werner unterstützt, auf seinem ursprünglichen Antrag beharrte. Die Sache sei allgemein bekannt, betonte er, und darum fordere das Ansehen der Justiz eine eklatante Sühne des verletzten Gesetzes.

Die Entscheidung lag wieder an dem Präsidenten, aber es schien ihm schwer, sie auszusprechen. „Es ist wünschenswerth," sagte er, „daß Ihr Urtheil, meine Herren, ein einstimmiges sei. Vielleicht einigen Sie sich in zwangloser Diskussion leichter. Ich unterbreche die Sitzung für einige Minuten."

Doch betheiligte er sich an dieser Beratung nicht, sondern trat an's Fenster. Er preßte die glühende Stirne an das kühle Glas; wieder trug sein Antlitz jenen Ausdruck qualvoller Unsicherheit. Aber allmählich festigten sich die Züge und gewannen die Ruhe eines Entschlusses. Als Werner auf ihn zutrat und meldete, daß jede der Parteien hartnäckig auf ihrer Ansicht bestehe, schritt er wieder an den Tisch heran und sprach mit lauter, ruhiger Stimme:

„Ich entscheide für den Antrag des Herrn Gerichtsraths Baron Dernegg . . . Das Ansehen der Justiz scheint mir nicht erst der Festigung durch übermäßige Strenge zu bedürfen, und die Entsetzung vom Amte, die Vernichtung der Existenz ist wohl genügende Strafe für einen verhängnißvollen Irrthum. . . .“

Herr von Werner konnte trotz seines grenzenlosen Respekts vor dem Vorgesetzten eine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken.

Sendlingen gewahrte es. „Einen Irrthum!“ wiederholte er nachdrücklich. „Wer sich in die Lage des Unglücklichen zu versetzen, wer die Kämpfe seiner Seele nachzufühlen vermag, muß erkennen, daß er nach seinem Empfinden in der That nur zwischen zwei Verbrechen zu wählen hatte. Sein Irrthum war es, jenes Verbrechen für das geringere zu halten, welches in Wahrheit das größere war. . . . Ich bin nie ein blinder Anhänger der Maxime gewesen: „Fiat justitia et pereat mundus!“ — wohl aber muß sie sicherlich insofern als heilig gelten, als jeder von uns Richtern nach Gesetz und Pflicht handeln muß, auch wenn ihm das Herz darüber brechen sollte! Aber, ich wiederhole, es war ein

Irrthum! Und. dafür scheint mir auch der mildere Antrag Sühne genug."

Dann trat er auf Werner zu. „Verzeihen Sie, wenn ich leider meine Zusage bezüglich der morgigen Verhandlung zurückziehen muß. Ich fühle mich in der That nicht wohl genug."

„Oh! bitte — hm! . . . wenn es sein muß!"

„Es muß sein!" sagte der Präsident freundlich aber bestimmt. „Guten Abend, meine Herren!"

Drittes Kapitel.

Sendlingen ging in seine Wohnung; der alte Diener empfing ihn und folgte ihm mit besorgter Miene in's Arbeitszimmer. „Du kannst gehen, Franz!“ sagte er kurz und barsch. „Ich bin für Niemand zu sprechen.“

„Und wenn Dr. Berger . . .?!“

„Berger?!“ Er schüttelte heftig das Haupt. Dann schien er sich doch eines Anderen zu besinnen. „Ihn will ich empfangen,“ sagte er tief aufathmend.

Der Alte ging zögernd, der Präsident blieb allein. Aber schon nach wenigen Minuten ward im Vorzimmer die Stimme des Freundes vernehmbar und dieser trat ein, ein mächtiges Aktenbündel unter dem Arm.

„Nun, wie steht's?“ rief der stattliche Mann

noch in der Thüre. „Sicherlich besser, da Du morgen präsidiren willst. Hier sind die Akten!"

Er legte die Papiere auf den Tisch und schüttelte die dargebotene Hand. „Mir fiel ein Stein vom Herzen, als der Diener kam. Erstlich wußte ich Dich nun wieder wohler, und zweitens war der Hauptzweck meines Besuchs von heute Mittag ohne mein Zuthun denn doch erreicht."

„Warst Du deshalb gekommen?"

„Ja, Victor, — und nicht blos um Dich zu begrüßen!" Das breite, offene Gesicht des Advokaten wurde sehr ernst. „Ich wollte Deine Aufmerksamkeit auf die morgige Verhandlung lenken, nicht allein aus Mitleid für die Unglückliche, sondern auch im Interesse des Rechts. Der alte Werner, der sich immer tiefer in die Idee verrennt, in jeder Kindesmörderin zugleich die Revolution zu bekämpfen, wäre nicht der rechte Richter für dieses Mädchen. „Es giebt Fälle," hat einmal eine Autorität auf strafrechtlichem Gebiete geschrieben, „wo ein Todesurtheil, nach dem Buchstaben des Gesetzes gefällt, einem Justizmorde nahezu gleichkommt." Ich hoffe, Du läßt diese Autorität gelten, obwohl Du es selbst bist. Nun denn, kommt Werner auch morgen in die

Lage, jene Praxis zu üben, an die er sich im Laufe der letzten Wochen gewöhnt, dann wird hier einer dieser entsetzlichen Fälle gegeben sein!"

Sendlingen erwiderte nichts; seine Glieder waren wie erstarrt und das Herz drohte ihm stille zu stehen. „Wie . . . wie verhält sich die Sache?" stieß er endlich heiser, fast stammelnd hervor.

„Deine Stimme ist umflort," bemerkte der Advokat harmlos. „Du mußt Dich auf der Reise erkältet haben . . . Der Sachverhalt also?!"

Er setzte sich bequem zurecht.

„Es ist nur eine gewöhnliche traurige Geschichte, die mich erst dann im tiefsten Herzen erschüttert hat, nachdem ich die Ärmste gesehen und gesprochen. Victorine Lippert ist selbst ein Kind der Liebe, hat nie erfahren, wer ihr Vater ist, auch im Nachlaß der Mutter keine Andeutung darüber gefunden. Da sie in Radautz, einem Städtchen der Bukowina, zur Welt kam und ihre Mutter Erzieherin in dem Hause eines Bojaren war, so steht zu vermuten, daß diese der Verführung, vielleicht auch der Gewalt eines dieser Halbwilden zum Opfer gefallen. Ich möchte dies letztere annehmen, weil Hermine Lippert später durch ihre Lebensführung, durch die rührende

Sorge für ihr Kind, wahrlich den Verdacht leichtfertiger Gesinnung entkräftet hat. Sie ließ sich nämlich in einem Städtchen der Steiermark nieder und erhielt den dürftigen Haushalt durch Musikstunden. Notgedrungen wagte sie dabei den frommen Betrug, sich für eine Wittwe auszugeben, da sie sonst sammt dem Kinde hätte verhungern müssen. Ein Zufall enthüllte nach acht Jahren diese Täuschung und vernichtete die Existenz der unglücklichen Frau. Sie mußte das Städtchen verlassen, fand jedoch nach einigen Monaten bei einer mitleidigen Dame in Pest Stellung als Gesellschafterin; ihr Töchterchen konnte sie nun nicht mehr bei sich behalten und ließ es in einer Grazer Pension erziehen. Mutter und Kind sahen sich nun zwar jährlich nur einmal, doch blieben sie im innigsten Verkehr. Victorine lernte fleißig, war über ihre Jahre hinaus ernst und tüchtig, und rechtfertigte die Hoffnung, daß sie sich einst durch ihre Kenntnisse selbst ernähren werde. Nun, diese traurige Notwendigkeit trat denn auch sehr früh an sie heran. Kaum fünfzehnjährig, verlor sie die Mutter; durch kurze Zeit zahlte noch jene ungarische Dame die Pension, dann mußte sich die Verwaiste selbst forthelfen. Ihre trefflichen

Zeugnisse verschafften ihr die Stellung einer Gouvernannte im Hause der verwittweten Gräfin Riesner-Graskowitz auf Graskowitz bei G. Sie hatte daselbst zwei kleine Nichten der Schloßfrau zu erziehen und hielt trotz der Härte dieser gemütsrohen, überaus geizigen Dame geduldig aus. Da kehrte im Juni vorigen Jahres der einzige Sohn des Hauses, Graf Heinrich, zu längerem Besuch zurück . . ."

Sendlingen seufzte tief auf und hob die Hand.

„Du erräthst alles Weitere?" fragte der Anwalt. „Das ist in der That nicht schwer! Der junge Mann hatte eben seinen Probedienst als diplomatischer Eleve bei unserer Pariser Botschaft absolvirt, sollte im September als Attaché nach München gehen, langweilte sich natürlich im stillen Schlosse sehr und vertrieb sich ebenso natürlich die Langeweile dadurch, daß er die wunderschöne, kaum erblühte Erzieherin zu verführen suchte. Er überschüttete sie mit Briefen voll glühender Beteuerungen — ich werde morgen einige Proben vorlesen, darunter ein bündiges Heiratsgelöbnis — und das siebzehnjährige Mädchen war leicht bethört. Es liebte den schönen, eleganten Menschen, glaubte an die eigene Liebe, wie an eine göttliche Offenbarung, und

vertraute darum auch seinen Schwüren. Ich denke, Du ersparst mir alle Details, derlei ist oft vorgekommen!"

„Oft vorgekommen!" wiederholte Sendlingen mechanisch und fuhr sich über Stirn und Augen.

„Also kurz! Sowie der edle Heinrich erkannte, daß die Verführte Mutter geworden, während diese selbst es noch nicht ahnte, beschloß er, allen Unannehmlichkeiten mit der gestrengen Frau Mama recht weit aus dem Wege zu gehen und ließ sich nach Petersburg schicken. Inzwischen hatte eine gutmütige Zofe die Unglückliche über ihren Zustand aufgeklärt, tröstete sie auch treulich in ihrem grenzenlosen Jammer und half ihr, durch entsprechende Tracht einer Entdeckung zu begegnen. Ihre flehentlichen Bitten an den Geliebten blieben unbeantwortet. Endlich kam ein Schreiben — und auch dieses werde ich morgen vorlesen — worin sich der Schurke jede fernere Behelligung verbat, ja sogar mit den Gerichten drohte . . . Und nun male Dir die Verzweiflung des Mädchens aus, als die Gräfin fast gleichzeitig das Geheimnis entdeckte — ob zufällig oder durch einen Brief des Wackeren aufgeklärt, bleibt ungewiß. Sicherlich weniger aus sitt-

licher Entrüstung, als aus Furcht vor den Kosten beging nun die hochgeborene Frau die empörende Rohheit, das arme Geschöpf sofort, bei Nacht und Nebel, durch die Knechte aus dem Schlosse zu jagen! Es war eine dunkle, naßkalte Aprilnacht; vom Fieber gerüttelt und todesmatt schleppte sich die Unselige dem nächsten Dorfe zu. Sie hat es nicht erreicht, auf halbem Wege, in einem Wäldchen ist sie am nächsten Morgen von einigen Bauern aus Graskowitz bewußtlos aufgefunden worden . . . Neben ihr lag ihr totes, ihr ermordetes Kind . . ."

Der Präsident stöhnte auf und barg sein Antlitz in den Händen.

„Dich ergreift dies Schicksal?" fragte Berger. „Es ist ja auch jammervoll genug! . . Die Leute schafften sie ins Dorf und machten die Anzeige in G. Die Gerichts-Kommission traf am nächsten Tage ein. Sie konnte nur feststellen, daß das Kind erdrosselt worden; eine Vernehmung der Mörderin war unmöglich; sie lag in wilden Delirien und der Gerichtsarzt meinte, sie werde wohl sterben. Aber das Schicksal" — der Anwalt erhob sich und seine Stimme zitterte — „das Schicksal ist nicht so barmherzig gewesen. Sie genas und wurde zuerst nach G.,

dann hierher gebracht. Sie gestand, daß sie in der Einsamkeit jener furchtbaren Nacht, von den Wehen überfallen, von Gott und der Welt verlassen, den Entschluß gefaßt, sich und das Kind zu töten — wann und wie sie die That vollführt, wisse sie nicht. Ich bin überzeugt, daß dies keine Lüge ist, wie ich auch ihrer Beteuerung glaube, daß sie nur durch die Ohnmacht am Selbstmord verhindert worden ... Scheint Dir dies nicht auch wahrscheinlich?!"

Der Präsident erwiderte nichts. „Wahrscheinlich," murmelte er dann, „höchst wahrscheinlich!"

Der Anwalt nickte. „So viel also," fuhr er fort, „findet sich in den Akten, und da es wohl genügend ist, das Mitgefühl zu wecken, so suchte ich sie sofort auf, nachdem ich die Verteidigung zugewiesen erhalten. Seit dieser Stunde weiß ich mehr. Ich weiß, daß hier ein wahrhaft herrliches Geschöpf durch die Niedertracht der Menschen zu Grunde gerichtet worden ist. Sie muß nicht blos entzückend schön gewesen sein, sondern auch von seltener Tiefe und Reinheit des Gemüts. Man kann es noch erkennen, wie etwa Scherben noch die einstige Schönheit eines Kunstwerks ahnen lassen. Denn dieses Geschöpf ist zerstückt und zerbrochen, und seine ein-

zige Bitte an mich war nur: das Todesurteil nicht zu verhindern! . . . Aber ich kann diese Bitte nicht erfüllen," schloß er. „Sie darf nicht sterben, auch um der Gerechtigkeit willen! Und darum erleichtert es mir das Herz, daß morgen ein Mensch die Verhandlung leiten wird, und nicht eine Paragraphen-Maschine!"

Er hatte mit steigender Wärme gesprochen, mit einer Ergriffenheit der Seele, wie sie dieser ruhige, ja nüchterne Mann selten offenbarte.

Die eigene Bewegung ließ ihn nicht gewahren, wie sonderbar sich der Freund benahm. Sendlingen saß eine Weile regungslos da, das Antlitz noch immer mit den Händen bedeckend, und als er sie endlich sinken ließ, beugte er das Haupt so tief herab, daß die Stirne auf der Kante des Schreibtisches ruhte. Und in dieser Haltung stieß er endlich hervor:

„Ich kann morgen nicht präsidiren!"

„Warum nicht?" rief der Anwalt erstaunt. „Bist Du ernstlich krank?" Und als er nun das Antlitz des Freundes sanft zu sich emporhob und in diese verzerrten Züge blickte, rief er besorgt: „Gewiß — Du fieberst ja!"

Sendlingen schüttelte das Haupt „Ich bin

gesund, Georg! Aber selbst wenn ich wüßte, daß es mich mein Leben kostet, ich würde dieses Mädchen doch nicht Anderen ausliefern, wenn ich nur dürfte. Aber ich darf nicht!"

„Du darfst nicht?!"

„Das Gesetz verbietet es!"

„Das Gesetz?! . . Du sprichst irre!"

„Nein! nein!" rief der unglückliche Mann und schnellte empor. „Ich wollte, ich wäre wahnsinnig oder todt, aber so gut ist es mir nicht geworden! . . Das Gesetz verbietet es, denn ein Vater —"

„Victor!"

„Es stimmt Alles, Alles! Der Name der Mutter . . . der Ort . . . das Jahr . . . und sie heißt Victorine . . ."

„O mein Gott! sie ist Deine —"

„Meine Tochter!" stieß der Unglückliche schrill hervor und brach zusammen.

Der Anwalt stand einen Augenblick wie gelähmt von Mitleid und Entsetzen. Dann eilte er zu dem Freunde hin, hob ihn empor und ließ ihn in den Fauteuil niedergleiten. „Beruhige Dich!" murmelte er. „Oh! es ist furchtbar! . . . Fasse Mut! . . .

Das arme Kind!" Er war selbst wie vernichtet von der Wucht dieser furchtbaren Entdeckung.

Schwer atmend lag Sendlingen da, seine Brust hob und senkte sich krampfhaft, dann begann er leise zu wimmern; erschütternder als Worte und Thränen, verriet dieses wilde, mühsam gedämpfte Stöhnen, wie sehr er litt. Rathlos stand der Anwalt vor ihm; er wußte kein triftiges Wort des Trostes zu sagen und wußte ja, daß vergeblich war, was immer er auch sagen mochte.

Da öffnete sich plötzlich laut und geräuschvoll die Thüre; der alte Franz hatte den Klageruf vernommen und es litt ihn nicht länger im Vorzimmer. „Herr Baron!" schrie er auf und stürzte auf den Leidenden zu. „Mein lieber, guter Herr!"

„Hinweg!" Der Präsident richtete sich hastig auf. „Geh', Franz — ich bitte Dich!" wiederholte er milder.

Aber dieser wich nicht. „Man hat solche Schmerzen," murmelte er, „und Fräulein Brigitta darf nicht hinein und mich schickt man weg! Wozu ist dann der Franz noch auf der Welt? . . ." Er ging nicht eher, als bis ihn der Anwalt durch Bitten und sanfte Gewalt zur Thüre hinaus schob.

Sendlingen nickte dem Freunde dankbar zu.

„Setze Dich her," bat er und wies auf einen Sessel neben dem seinen. „Noch näher — so! Du mußt alles wissen, schon um ihretwillen! Es soll Dir kein Zweifel bleiben, wen Du morgen vertheidigst, und vielleicht findest Du den Ausweg, den ich vergeblich zu ergrübeln suche. Aber ich wünsche es auch um meinetwillen! Mir ist seit dem Augenblicke, da ich's erfuhr, zu Muthe, als ob ich Alles verloren hätte. Alles, sogar — mich selbst! Du bist mein bester Freund, Dich will ich nicht verlieren! Du bist einer der gerechtesten Menschen, die ich kenne, Du sollst mich richten, Georg, und in derselben Art, wie Du die Unglückliche vertheidigen wirst, mit Deinem edlen Herzen, Deinem klaren Verstande! Vielleicht findest Du, daß mir doch noch etwas Anderes übrig bleibt, als —"

Er verstummte und warf einen scheuen Blick nach der kleinen, eleganten Kassette, die auf dem Schreibtisch stand. Berger wußte, daß sie einen Revolver enthielt.

„Victor!" rief er zürnend, fast empört.

„Oh! wenn Du wüßtest, was ich leide! Aber Du hast Recht, es wäre schmachvoll. Ich darf

nicht an mich denken, ich darf mich nicht hinwegstehlen, ich habe ja die Pflicht gegen mein Kind zu erfüllen. Lange genug habe ich sie versäumt — nun muß ich ausharren und die Schuld bezahlen. Ach! wie war mir noch heute Morgens zu Muthe, und nun liegt Alles in Scherben. Verzeih', mein armes Hirn kann noch keinen klaren Gedanken fassen! Aber — ich will — ich muß! Höre, so, als ob Du der ewige Richter wärest, will ich Dir erzählen, wie Alles gekommen . . ."

Viertes Kapitel.

Nach einer Weile begann er: „Ich muß zunächst von mir sprechen und wie ich damals war. Du kennst mich ja erst seit zehn Jahren, von meinen Eltern, meiner Kindheit weißt Du fast nichts. Es war eine furchtbare Kindheit, so voll von Gift und Jammer, wie sie selten ein Mensch zu durchleben verdammt war. Die Ehe meiner Eltern — es war die Hölle, Georg! Man lernt in unserem Berufe viel Furchtbares kennen, Ähnlichem bin ich kaum wieder begegnet. Wie sie aneinander kamen, weißt Du, das weiß alle Welt. Ich bin überzeugt, daß sie einander nie geliebt haben, ihre Schönheit hatte seine Sinne gereizt, und ihr mochte seine Herablassung geschmeichelt haben. Gleichviel! von der Stunde ab, die sie unlösbar an einander gekettet, haßten sie Eines das Andere, wie nur ein Mensch den Ver-

derber seines Lebens hassen kann. Es ist schwer zu entscheiden, von wem die Schuld ausging, vielleicht lag sie zunächst an meinem Vater. Vielleicht wäre ihm die rohe, beschränkte Frau dankbar dafür gewesen, daß er sie zur Frau Baronin gemacht und in eine höhere Lebensstellung erhoben, wenn er ihr nur ein wenig Geduld und Liebe geschenkt hätte. Aber das hatte er wohl nie vermocht, er haßte sie als die Ursache seines Unglücks, und sie vergalt es ihm zehnfach durch Hohn und Schimpf, und indem sie ihn, der ohnehin so tief gebeugt war zum Spott und Gerede des Städtchens machte.

Zwischen diesen beiden Menschen wuchs ich auf. Ich hätte ihr Verhältniß früh erkennen müssen, auch wenn sie es mir ängstlich verhehlt hätten, aber das thaten sie nicht. Oder vielmehr: er versuchte es, aber das war Grund genug für sie, mich geflissentlich in den Hader hineinzuziehen, weil sie erkannte, daß dies eine Waffe sei, ihn tief zu verwunden. Und als sie sah, daß er mich abgöttisch liebte, wie eben ein Unglücklicher die einzige Freude und Hoffnung liebt, die ihm das Schicksal gelassen, da haßte sie mich. Deshalb, nur deshalb — sie wußte, daß jedes Schimpfwort, jeder Schlag, den sie mir ver-

setzte, sein Herz traf. Kein Wunder, daß ich sie ebenso haßte und fürchtete, als ich meinen Vater liebte und verehrte.

Wie es um ihn stand, wußte ich schon als sechsjähriger Knabe ganz genau: er hatte eine Bürgerliche geheiratet und das durfte ein Sendlingen nicht! Darum hatte ihn sein Vater verstoßen, darum mußte er sein Leben in Kummer und Elend verbringen, in dem armseligen Neste, wo ihn die Leute seines Unglückes wegen verhöhnten. Meine Mutter war unser Fluch! — O, wie ich sie deshalb haßte, wie sich bei jeder Mißhandlung, die ich von ihr erlitt, mein Herz mehr und mehr mit bitterem Groll erfüllte . . ."

„Dich schaudert es, Georg?" unterbrach er sich. „Dieser Blick in eine Kindesseele macht Dich beben? Aber — so war es, und Du sollst Alles erfahren, wie es war.

Wenn ich dennoch nicht schlecht wurde, so danke ich dies meinem Vater. Ich war fleißig, weil es ihm Freude machte, war gegen die Menschen gut und hülfreich, weil er es gebot. Er war oft krank; was aus mir geworden wäre, wenn ich ihn schon damals verloren hätte und unter der Ruthe meiner Mutter aufgewachsen wäre, wage ich nicht auszu-

denken. Dies Schlimmste blieb mir erspart; er hielt seine Hand über mir, und als wir nach Klagenfurt kamen, begann er neu aufzuleben. Der Umgang mit Gebildeten erquickte ihn, er hoffte und strebte wieder. Aber nun begann die Mutter zu kränkeln und wenige Monate nach unserer Übersiedlung starb sie dahin. Wir freuten uns Beide nicht über ihren Tod, aber was wir empfanden, als wir so am offenen Sarge standen, war doch nur eine Art stillen Grauens.

Nun kamen friedlichere Tage, doch währten sie nicht lange. Die seelische Qual hatte meines Vaters bestes Mark verzehrt, das rauhe Bergklima seine Lunge geschädigt. Die milde Luft der Ebene schien ihm eine Weile wieder Genesung zu bringen, dann aber brach die tückische Krankheit mit aller Kraft aus. Er täuschte sich über seinen Zustand nicht, nur mich suchte er im Hoffen zu bestärken, und dies gelang ihm auch. Als nach einem traurigen Winter in den ersten Frühlingstagen sein Husten leichter wurde und seine Wangen sich rötheten, da jauchzte ich thörichter Knabe auf — er aber wußte, daß es die Todesrosen waren . . .

Und darnach handelte er. An einem Maimorgen — ich hatte eben mein vierzehntes Jahr vollendet —

trat er in der ersten Frühe an mein Bett und hieß mich rasch die Kleider anlegen. „Wir machen einen Ausflug", sagte er. Ein Wagen stand vor der Thüre. Wir fuhren aus der schlummernden Stadt, dem Wörthersee zu. Der Morgen war so schön, mein Vater so liebreich — es schien mir die fröhlichste Stunde, die ich je genossen! . . . Bei Maria Wörth bog der Wagen vom Seeufer ab, den Tauern zu, in ein felsiges Thal, bis wir am Fuße eines Berges hielten, den eine Ruine krönte. Langsam stiegen wir den verwilderten Fußpfad empor; den armen Kranken kostete jeder Schritt Mühe und Schmerzen, aber wenn ich abmahnte, so schüttelte er das Haupt. „Es muß sein!" sagte er mit seltsam ernster Miene. Endlich hatten wir den Gipfel erreicht. Von dem alten Gemäuer stand wenig mehr aufrecht, Reste der Ringmauern und ein Thorbogen. „Blick' da empor!" sagte er feierlich. „Kennst Du das Wappen?" Es waren zwei Schwerter, zu einem Andreaskreuz zusammengelegt, vier Sterne in den Feldern —"

„Euer Wappen?" fragte der Anwalt.

Der Präsident nickte. „Es waren die Reste der Sendlingerburg, einst unser erster Besitz auf

österreichischem Boden. Dies sagte mir mein Vater und begann die alten Geschichten zu erzählen, wie unser Ahn ein Vetter des Kaisers Konrad gewesen und als ein Mächtiger des Reichs in Franken und Schwaben gesessen, wie dann sein Urenkel, einem Habsburger in Freundschaft verbunden, nach Kärnten gekommen und hier das alte Wappen zu neuem Ruhme aufgerichtet. Es war eine schöne, bewegte Stunde — zu unseren Füßen die wilde, einsame Landschaft, traumhaft schön im blauen Dufte des Frühlingstags, um uns kein anderer Laut, als das leise Wehen des Windes im wilden Flieder und dazu der Klang dieser ernsten, begeisterten Stimme. So hatte mein Vater nie gesprochen, wie damals, und während er sprach, tauchte vor meinen Augen greifbar klar die Reihe der ehrenfesten Herren empor, die alle das Schwert mit Ruhm geführt und dann den Richterstab, und je vertrauter mir Namen und Zeiten wurden, desto höher schlug mein Herz, desto stolzer wurden meine Gedanken, und jeder dieser Gedanken war ein Schwur, es ihnen einstens nachzuthun.

Mein Vater mochte ahnen, wie mir ums Herz geworden; er zog mich zärtlich heran, und als er von seinem Vater erzählte, dem ersten Richter und

Ehrenmann seines Landes, da stürzten ihm die Thränen aus den Augen. „Das war der letzte Sendlingen, der seines Namens würdig war," schloß er, „der Letzte!" — „Vater!" schluchzte ich, „was ich kann und vermag, wird geschehen, aber auch Dir wird noch ein besseres Loos!" — „Mir!" unterbrach er mich. „Ich habe elend gelebt und werde elend sterben! Aber ich will mein Loos nicht beklagen, wenn es Dir zur Warnung wird! Höre, Victor, mein Leben zählt nach Wochen, vielleicht nach Tagen, aber sofern ich meine Vettern recht kenne, wirst Du nach meinem Tode nicht allein stehen. Sie werden nicht vergessen, daß Du ein Sendlingen bist, so lange Du selbst es nicht vergißt! Und daß Du dessen eingedenk bleibest, habe ich Dich hierhergeführt, ehe ich sterbe! Unglückliche Kinder werden früh reif, Du bist trotz all meiner Liebe ein sehr unglückliches Kind gewesen, Victor, und Du weißt darum längst und ganz genau, woran mein Leben gescheitert. Schwöre mir, dessen eingedenk zu bleiben und Dich streng und ehrenhaft zu führen, wie es eines Sendlingen Pflicht ist!" — „Ich schwöre es!" stieß ich unter Thränen hervor. „Und noch Eins!" fuhr er fort. „Ich muß es Dir

sagen, obwohl Du noch ein Knabe bist, aber mir bleibt keine Frist mehr und lieber jetzt, als gar nicht! . . . Es betrifft die Frauen. Du wirst gemeiner Lockung widerstehen, ich weiß es. Aber wenn Dir je eine begegnet, die edel und gut ist, jedoch nicht Deines Ranges, und wenn Dich Dein Herz zu ihr hinzieht, gebieterisch, unaufhaltsam, daß Dir zu Muthe wird, als müßte es in Deiner Brust brechen und bersten, wenn Du sie nicht gewinnst, so fliehe sie, denn es kann kein Segen daraus werden, sondern nur Fluch für Euch Beide . . . Fluch und Reue, Victor — glaube Deinem Vater, der die Welt kennt, wie sie ist . . . Schwöre mir, daß Du eine Bürgerliche nie und nimmer zu Deinem Weibe machst!" — „Ich schwöre!" wiederholte ich. „Wohlan," sagte er feierlich. „Nun habe ich meine letzte Pflicht erfüllt und bin bereit . . . Laß uns gehen, Victor!"

Er wollte sich erheben, aber er hatte der kranken Brust mehr zugetraut, als sie vermochte; er sank zurück und ein Blutstrom drang über seine Lippen. Es war ein furchtbarer Augenblick. Da stand ich, starr vor Schrecken, rathlos und hilflos neben dem Verblutenden — und als ich um Hilfe rief, da

hörte mich Niemand in dieser tiefen Einsamkeit ... Ich mußte zusehen, wie das Blut fortquoll, bis mein Vater ganz zusammenbrach. Ich hielt ihn für todt, aber er war nur ohnmächtig geworden. Ein Hirte vernahm den Schrei, mit dem ich neben ihm niederstürzte; er holte den Kutscher, sie brachten uns in den Wagen und dann nach Klagenfurt. ... Zwei Tage später war mein armer Vater verschieden. ..."

Er hielt inne und schloß die Augen, dann holte er tief Athem und fuhr fort:

„Du weißt, wie es sich ferner mit mir fügte. Den Sterbenden hatte seine Zuversicht nicht getäuscht: auf den schuldlosen Knaben, den letzten der Sendlingen, strömten plötzlich Wohlthat und Güte überreich nieder. Es war seltsam, wie dies auf mich wirkte weder rührend, noch erhebend, noch demüthigend. Was mir Gutes wurde, empfing ich wie ein gebührendes Recht; man gab es nicht mir, sondern meinem Geschlecht, als Vergeltung seiner Verdienste, und diesem hatte ich es dadurch zurückzuerstatten, daß ich mich seiner würdig erwies! All' mein Thun und Lassen wurzelte in diesem Familiengefühl, wie es selbst der Sproß eines Herrschergeschlechts

selten so mächtig empfunden haben mag. Wenn ich mich fast übermenschlich mühte, alle Hoffnungen, welche die Schule auf mich setzte, zu erfüllen, wenn ich jede böse oder gemeine Regung meines Herzens unerbittlich niederhielt, so danke ich es zunächst diesem Gefühl: die Sendlingen waren stets im Wissen tüchtig gewesen, streng gegen sich selbst, gerecht und gut gegen Andere, mußte ich nicht ebenso werden? Und wollte mir die Pflicht zu hart erscheinen, dann stand wie ein Schreckgespenst das bittere Schicksal, wie eine rührende Mahnung die blasse Leidensmiene meines Vaters vor mir, und spornte mich vorwärts. Aber dieselben Triebe wahrten mich auch, als nun Lob und Anerkennung auf mich einstürmten, vor jeder Überhebung; für gewöhnliche Menschenkinder mochte es ein Verdienst sein, sich auszuzeichnen, einem Sendlingen war es Schuldigkeit.

So blieb ich all' die Jahre, zuerst auf der Akademie, dann auf der Hochschule, bescheiden und ein guter Kamerad, ernsthaften Wesens, aber harmlosen Freuden nicht abhold. Ich hatte Sinn für die Künste, ich stellte im Tanzsaal, in der Studentenkneipe meinen Mann, nur in Einem blieb ich freudlos: ich hatte niemals eine Liebschaft. Mich schreckte

meines Vaters Mahnung und jenes alte Wort: „Ein Sendlingen darf kein Schurke werden!" Und wie sehr auch sonst die folgenden Jahre der Reisen meine Anschauungen wandelten, hierin blieb ich mir treu. Allerdings kostete mich dies keinen schweren Kampf. Manches Mädchen jener Kreise, in denen ich verkehrte, war mir liebenswerth erschienen, geliebt hatte ich keine, geschweige denn eine Bürgerliche, deren ich kaum eine näher kennen gelernt.

So galt ich auch nach dieser Richtung als ein musterhafter junger Mensch — zu musterhaft, meinte Mancher, vielleicht nicht grundlos. Aber wer mich zur Zeit, da ich den Staatsdienst antrat, für einen gemüthlosen Rechner hielt, der an jener Stelle wo Anderen ein fühlendes Herz schlägt, nur eben die Liste der Vordermänner trug, welche er in der Karrière um jeden Preis überholen wollte, that mir doch schweres Unrecht. Ich war ehrgeizig, ich strebte besondere Beförderung an, aber nicht durch Kniffe und Ränke, sondern durch besondere Verdienste. Und was nun gar mein Herz betrifft, — ach! Georg, wie bald sollte ich erkennen, was Herzeleid ist und Glück und Rausch, und Liebe und Verdammniß!" ...

Er erhob sich, öffnete den Schreibtisch und

tastete nach jener verborgenen Lade. Doch öffnete er sie nicht; er schüttelte den Kopf und zog die Hand zurück. „Es würde doch nichts nützen!“ murmelte er und brütete eine Weile schweigend vor sich hin.

„Das fällt in Deine erste Amtszeit?“ mahnte der Anwalt.

„Ja,“ erwiderte er. „Es war vor mehr als zwanzig Jahren, im Winter 1832. Ich hatte eben mein Probejahr am Lemberger Gubernium zurückgelegt, unter den Augen meines nächsten und liebevollsten Verwandten, des Vicepräsidenten Grafen Warnberg. Er war mein Oheim, der Gatte der einzigen Schwester meines Vaters. Gegen diesen hatte er einst grausame Härte erwiesen, mir wurde er ein zweiter Vater. Seinem Vorschlag, meinem Wunsche gemäß, ward ich nun als Strafrichter an das Bezirksamt Suczawa befördert. Der Posten galt als der schlimmste des Sprengels, mir und meinem Oheim schien er der passendste für mich, weil ich hier binnen kürzester Frist vollgiltige Beweise meines Könnens zu erbringen vermochte. Aber diese Gelegenheit bot sich reichlicher, als dem Eifrigsten lieb sein konnte; damals herrschten in diesem

südlichsten Grenzdistrikt der Bukowina Zustände, wie heute wohl nur am Balkan oder in Albanien. Es war vielleicht das traurigste Amt im Reich und auch alle sonstigen Verhältnisse überaus peinlich. Die uralte Stadt, einst die Residenz der moldauischen Fürsten, war damals nur noch ein Gewirre verwitterter Ruinen und ärmlicher Lehmhütten, in welchen arme, schmutzige, halbverthierte Rumänen, Juden und Armenier hausten. Obendrein war auch noch mein einziger Kollege im Orte, der Richter in Civilsachen, ein verkommener Mensch, den ich niemals nüchtern gesehen. So blieb mir nur die Wahl, völlig wie ein Einsiedler zu leben oder mich den Adeligen der Umgebung anzuschließen.

Als ich diese Herren Bojaren kennen lernte, der gebildetste zehnfach unwissender, der feinste zehnfach roher, der zahmste zehnfach zügelloser als der unwissendste, roheste, zügelloseste Junker des Westens, da schien mir die Wahl leicht: ich vergrub mich in meine Akten und Bücher. Aber der Mensch kann den Menschen nicht entbehren — und ich war so jung und verwöhnt und mein Gemüth so bedürftig nach einem Aufringen aus den trostlosen Eindrücken des Tages: nach wenigen Wochen ward ich mürbe

und nahm die Einladungen an. Die Feste waren recht einförmig: zuerst wurde übermäßig gegessen, dann übermäßig getrunken und schließlich bis in den hellen Tag Hazard gespielt. Da ich mich mäßig hielt und keine Karte berührte, so galt ich bald als ein langweiliger, ja unausstehlicher Geselle. Auch die Damen waren dieser Ansicht, denn weder führte ich anzügliche Reden, noch wollte ich die Blicke verstehen, mit denen ich zuweilen begnadet wurde. Daß man mich gleichwohl fast täglich lud, war nicht verwunderlich; ein leibhaftiger Reichsfreiherr war doch immerhin ein seltener Schmuck dieser „Salons", und manchem dieser sauberen Edelleute mochte es auch wünschenswerth erscheinen, sich mit dem Strafrichter für alle Fälle auf guten Fuß zu stellen.

Einer von ihnen hatte besonderen Grund dazu, ein rumänisirter Grieche, Alexander von Mirescul; sein Gut lag hart an der moldauischen Grenze und galt als Mittelpunkt des Tabakschmuggels. Zu fassen war er nicht; als ich ihn zum ersten Male sah, begriff ich auch, daß dies ein schwer Stück Arbeit sein würde; der kleine Mann mit dem gelben, fettigen Gesicht machte mir den Eindruck, als be-

stände er nicht aus Fleisch und Knochen, sondern aus kondensirtem Oel. Stimme und Wesen paßten dazu. Er war offenbar viel gebildeter und manierlicher, viel schlauer und niederträchtiger, als die Anderen. Dieser erste Eindruck hielt lange vor; endlich wußte er mich doch in sein Haus zu bringen; es stimmte mich allmählich zu seinen Gunsten, daß er mindestens in einer Beziehung eine gute Ausnahme machte; er war ein leidlich gebildeter Mensch, ließ seine Mädchen durch eine deutsche Erzieherin bilden, schaffte eine Bibliothek deutscher Werke an und las sie wirklich. Ich aber sehnte mich nach der Atmosphäre eines gebildeten Hauses und eines Abends fuhr ich hin.

Dieser Abend hat über Jahre meines Lebens entschieden oder vielmehr, wie ich seit heute weiß, über mein ganzes Leben. Ich bin kein Lügner, Georg, und kein Phantast; es ist die buchstäbliche Wahrheit; ich habe dieses Mädchen vom ersten Augenblicke geliebt, da ich es sah. . ."

Der Anwalt blickte erstaunt auf.

„Vom ersten Augenblick," wiederholte Sendlingen, und die nächsten Worte rangen sich hastig von seinen Lippen:

„Ich trete ein, Mirescul bewillkommnet mich; mein Auge schweift über die Schwarz- und Grauköpfe hin; die bekannten scharfgeprägten, brünetten Gesichter. Nur eines ist mir neu: ein feines, schönes Mädchenantlitz, von schweren, aschblonden Flechten umschlossen. Die schlanke, biegsame Gestalt steht mir abgewendet, ich sehe nur ihr Profil, es ist nicht ganz regelmäßig, die Stirne etwas zu hoch, das Kinn zu eigensinnig vorspringend, ich sehe es und dennoch ist mir, als hätte ich nie eine Schönere erblickt, und mein Herz beginnt heiß zu schlagen. Ich muß den Blick von ihr losreißen, mit der Frau des Hauses sprechen, aber dann schaue ich wieder, als könnte ich nicht anders, nach der schönen, blassen Fremden, die verschüchtert in jener Ecke steht und in die Nacht hinausstarrt. „Unsere Erzieherin, Fräulein Lippert," sagt Frau von Mirescul, der Richtung meines Blickes folgend, mit leisem Lächeln. „Dies weiß ich ja," erwidere ich nervös, fast ungeduldig; ich hatte es ja wirklich sofort errathen. Die Dame sieht mich befremdet an, ich aber erhebe mich und eile zu der Einsamen hin: einer der frechsten dieser Gesellschaft, der kleine, kahle Popowicz, ist auf sie zugetreten; ich fürchte,

daß er sie durch ein frivoles Wort verletzen wird, wie soll sich das arme, blasse, schüchterne Kind allein dieses Menschen erwehren? Nun hat er sich vorgebeugt und ihr mit insolentem Lächeln etwas zugeflüstert, aber im nächsten Augenblick prallt er zurück, wie von unsichtbarer Faust an die Wand geschleudert, und doch war es nur ein Blick dieser sanft verschleierten grauen Augen, die nun in so kaltem, hartem Glanze blicken, daß ich erbebe, als sie auch mich streifen. Aber sie bleiben auf mir haften und blicken jählings wieder so rührend bang und hilflos. . . .

Endlich habe ich mich zu ihr durchgewunden; vor dem greisenhaften Burschen brauche ich sie nun nicht mehr zu schützen, er ist verschwunden, ich kann ihr nur die Hand entgegen strecken und fragen: „Hat Sie der Elende beleidigt?" Sie aber faßt meine Hand und hält sie fest, als müßte sie sonst zusammensinken; die Lider schließen sich, eine Thräne zu zerdrücken. „Ich danke Ihnen," stammelt sie. „Sie sind ein Deutscher, nicht wahr? Baron Sendlingen? Ich erriet es sofort, als Sie eintraten! . . Oh, wenn Sie wüßten!"

Ich aber weiß Alles und weiß, wie es ihr in

diesem „Salon“ uns Herz ist, und nun sprechen wir von uns und unserem Leben unter diesen Menschen, als setzten wir ein Gespräch fort, das wir gestern unterbrochen. Aber eigentlich bedurfte es der Worte kaum, ich verstehe jeden Seufzer, der sich diesen schmalen, sonst festgeschlossenen Lippen entringt, sie jeden Blick, mit dem ich die Gesellschaft streife. Aber ich sehe nur flüchtig hinweg und am liebsten voll in dies feine Antlitz, welches hold und sanft anmutet, obwohl um Mund und Kinn so feste Entschlossenheit liegt. Sie wechselt oft die Farbe, aber verwunderlicher ist, daß mich selbst zuweilen plötzliche Befangenheit lähmt, während im nächsten Athemzuge meinem Herzen zu Muth wird, als hätte es seine Heimath gefunden, nachdem es lange, lange, vielleicht so lange, als es schlägt, in kalter Fremde gewesen.

So vergeht eine Stunde, vielleicht mehr, wir merken es nicht; wir ahnen es nicht, wie sehr unser Benehmen den Anderen auffällt, bis der Hausherr herantritt: seine Frau bitte um meinen Arm. Wir gehen zum Souper; das Mädchen fehlt an der Tafel. „Fräulein Hermine pflegt sich stets schon früher zurückzuziehen,“ bemerkt die Hausfrau mit

demselben Lächeln wie vorhin. Ich verstehe es und mühsam halte ich die bittere Antwort zurück: natürlich, das bürgerliche Mädchen, dessen Vater blos Gymnasialdirektor gewesen, ist der Gesellschaft dieser Ochsenhändler, Roßtäuscher und Bauernschinder unwürdig, deren Väter von Kaiser Franz geadelt worden! . . .

Nach dem Souper empfehle ich mich, Mirescul hofft, mich bald wiederzusehen, ich verspreche es eifrig: „So bald als möglich.“ Und während ich durch die schneelichte Winternacht heimfahre, wiederhole ich mir dies Wort immer wieder, denn wie sollte ich fürderhin leben, ohne sie zu sehen? . . .“

„Nach dem ersten Abend,“ meinte der Anwalt kopfschüttelnd. „Das kam ja wie eine Krankheit!“

„Wie ein Schicksal!“ rief Sendlingen. „Und wie es sich erklärt? — ich weiß es nicht! Ich wollte Dir vorhin ihr Portrait zeigen, ich habe es unterlassen, denn wie schön sie auch war, durch ihre Schönheit erklärt sich dies Räthsel nicht! Gleich schöne, gleich geistvolle Mädchen waren mir auch früher begegnet, ohne mich zu entflammen. Geschah es, weil sie mir in dieser Umgebung entgegentrat, welche Alles, was liebenswerth an ihr war, durch

den Gegensatz in hellstes Licht stellte, weil ich einsamer war als je zuvor, weil ich sofort erkannte, daß sie mein Gefühl teile? Auch hatte ich als Jüngling mein Blut nicht vertobt, die Liebeskraft meines Herzens nicht verzettelt; je später die Leidenschaft in mein Leben trat, desto wilder und tiefer mußte sie mich erfassen.

Dies und Ähnliches mag Dir vielleicht genügen, mir freilich nicht. Wer ein Wunder nicht selbst erfahren, sondern durch Anderer Bericht, wird eine natürliche Erklärung gern und genügsam aufnehmen, aber wem es selbst die Sinne geblendet, das Herz erschüttert, dem bleibt es ein Wunder, weil ihm nur so die eigene, übermächtige Empfindung jenes Augenblickes faßbar wird. Wenn ich an jene Tage denke, und wie mir und ihr zu Muthe war — kein Wort kann es sagen, kein Grübeln es erklären. Lege Dir's zurecht, wie Du vermagst, ich muß mich begnügen, die Thatsachen zu erzählen . .

Und Thatsache ist, daß ich von jenem Abend ab wie verwandelt war. Zwei Tage zwang ich mich, die Amtspflicht zu erfüllen, am dritten war ich bei Mirescul in Oronesti. Der Mann war zu schlau, sein Erstaunen zu zeigen, er floß von Freude über,

schlug eine Spazierfahrt zu Schlitten vor, und weil der große zerbrochen war, mußten wir paarweise in kleinen fahren. Ich mit Herminen. Das Arrangement war auffallend, aber wie konnte mich befremden, was mich so selig machte? Auch Hermine stutzte nur einen Augenblick, dann gab sie sich rückhaltlos ihren Empfindungen hin, wie ich.

So war es auch bei unserem ferneren Beisammensein in den beiden nächsten Wochen. Wir sprachen viel, und zwischendurch schwiegen wir lange; vielleicht waren diese Minuten seligen Verstummens gerade die schönsten. Ich berührte während jener Tage kaum ihre Hand; wir küßten uns nicht, wir sprachen nicht von unseren Herzen; das Bewußtsein unserer Liebe genügte uns. Nicht die Scheu vor den Anderen hielt uns in diesen Schranken; wir waren viel allein; dafür sorgte Mirescul . . ."

„Und dies fiel Dir nicht auf?" fragte der Anwalt.

„Ja, zuweilen, aber immer in einer Art, welche für den Bann, in dem mir damals Seele und Sinne lagen, sehr bezeichnend sein mag. Wer in magnetischen Schlaf versenkt worden, fühlt den Stich

der Nadel durch seinen Arm deutlich; er weiß, daß man ihn verletzt; aber er hat kein Schmerzgefühl dabei. So etwa empfand ich Miresculs Freundlichkeit als eine Verletzung, eine Gefahr, aber mein ganzes Ich war so sehr von phantastischer, fieberischer Seligkeit erfüllt, daß mir eine peinliche Empfindung nicht ins Bewußtsein dringen konnte . . ."

„Und kam Dir nie der Gedanke, was daraus werden sollte!?"

„Nein, ich könnte einen Eid darauf schwören, niemals! Mein Herz grübelte damals ebensowenig über seine Liebe, wie etwa der erste Mensch über sein Leben; er ist auf die Erde gestellt, um zu athmen und zu genießen; daß es einen Tod giebt, weiß er nicht . . . Und ihr ging es nicht anders; ich weiß es aus ihren Briefen aus späterer Zeit; damals wechselten wir keine. So lebten wir in Traum und Rausch dahin . . ."

„Das wird ein böses Erwachen gewesen sein," sagte Berger.

„Furchtbar war's, furchtbar!" Er preßte es mühsam hervor, sein Blick verschleierte sich. „Und unmittelbar, wie in einem Athemzuge, folgte dem Glück das Elend, dem berauschendsten Glück das

jämmerlichste, häßlichste Elend . . . Es war in einer stürmischen Märznacht, ich war auf dem Gutshof geblieben, weil meine Pferde krank geworden, wahrscheinlich durch das Futter, das ihnen Mirescul hatte reichen lassen . . . Er hatte mir ein Zimmer neben dem Herminens angewiesen . . .

Und am zweitnächsten Morgen — ich sitze in meiner Amtsstube — tritt der Finanzkommissär vom nächsten Grenzamt, ein derber, ehrlicher Graukopf, der ehemals als Hauptmann in der Armee gedient, bei mir ein. „Wir haben den Schurken endlich," meldet er. „Er hat plötzlich aller Vorsicht vergessen. Heut' Nacht faßten wir ihn, als er hundert Ballen Tabak in seinen Speichern abladen ließ. Hier ist er!" Mirescul tritt ein, von zwei Grenzwächtern geleitet. „Theurer Freund!" ruft er, „ich komme mich über eine unerhörte Gewaltthat zu beschweren!"

Ich starre ihn wortlos an, er hat ja das Recht, mich seinen Freund zu nennen — wie oft habe ich ihn in den letzten Wochen so genannt. „Schicken Sie diese Menschen fort." Ich schweige . . . Der Kommissär blickt mich erstaunt an; ich nicke stumm, da zuckt er die Achseln und verläßt mit seinen Leuten das Zimmer. „Also kurz und gut," sagt Mirescul,

„meine Verhaftung war ein Mißverständniß; die Leute mögen mit einem Verweis davon kommen!“ „Das muß erst untersucht werden,“ erwidere ich endlich. — „Unter Freunden glaubt man einander aufs Wort!“ — „Pflicht geht vor Freundschaft.“ — „Da halten Sie es anders als ich,“ erwidert er und tritt noch näher an mich heran. „Es wäre meine Pflicht gewesen, ein ehrbares Mädchen, welches wie ein Familienglied in meinem Hause lebt, vor Verführung zu schützen. Es wäre nun meine Pflicht, ihre Maitresse mit Schimpf und Schande über die Schwelle zu jagen. Ich bringe der Freundschaft das Opfer, diese Pflicht zu unterlassen! . . .“

„Wie mich dies Wort traf, ich fühle es noch heute, aber schildern kann ich es noch heute nicht. Er geht; ich bleibe allein mit meiner wilden Reue, meinem hilflosen Jammer . . .“

Sendlingen erhob sich und ging erregt auf und nieder und dann blieb er vor dem Freunde stehen:

„Das war die schwerste Stunde meines Lebens, Georg — die heutige ausgenommen. So hilflos, wie damals ich, mag sich vielleicht ein Mensch fühlen, welcher plötzlich erblindet ist, und so verzweifelt eine arme Seele, die — doch dafür suchte ich ver-

geblich nach einem Gleichniß! Das Qualvollste war mir der Zweifel an der Geliebten; der häßliche Verdacht, ob sie nicht bewußt ein Werkzeug in der Hand dieses Schurken gewesen. Und selbst wenn ich diesen Gedanken niederrang, wie viel des Bittersten blieb noch übrig! Ich handelte schmählich, wenn ich um ihretwillen meiner Pflicht vergaß, schmählich, wenn ich sie rücksichtslos der Rache dieses Menschen preisgab! Sie hatte ein Recht auf mich — durfte sie mein Weib werden? Mich band jener Schwur gegen den Sterbenden, noch mehr, auch wenn ich es mir nicht gestehen mochte, mein Ehrgeiz, mein ganzes Wesen, wie es nun einmal war, bis zu dem Augenblicke, wo ich sie kennen gelernt. Das Schicksal meines Vaters — — ich zertrümmerte meine Zukunft — darf ein Mensch so gegen sich selbst wüthen?! Aber — „ein Sendlingen darf kein Schurke werden" — und wie ganz anders galt dieses Wort mir, als einstens meinem Vater! Er hatte blos eine Schuld sühnen müssen, ich hatte eine heilige Pflicht zu erfüllen; er hätte vielleicht sonst nur sich selbst leichtfertig erscheinen müssen — ich mir selbst als ehrlos . .

Aber liebte ich dieses Mädchen wirklich? Es ist mir heute unfaßlich, wie mir diese Frage kommen

konnte, und gar jener häßliche Zweifel; vielleicht rächte sich meine Natur, ihr unbewußt, für den fremden übermächtigen Zwang, der in den letzten Wochen auf ihr gelegen, vielleicht mußte mir, dem im Traume Alles, selbst das Häßlichste, schön und harmonisch galt, nun, da ich so schmerzhaft aufgerüttelt worden, selbst das Schönste häßlich erscheinen. Vielleicht — wer kennt sich und sein eigen Herz!? . . .

Genug, so war meine Stimmung an jenem Tage und der Nacht, die darauf folgte. Oh! wie ich litt und rang! Aber als endlich das blasse Frühroth in meine Fenster schien, da hatte ich mich selbst wiedergefunden. Ich mußte meine Pflicht erfüllen — als Richter wie als Mann von Ehre; ich mußte Mirescul verhaften, Herminen zu meinem Weibe machen. Ich zweifelte nicht mehr an ihr und meiner Liebe, aber selbst wenn es anders gewesen wäre, mein Gewissen zwang mich, so und nicht anders zu handeln, ohne Rücksicht auf die Hoffnung meines Lebens.

Ich ging, kaum daß es Tag geworden, in meine Amtsstube, ließ den Schreiber aus dem Schlafe wecken und diktirte ihm das Protokoll über die Anzeige des Kommissärs und eine Vorladung an diesen.

Dann schrieb ich einige Zeilen an Hermine, ich bat sie sofort jenes Haus zu verlassen und zu mir zu kommen; „vertraue auf Gott und mich," schloß ich. Diesen Brief sandte ich mit meinem Wagen nach Oronesti; zwei Stunden später dachte ich selbst mit den Landjägern dahin aufzubrechen, das Haus zu durchsuchen und Mirescul zu verhaften. Aber wenige Minuten, nachdem mein Kutscher den Hof verlassen, brachte mir der jüdische Aufwärter aus dem Gasthof des Städtchens einen Brief von der Geliebten. „Ich bin seit Mitternacht hier und erwarte Dich." Das Fräulein sehe übel aus, fügte der Bote mitleidig hinzu, und sei wohl krank.

Ich eilte zu ihr. Als sie mir im Stübchen wankenden Schrittes entgegenkam, stand mir das Herz still vor Mitleid und Schrecken; wie hatten Scham und Reue und Verzweiflung in dieser kurzen Frist gegen die blühende Schönheit gewüthet. Ich öffnete die Arme, mit einem Schrei sank sie mir ans Herz. „Gott ist barmherzig!" schluchzte sie. „Du verachtest mich nicht, weil ich Dich mehr geliebt, als mich; nun will ich nicht klagen."

Dann erzählte sie, wie Mirescul — sie hatte sich die beiden letzten Tage in ihrem Zimmer ge-

halten und ihr war's, als könnte sie nie wieder einem Menschen ins Auge schauen — gestern Abend eine Unterredung mit ihr erzwungen und sie aufgefordert, mir zu schreiben, mich zu beschwören, keinen Schritt gegen ihn zu thun, sonst werde er uns Beide an den Pranger stellen, zu Grunde richten. „Oh, wie häßlich das war!" stieß sie schaudernd hervor, „mir war's, als könnte ich die Schmach dieser Stunde nicht überleben. Dann aber faßte ich mich; was immer aus mir werden sollte, Du durftest um meinetwillen Deinen Richtereid nicht brechen. Ich erklärte ihm, daß ich diesen Brief nicht schreiben, daß ich sein Haus sofort verlassen würde, und als er Miene machte, mich mit Gewalt zurückzuhalten, drohte ich ihm, mich in dieser Nacht zu tödten. Da ließ er mich ziehen — und nun entscheide Du mein Schicksal: Leben oder Tod!" — „Du wirst leben, mein Weib," schwor ich, „für mich leben!" — „Ich will es glauben," sagte sie, „aber es fällt mir schwer . . . Oh! kann es noch ein volles Glück werden, was so häßlich befleckt worden?!" Ich tröstete sie, so gut ich konnte, in meinem Herzen rief ja dieselbe bange Frage . . .

Dann berietheu wir über die Zukunft; in

Suczawa durfte sie nicht bleiben, wir sahen ja voraus, welches niedrige Gerede auch ohnedies über uns hereinbrechen würde. So beschlossen wir denn, daß sie nach der nächsten größeren Stadt, nach Czernowitz, gehen und dort bis zu unserer baldigen Vermählung verweilen sollte. Damit schieden wir; es sollte ein Abschied für Wochen sein und galt für Lebenszeit; ich habe die Unglückliche nie wieder gesehen . . .

Wie dies kam, warum ich mein Gelöbniß brach? Es giebt keine Rechtfertigung dafür, höchstens eine Erklärung. Ich will mich nicht vor Dir vertheidigen, so wenig wie bisher; ich beichte Dir nur, wie ich einem Priester beichten würde, wenn ich im Sinne der Kirche gläubig wäre.

Ein Schicksalsschlag hatte mich in jener Stunde des Erwachens getroffen, ich konnte ihn verwinden, aber nun kamen die Nadelstiche, die Dolchstöße. Als ich von Herminen weg nach dem Amte zurückging, begegnete mir der Grenzkommissär. Ich grüßte ihn. „Haben sie meine Vorladung erhalten?“ fragte ich. Er blickte mich verachtungsvoll an und ging schweigend weiter. „Was soll das heißen?“ rief ich erregt und faßte seinen Arm. „Das soll

heißen," erwiderte er und machte sich los, „daß ich mit einem Manne, wie Sie, künftig selbst in Amtsgeschäften nur dann sprechen werde, wenn es meine Pflicht gebietet. Das ist vorläufig nicht mehr der Fall! Sie haben Mirescul gestern frei entlassen, meine Aussage nicht protokollirt. Beides ging gegen Ihre Pflicht; ich habe hierüber an meine Vorgesetzten berichtet und erwarte ihre Befehle." Er ging; ich blieb lange wie vernichtet an derselben Stelle stehen; der ehrliche Mann hatte ja Recht!

Dann jedoch raffte ich mich auf; nun wenigstens wollte ich meine Pflicht nicht länger versäumen. Aber kaum, daß ich mein Bureau betreten, fand sich mein Kollege, der Richter in Civilsachen, bei mir ein; nüchtern war er auch heute nicht ganz, aber es war noch früh am Tage, noch hatte er seine Zunge so weit in Gewalt, um mich recht ausgiebig zu insultiren. „Herr Kollege wollen wirklich nach Oronesti?" begann er. „Möchte davon abrathen, das Manöver ist zu durchsichtig. Nach vierundzwanzig Stunden findet man nichts mehr, da nimmt man eine Hausdurchsuchung nur vor, um — haha! — seinen guten Willen zu zeigen!" — „Ich bedarf Ihrer Lehren nicht!" brauste ich auf. — „Vielleicht

doch!" sagte er. „Könnte Sie z. B. über die Gefährlichkeit kleiner deutscher Blondinen belehren! Aber wie Sie wollen. Gute Verrichtung!"

Unter diesen Eindrücken fuhr ich nach Oronesti. Mirescul trat mir frech entgegen: er protestirte gegen solchen Ueberfall aus persönlicher Rachsucht. Und diesen Protest gab er auch zu Protokoll: er werde jedem Richter Rede stehen, nur mir nicht, der ich gestern die Anklage als Mißverständniß bezeichnet und Bestrafung der Grenzbeamten versprochen und heute plötzlich mit den Landjägern erschiene. Zwischen gestern und heute liege jedoch nichts, als die Ausweisung meiner Geliebten aus seinem Hause, welcher Akt häuslicher Zucht doch nicht seine Schuld als Schmuggler begründen könne. Du weißt, Georg, ich mußte seinen Protest niederschreiben lassen — aber mit welchen Empfindungen! . . .

Die Haussuchung ergab nichts Verdächtiges, auch die Diener, Fuhrleute und Bauern, die ich vernahm, waren offenbar vorher trefflich gedrillt worden. Natürlich konnte und mußte ich Mirescul deshalb doch verhaften lassen: lagen doch die Tabakballen vor, welche der Finanzkommissär saisirt und, weil in der Nacht das nöthige Fuhrwerk nicht auf-

zutreiben gewesen, vorläufig im Gemeindeamte von Oronesti unter Obhut zweier Grenzwächter zurückgelassen hatte. Ich ließ sie nun gleichfalls zur Stadt bringen.

Als ich des Abends wieder meine Amtsstube betrat und die Ereignisse dieses unseligen Tages überdachte und jenes Protokoll las, in welchem meine und meiner Braut Ehre in den Koth gezerrt war, da hatte ich keinen, keinen Trost mehr, als etwa den einzigen, daß mein Versäumniß doch mindestens das Walten der Gerechtigkeit nicht vereitelt und die geschmuggelte Waare denn doch die Schuld des Elenden klar beweise.

Aber selbst dieser Trost sollte mir schwinden. Am nächsten Morgen kam der Anwalt Miresculs zu mir und forderte sofortige Untersuchung der Ballen; sein Klient behaupte, daß sie nicht geschmuggelten Rauchtabak aus der Moldau enthielten, sondern hiesige Rohwaare, welche er selbst gebaut und von anderen Tabakpflanzern erhalten, um sie zur Verarbeitung an die Staatsfabriken abzuliefern. Das Begehren war gesetzlich; ich citirte sofort den Grenzkommissär als Sachverständigen; der Alte erschien denn auch, diktirte eine bärbeißige Verwahrung

gegen mich zu den Akten und begleitete uns dann zu den Kellern des Gerichts, wo ich das konfiszirte Gut hatte verwahren lassen. Als sein Blick darauf fiel, wich er entrüstet, todtenbleich vor Zorn zurück: „Schändlich!“ schrie er, „unerhört! Diese Ballen sind ja viel kleiner, sie sind vertauscht worden!“ — „Wie wäre dies möglich?“ — „Das werden Sie besser wissen, als ich,“ erwiderte er finster.

Die Säcke wurden geöffnet; es war in der That Rohwaare. Mir wirbelte das Hirn; nachdem ich mich mühsam gefaßt, verhörte ich die beiden Grenzwächter, welche das konfiszirte Gut im Gemeindespeicher zu Oronesti bewacht; nur dort konnte die Vertauschung erfolgt sein; die Leute betheuerten ihre Unschuld; sie hätten ihre Pflicht nach Menschenkraft erfüllt, allerdings sei dies die dritte Nacht gewesen, welche sie im Dienste durchwacht, obwohl ihnen der Herr Kommissär schon am Morgen vorher, ehe er zur Stadt geeilt, Ablösung binnen weniger Stunden verheißen. Auch dies mußte ich protokolliren: den Beweis, daß mein pflichtwidriges Zögern nicht ohne Schaden gewesen. Aber auch nun verbot es mir mein Gewissen, Mirescul zu enthaften, obwohl sich meine Lage hiedurch nur verschlimmerte.

So standen die Dinge, als zwei Tage später ein Rath des Czernowitzer Kreisgerichtes in Suczawa eintraf, den Fall zu untersuchen. Du kanntest ihn, Georg; es war Dein Verwandter, Mathias Berger, ein braver, gewissenhafter Mann. „Es liegen schwere Anklagen gegen Sie vor," eröffnete er mir, „vom Anwalt Miresculs, vom Civilrichter, vom Grenzkommissär. Aber sie widersprechen einander; noch halte ich an Ihrer Unschuld fest, sagen Sie die volle Wahrheit!" Aber dies konnte ich nicht; durch mich sollte der Name meiner Braut nicht zu den Akten kommen, und wenn ich darüber zu Grunde gehen sollte. So konnte ich denn auf die Frage, warum ich vierundzwanzig Stunden gezögert, nur erwidern, daß ein privates, erschütterndes Ereigniß mir damals die körperliche Fähigkeit zu einer Amtshandlung gelähmt; bezüglich des Mädchens verweigerte ich jede Antwort. Berger schüttelte betrübt das Haupt; es that ihm leid um mich, helfen konnte er mir nicht. Er mußte mich, zunächst für die Dauer der Disziplinaruntersuchung, vom Amte entheben, einen Ersatzmann aus Czernowitz herbeirufen; auch nahm er mir das Gelöbniß ab, den Ort nicht ohne Bewilli-

gung des Kreisgerichts zu verlassen. Mirescul wurde gegen Bürgschaft freigegeben.

Wieder vergingen vierzehn Tage. Sie haften mir wie eine Ewigkeit von Gram und Jammer im Gedächtniß. Ich habe Dir gesagt, was ich erstrebt und erhofft, Du wirst ermessen, wie ich nun litt. Vor vier Wochen einer der zukunftreichsten Beamten im Staate; nun ein Gefangener gegen Ehrenwort, vom Hohn und der Schadenfreude der Menschen erdrückt, die schmachvolle Entlassung vor Augen! Von meinen Verwandten durfte ich nun nichts hoffen, am Wenigsten von meinem Oheim, dem Grafen Warnberg; ich wußte, daß er mich nicht retten würde, damit ich eine Gouvernante heirathe, über welche — dafür sorgten Mirescul und seine Freunde — die häßlichsten Gerüchte im Umlauf waren. Und menschlich, begreiflich wirst Du es finden, daß mir unter diesen Umständen ein jeder Brief Herminens ein Stich ins Herz war.

Sie schrieb täglich. Wenn sie von ihrem Empfinden während unserer kurzen Lenzzeit sprach, war mir's, als würde mir mein eigenes innerstes Erlebniß geschildert. Dies bot mir zum mindesten den Trost, daß ich an keine Unwürdige gefesselt sei; aber die

Fessel blieb deshalb doch drückend und schnitt mir ins tiefste Leben. Nur selten, leise und darum doppelt rührend klagte sie über ihr Schicksal; wilder und leidenschaftlicher schien sie das Weh um mich zu empfinden; sie hatte ohne mein Zuthun von meiner Lage erfahren. Ich suchte sie darüber zu trösten, so gut ich vermochte; aber ach! ein erlösendes und befreiendes Wort für uns Beide gab es ja nicht; wie hätte ich es finden, es ihr zurufen können?

Da kam eines Tages wieder ein Brief von ihr; er war sichtlich mit zitternder Hand geschrieben. Mein Oheim war bei ihr gewesen; er eilte, von Sorge um mich getrieben, aus Lemberg zu mir und hatte auf der Durchreise in Czernowitz Halt gemacht, um mit ihr über das Lösegeld zu unterhandeln, für welches sie mich freigeben wolle. Aus jeder Zeile sprach tiefste Entrüstung; sie hatte ihm die Thür gewiesen. „Er wird Dich," schloß sie, „beschwören, von mir zu lassen; handle, wie Dir Dein Gewissen gebietet. Und Dir will ich eine Antwort sagen, die ich dem Grafen verweigert; er hat mich gefragt, ob ich noch ein anderes, heiligeres Recht auf Dich habe. Ich weiß es nicht, Victor, aber es ist auch, wie ich unser Verhältniß auffasse, durchleide und durch-

lebe, nicht entscheidend; wenn Du mich um meinetwillen nicht zu Deinem Weibe machen willst, so könnte Dich auch die Rücksicht auf die Mutter Deines Kindes nicht binden!"

Zwei Stunden nach Empfang dieses Schreibens trat mein Oheim in mein Zimmer. Ich erschrak, als er vor mir stand, so finster, hart und fremd war sein Antlitz. Mein Vater hatte mir einst kurz vor seinem Tode gesagt: „Hüte Dich, jemals diese eiserne Hand gegen Dich zu kehren, sie würde Dich zerbrechen, wie sie mich zerbrochen —" ich hatte die Worte all' die Jahre nicht verstanden, dann völlig vergessen; nun klangen sie mir auf und ich verstand sie, noch ehe er ein Wort gesprochen. „Erzähle," begann er, und auch die Stimme klang mir, als hätte ich sie noch nie vernommen. „Die volle Wahrheit. Dies mindestens erwarte ich von Dir! Du wirst nicht tiefer sinken wollen, als — als je ein Anderer Deines Geschlechts! Gelogen wenigstens hat ein Sendlingen noch nie! Erzähle!"

Ich gehorchte, er hörte, was Du eben gehört, wenn es auch anders klang; wirr, leidenschaftlich, kaum verständlich. Aber er verstand es doch; er hatte keine Frage, nachdem ich geschlossen. „Die

Geschichte von Einst," sagte er, „aber häßlicher noch, viel häßlicher. Der Vater hat blos sein Wappen besudelt, der Sohn auch seine Richterehre." Ich brauste auf, ich wollte mich vertheidigen, er litt es nicht. „Wozu die Tiraden?" sagte er kalt, „Du willst mir betheuern, daß Du mit Mirescul nicht in sträflichem Einverständniß gewesen? Ich habe es nie geglaubt. Daß er wirklich schuldig ist und trotz Deiner Versäumniß überführt werden kann? Ich kenne die Akten und habe soeben den Grenzkommissär vernommen. Schon ist der Beamte unterwegs, ihn abermals zu verhaften; er wird ins Zuchthaus kommen. Dein Vergehen wird dadurch nicht geringer; bleibt auf unserer Rechtspflege kein dauernder Makel, so doch auf Deiner eigenen Ehre. Dein Verhalten im Hause dieses Menschen, Dein Zögern — weh Dir, wenn Dir geschähe, was Du verdient! Dein Schicksal ist nach Recht und Gesetz besiegelt; es kann sich nur fragen, ob Du Dich der Gnade, des Mitleids werth machen kannst!" — „Durch Alles, was Sie fordern mögen," erwiderte ich, „nur durch Eines nicht: Hermine wird mein Weib. Ein Sendlingen kann kein Schurke werden."

Er richtete sich hoch auf und trat dicht vor

mich hin. „Höre, Victor, ich will kurz und klar sein. Ob Du Deine Ehre schändest, wenn Du dieses Mädchen heirathest, ob dann, wenn Du es nicht thust, mag der allgerechte Herr da droben wissen. Wir Menschen können nur nach unserem besten Wissen und Gewissen vermuthen, und so vermuthe ich, daß das Mädchen Deiner unwerth ist. Aber hier steht Ueberzeugung gegen Ueberzeugung. Was ich jedoch besser weiß, als Du, das ist, daß Du Dich durch diese Heirath vor Aller Welt Augen mit Schmach belädst! Du wirst vielleicht antworten: lieber Anderer Verachtung tragen, als Selbstverachtung, aber so steht die Frage nicht. Heirathest Du dieses Mädchen, so bin ich, wie von meinem Leben, überzeugt, daß Du bald nicht blos vor Anderen, sondern auch vor Dir selbst wirst erröthen müssen. Denn ein reines Glück kann Dir nach solchem Vorspiel nicht werden — unmöglich! Das Gerede der Menschen, das Scheitern Deiner Hoffnungen würde Dein Herz vergiften und das ihre; Du würdest elend sein und sie elend machen und endlich schlecht und erbärmlich werden. Wer sich und seine Pflicht gegen seine eigene Zukunft und gegen die Welt auf Wochen vergißt und sich dann

wieder ermannt, ist des Mitleids, der Hilfe werth; wer sich selbst moralisch tödtet, verdient kein Erbarmen. Und darum höre und wähle. Heirathest Du sie, so ist mir Dein ferneres Schicksal gleichgiltig; Du wirst wahrscheinlich aus dem Dienste gejagt, im günstigsten Falle strafweise in ein anderes Städtchen versetzt, wo sich dann Deines Vaters Schicksal an Dir wiederholen mag. Sagst Du Dich von ihr los, dann bist Du noch Dir selbst, unserer Familie, dem Staate zu retten, dann will ich für Dich thun, was mein Gewissen mir jedem Untergebenen gegenüber gestatten würde, nachdem ich seine aufrichtige Reue erkannt, und will die Gnade unseres kaiserlichen Herrn für Dich anrufen, als wärest Du mein Sohn. — Morgen reise ich nach Lemberg zurück, ob allein, ob mit Dir — entscheide es bis morgen." Er ging. . . .

Sendlingen verstummte. „Wie ich mit mir rang . . ." begann er dann, aber die Stimme versagte ihm, bis er endlich dumpf, mit zitternden Lippen hervorstieß: „Oh, jene Nacht! . . . . Am nächsten Morgen schrieb ich den Abschiedsbrief an Hermine und reiste mit dem Grafen nach Lemberg."

Darauf blieb es lange still. Endlich fragte

der Anwalt: „Du wußtest nicht, daß sie Dein Kind unter dem Herzen trug?"

„Nein, ich weiß es erst seit heute. Ich hatte ihr in jenem letzten Briefe eine Versorgung angeboten, sie wies sie sofort zurück. Dann kam ich aus dem Lande. Einige Monate später fragte ich ihr nach; es hieß, sie sei spurlos verschwunden. Und dann vergaß ich ihrer, und hielt Alles getilgt und weggelöscht, wie die Schrift von einer Tafel, und nur selten, sehr selten, im Dämmerlicht, oder in schlafloser Nacht, kam mir die seltsame Erinnerung. Aber das Schicksal führt gute Rechnung — o Georg, wäre ich todt!"

„Nicht so!" mahnte Berger. Er war tief bewegt, seine Augen schimmerten feucht, aber er zwang sich zur Fassung. „Gottlob, daß Du lebst und Deine Schuld zahlen willst, hoffentlich zahlen kannst. Wie groß diese Schuld ist, — oder wie gering — ich will es nicht entscheiden. Nur Eines weiß ich: Du bist trotzdem der Liebe und Achtung der Menschen werth, selbst der Besten, Besserer, als ich es bin. Wenn ich Alles überdenke: Dein Wesen bis zu jenem Ereigniß und wie Du Dich seither geführt bis auf diesen Tag, und was Du aus Deinem

Leben für Dich und Andere gemacht, dann übermannt es mich und ich fühle, daß ich noch nie einem Schicksal unter den Menschen begegnet, welches so sehr des reinsten Mitleids würdig wäre. Das ist kein trauriges, das ist ein echt tragisches Schicksal. Und gegen die Wucht eines solchen Schicksals helfen keine Paraden der Sophistik, keine kleinlichen Deckungen und Winkelzüge. . . . Du sagtest, es gehe gegen Dein Empfinden, der morgigen Verhandlung zu präsidiren?"

„Ja!" erwiderte Sendlingen. „Es scheint mir feig und ehrlos; feig, nicht mich, sondern das Gesetz zu opfern, ehrlos, meinen Richtereid zu brechen! Aber auch aus anderem Grunde bebe ich davor zurück: einen Frevel soll man nicht durch ein Unrecht sühnen wollen; ich fürchte das allgerechte Schicksal."

„Ich widerspreche nicht," sagte der Anwalt und erhob sich. „Über dies Nächste also sind wir einig. Warten wir das Urtheil ab, dann wollen wir berathen, was Dir zur Pflicht wird. Es ist lange Mitternacht vorbei, in sieben Stunden beginnt die Verhandlung. Ich will zu schlafen versuchen, morgen brauche ich meine ganze Kraft. Thue es mir nach, Victor, vielleicht ist Dir der Schlaf barmherzig."

Er faßte die beiden Hände des Freundes und hielt sie warm in den seinen; wieder wollte ihn die Rührung übermannen; er verließ rasch, mit einem halb erstickten Gruß auf den Lippen, das Zimmer.

Sendlingen blieb allein. Nach einer Weile des Brütens griff er wieder nach jener verborgenen Lade im Schreibtisch. Dann trat der alte Diener ein. „Man wird jetzt zu Bette gehen," sagte er. „Man wird es aus Erbarmen mit sich selbst thun, und mit mir und Fräulein Brigitta!"

Ton und Blick waren so flehentlich, daß der Präsident nicht zu widerstehen vermochte. Er ließ sich auskleiden, löschte die Lampe und schloß die Augen. Aber kein Schlaf wollte sich auf die brennenden Lider senken.

Fünftes Kapitel.

Als der Morgen graute, litt es ihn nicht länger, ruhig zu liegen, während die Unrast seine Seele zermarterte; er erhob sich, kleidete sich an und verließ Zimmer und Haus.

Es war ein naßkalter, häßlicher Spätherbstmorgen; die Nebel klebten an den Häusern und dem holprigen Straßenpflaster der alten Stadt; schwerer, grauer Dunst, der Rauch der Fabriksschlote, senkte sich immer tiefer nieder. Wenige Menschen begegneten dem einsamen Wanderer; wer ihn erkannte, grüßte ihn ehrfurchtsvoll, er dankte nur selten, und dann auch nur, ohne dessen bewußt zu sein. Die Meisten blickten ihm erstaunt nach: was hatte den Herrn Präsidenten so früh auf die Straße getrieben? Es schien zuweilen, als ob er etwas suchte, was er eben verloren: da ging er eine lange Strecke langsam,

den Blick zu Boden gerichtet, dahin, dann blieb er stehen, ging wohl auch denselben Weg zurück. Und wie gebrochen, wie müde er heute aussah! — als wäre er jählings ein alter Mann geworden, dachten die Leute.

So irrte er lange ziellos, fröstelnd vor Kälte, indeß die Pulse fieberhaft schlugen, durch die öden Straßen, kreuz und quer, bis die Morgenglocken des Doms in sein Ohr klangen. Er blieb stehen und horchte auf, als hörte er die mächtigen Klänge zum ersten Male; sie schienen ihm ins Herz zu dringen; seine Züge wandelten sich, während er lauschte, und wurden milder; ein Zug weicher Sehnsucht dämmerte in dem bleichen Antlitz auf So ging er, wie von unsichtbaren Ketten gezogen, rasch und immer rascher auf den Dom zu, aber als er nun vor dem geöffneten Portal stand und in den dunklen Raum blickte, aus dem nur vom Hochaltar her ein blasses Lämpchen, das ewige Licht, blinkte, da zögerte sein Fuß; er schüttelte das Haupt und seufzte tief auf; die Züge wurden wieder schmerzvoll und düster.

Er blickte zur Thurmuhr empor, sie wies die siebente Stunde. „Noch eine Stunde!" murmelte er und ging dem Gerichtshause zu. Es war ein ge=

waltiger, freistehender Bau, ein langgezogenes Rechteck; in dem vorderen Trakt befanden sich die Wohnräume des Präsidenten und die Bureaux, in dem hinteren die Gefängnisse des Strafgerichts.

Er wandte sich nach seiner Wohnung. Schon hatte er den Fuß auf die Treppe gesetzt, als ihn ein neuer Gedanke zu ergreifen schien. Er zögerte, „ich muß“ knirschte er dann, und die Faust ballte sich, daß die Nägel schmerzhaft ins Fleisch drangen, „ich muß, wenn auch nur für eine Minute“ . . . .

Er trat auf die Straße zurück, umschritt das Gebäude und näherte sich dem hinteren Thore. Es war verschlossen, ein Wachposten stand davor. Er zog die Klingel, ein Aufseher öffnete und riß, als er den Präsidenten erkannte, ehrerbietig die Mütze vom Haupte.

„Holen Sie den Kerkermeister,“ murmelte Sendlingen so undeutlich, daß ihn der Mann kaum verstand; dann stürzte derselbe ab, der Kerkermeister erschien. Er war sichtlich höchst erstaunt. „Herr Präsident wünschen Inspektion zu halten?“ fragte er.

„Nein, nur einzelne Zellen . . .“

„Welche befehlen der Herr Präsident?“

Aber der Unglückliche fühlte, daß ihn die Kraft

verließ. „Später," murmelte er und tastete nach der Thürklinke, um sich zu halten. „Ein ander Mal . . ."

Der Kerkermeister eilte auf ihn zu. „Herr Präsident sind wieder unwohl — ganz wie gestern — wir sind Alle so besorgt! Darf ich Sie in Ihre Wohnung begleiten? . . . Bitte, der nächste Weg geht durch die Höfe."

Er öffnete die Thüre dahin; sie traten in den Hofraum des Gefängnisses, eine Mauer trennte ihn von jenem des Vorderhauses; ein unscheinbares Thürchen in dieser hohen, kahlen, triefenden Mauer vermittelte die Verbindung. Es schien selten geöffnet zu werden; der Kerkermeister mußte lange in seinem Schlüsselbund suchen; auch kreischten Schloß und Angeln, als es sich endlich aufthat.

„Ich danke Ihnen," sagte Sendlingen. „Ich habe diese Verbindung nie beachtet."

„Ihr Herr Vorgänger ließ sie herstellen," erwiderte der Kerkermeister, „damit er die Gefängnisse inspiziren könne, ohne daß die Wache am Thor sein Erscheinen melde. Sein Schlüssel wird wohl jetzt in Ihrem Besitze sein."

„Wahrscheinlich," sagte Sendlingen und ging in seine Wohnung.

Franz setzte ihm das Frühstück vor. „Das kann schön enden," murrte er. „Man läuft als Todtkranker bei Nacht und Nebel auf den Straßen herum. Der Herr Doktor wunderte sich auch über diese neueste Mode."

„Er war heute schon hier?"

„Vor einigen Minuten. Kommt aber um acht Uhr wieder. . . . Aber jetzt wird man den Thee trinken." Er wich nicht, bis Sendlingen die Tasse geleert.

Mit wachsender Unruhe blickte dieser nach der Uhr. „Neues kann er nicht bringen," dachte er. „Er wird blos meine Absicht ahnen und mich zurückzuhalten suchen. Es soll ihm nicht gelingen."

Aber es gelang dem Freunde doch. Als derselbe eintrat, hatte sich der Präsident eben Hut und Stock reichen lassen.

„Du willst zur Verhandlung," begann der treue Mann fast rauh. „Das wirst Du nicht, Victor, ich flehe Dich an, ich verbiete es Dir. Was sollen die Richter davon denken, wenn Du zu unwohl bist, die Verhandlung zu leiten, und wohl genug,

ihr zwecklos beizuwohnen? Aber die Hauptsache ist: Du darfst nicht gegen Dich selbst wüthen, das wäre unmännlich. Schwäche Deine Kraft nicht, Du wirst sie brauchen können!"

Er entwand ihm den Hut und zwang ihn in den Lehnstuhl nieder.

„Mich tödtet hier die Unruhe," murmelte Sendlingen.

„Drinnen wäre es nicht besser, nur schlimmer. Ich komme dann sofort zu Dir; ich denke, ich fürchte, es wird nicht lange dauern. Mache Dir keine Hoffnungen, Victor. Vor Geschworenen brächte ich sie frei, vor anderen Richtern, zu anderer Zeit wäre kurze Kerkerhaft zu erzielen . . . heute —"

„Der Tod!" Wie ein Schrei rang sich das Wort aus der gepreßten Kehle.

„Aber sie darf, sie wird nicht sterben!" fuhr Berger fort. „Ich werde mich dagegen setzen, so lange ein Athem in mir ist, hätte es auch dann gethan, wenn sie nicht Deine Tochter wäre. Gott mit Dir, Victor!"

Der Anwalt nahm sein Aktenbündel und ging den Korridor entlang, eine Treppe empor, bis er vor dem Verhandlungssaale stand. Schon hier

hallte ihm dumpfes Geräusch entgegen, der Zuschauerraum war dicht gefüllt. Es war, soweit er dies im Schimmer des grauen Morgenlichts, das mühsam durch die runden Fenster brach, unterscheiden konnte, ein elegantes Publikum, vorwiegend Damen. „Natürlich!“ murmelte er verachtungsvoll.

Einige Sekunden lang richteten sich nun die Lorgnons und Operngläser auf ihn, um sich dann wieder der Angeklagten zuzuwenden. Aber man sah ihr Antlitz nicht, sie kauerte in sich zusammengebrochen auf dem Bänkchen, die Stirn an den Rand des Pultes gepreßt, das vor ihr stand; sie hatte den linken Arm flach davor gebreitet, der rechte hing schlaff herab. Die Neugier konnte sich nur an dem Zittern sättigen, das zuweilen ihren armen Leib überflog; eine der langen Flechten ihres tiefschwarzen, welligen Haares war hinter dem Kopftuch hervorgequollen und hing tief herab, fast bis zum Boden hin, bis an den kothigen Stiefel des Wachsoldaten, der dicht neben ihr stand.

Der Anwalt trat an sein Pult hinter dem ihren; sie merkte es nicht, bis er leise an ihre eiskalte Hand rührte. „Muth, mein armes Kind,“ flüsterte er.

Sie zuckte erschreckt empor. „Ah!“ klang es

von Mund zu Mund: nun endlich war ihr Antlitz zu sehen. Der Anwalt richtete sich hoch auf; aus seinen Augen blitzte der Zorn; er trat zwischen sie und die Menge.

„Die vielen Menschen! ..." Stirn und Wangen glühten in fieberheißer Scham; aber bald wich die Röthe, die verhärmten Züge wurden wieder fahl; die Augen blickten müde, erloschen. „Daß man vor dem Sterben noch so viel leiden muß . . ."

„Sie werden nicht sterben!" Er sprach es langsam, eindringlich, wie man zu jemand spricht, der schlecht hört. „Sie werden leben und dann, nachdem Sie der Gerechtigkeit der Menschen Genüge gethan, Ihr Dasein neu beginnen. Es wird Ihnen hiebei nicht an Freundschaft fehlen, nicht an Liebe." Und während er so sprach und dabei voll in ihr Gesicht blickte, übermannte ihn fast ihre Ähnlichkeit mit dem Freunde. Sie glich dem Vater an Farbe des Haares und der Augen, an Mund und Stirne.

„Auch Liebe und Fürsorge harren Ihrer!" fuhr er mit steigender Wärme fort. „Dies schwöre ich Ihnen zu, hören Sie: ich schwöre es! Für die Verhandlung gebe ich Ihnen nur den Rath: sagen Sie, wie bisher, die volle Wahrheit. Raffen Sie

sich empor, so gut Sie können; treten Sie jeder Lüge, jeder ungerechten Beschuldigung entgegen!"

Sie hatte ihm regungslos zugehört, ohne ein Zeichen der Zustimmung oder des Widerspruchs. Es war zweifelhaft, ob sie ihn verstanden. Aber wiederholen konnte er seine Mahnung nicht; der Staatsanwalt und die fünf Richter waren eingetreten, Werner an der Spitze. Hätte der Anwalt bisher noch eine Hoffnung gehegt, nun wäre sie ihm entschwunden: auch zwei der anderen Herren zählten zu den strengsten Richtern des Senats; der vierte pflegte nie zuzuhören, und dann stets mit der Mehrheit zu stimmen; es konnte für Berger nur ein geringer Trost sein, als er schließlich auch den klugen, menschenfreundlichen Dernegg am Richtertische Platz nehmen sah.

Werner eröffnete die Verhandlung, der Schriftführer verlas die Anklageschrift. Ihr Verfasser, ein junger eleganter Staatsanwalts-Substitut aus altadeligem Hause, der erst kurze Zeit im Amte war, hörte der Verlesung seines Werkes mit sichtlichem Behagen zu. In der That war seine Darstellung des Sachverhalts sehr effektvoll.

Nach seiner Auffassung war die Gräfin Riesner-

Graskowitz eine der edelsten, die Angeklagte eine der verruchtesten Frauen, die je gelebt. Sie, die Verwaiste, die Hilflose, nur durch beispiellosen Edelmuth zu einer Stellung berufen, welche sie ihren Jahren und Kenntnissen nach nicht auszufüllen vermochte, hatte die ihr erwiesene Gnade dadurch vergolten, daß sie den jungen, unerfahrenen Grafen Heinrich durch ihre Verführungskünste umstrickt, zur Ehe zu bestimmen gesucht. Nachdem er sich diesen unwürdigen Banden entzogen und Victorine Lippert ihren Zustand erkannt, hatte sie sich nicht etwa reuig ihrer edlen Beschützerin anvertraut, sondern alle Mittel abgefeimter Verstellungskunst erschöpft, um unentdeckt zu bleiben. Dann endlich von der gerechten Strafe, der Ausweisung aus dem Schlosse, ereilt, hatte sie kaltblütig ihr Kind getödtet, der Folgen ihres Fehltritts ledig zu werden. Was die Angeklagte, meinte der Staatsanwalt, von ihrer angeblichen Bewußtlosigkeit erzähle, sei offenbar ein Märchen und das Verbrechen ein vorbedachtes, wie schon aus ihrem Verhalten auf dem Schlosse erhelle. Ihr Charakter spreche nicht dagegen, sie sei sichtlich früh verderbt, die Tochter einer leichtfertigen Frauensperson. . . .

„Lüge! Schändliche Lüge!“

Wie ein Aufschrei aus tiefster Brust, jählings, schrill und erschütternd klangen die Worte durch den Saal.

Die Angeklagte hatte sie gerufen. Sie hatte, den größten Theil der Schrift so ohne jeden Laut, jede Aenderung der Mienen angehört, als wäre sie taub. Nur einmal, bei der Stelle vom „Märchen“, hatte sie leise und unmerklich den Kopf geschüttelt; dem Anwalt war erst daraus die Beruhigung geworden, daß sie zuhöre, das Gehörte verstehe. Aber nun, kaum daß der Schriftführer den Schimpf gegen die todte Mutter ausgesprochen, war sie so plötzlich emporgeschnellt und hatte jene Worte gerufen, daß Berger im ersten Augenblick nicht minder starr und wortlos war, wie die Anderen.

Dann aber brach der Tumult los; eine solche Unterbrechung in solchen Ausdrücken war unerhört, in diesem Saale nie vorgekommen. Die Zuhörer hatten sich erhoben und sprachen erregt durcheinander, der Staatsanwalt stand fassungslos da; auch Herr von Werner mußte sich wiederholt räuspern, ehe er rufen konnte: „Schweigen Sie!“

Aber der Befehl war überflüssig. Die Unglückliche

war, kaum daß sie jene Worte ausgestoßen, auf ihren Sitz, von da zur Erde gesunken und lag nun ohnmächtig auf der Diele.

Man trug sie hinaus; es fiel Vielen auf und wurde übel vermerkt, daß der Anwalt den reglosen Leib in seinen Armen emporhob und tragen half, statt dies den Wachsoldaten zu überlassen.

Die Verhandlung mußte unterbrochen werden. Erst nach einer halben Stunde erschien die Angeklagte wieder im Saale, auf den Arm des Anwalts gestützt, das Antlitz starr, wie eine wandelnde Leiche. Durch die Menge ging spöttisches Murren; auch Werner überlegte, ob er den Vertheidiger nicht sofort seines unschicklichen Benehmens wegen tadeln solle. Hievon sah er ab, um so härter war der Verweis, welchen er an die Angeklagte ihrer unerhörten Frechheit wegen richtete. Sie werde der Strafe hiefür nicht entgehen; Art und Ausmaß derselben werde er vom Gutachten des Gefängnißarztes abhängig machen.

Dann wurde die Verlesung der Anklageschrift beendet, das Verhör begann. Durch den Zuschauerraum ging ein Laut gespannter Erwartung; die Neugier fand nur kurze, aber reichliche Befriedigung.

Auf die Frage ob sie sich für schuldig erkläre, erwiderte Victorine Lippert mit leiser Stimme, aber festeren Tones, als man ihr zugetraut hätte:

„Ja! . . . Was ich über meine That weiß, habe ich bereits ausgesagt. Ich verdiene den Tod, ich will sterben. Und einer Sterbenden ist es gleichgiltig, was die Menschen von ihr denken; Gott weiß die Wahrheit. Er weiß, daß Vieles, ja das Meiste von dem, was eben hier verlesen wurde, unrichtig ist. Ich kämpfe nicht dagegen an, nur Eines schwöre ich, im Angesicht des Todes und so wahr mir Gott barmherzig sei in meiner letzten Stunde: meine Mutter war edel und gut; besser kann nie eine Mutter gewesen sein und reiner nie ein Weib. Sie hat einem Nichtswürdigen vertraut — und er muß schlechter gewesen sein, als je ein Mensch, wenn er sie verlassen konnte — aber sie war gut. Ich bitte, ihre Zeugnisse zu verlesen, ihre Briefe an mich . . . ich bitte flehentlich, ich beschwöre Sie, wenigstens einige dieser Briefe . . . Für mich habe ich nichts zu bitten . . ."

Ihre Stimme brach sich, ihre Kräfte schienen sie wieder zu verlassen, sie sank auf ihren Sitz zurück.

Es war sehr still, nachdem sie geendet; in diesen Worten, dieser Stimme mußte etwas sein, dem die Herzen sich nicht zu verschließen vermochten; selbst der Staatsanwalt blickte fast verlegen vor sich hin. Nur Herr von Werner hatte sich allzufest gegen die Hydra der sozialen Revolution gepanzert, welche er in diesem gebrochenen Geschöpf bekämpfen wollte, um nicht über alles Mitleid erhaben zu sein. Er hätte gewiß ein langwieriges Verhör begonnen und der Ärmsten keine Einzelheit erspart, aber seine Tochter sah ja just heute einem freudigen Ereignisse entgegen und Baron Sendlingen hatte leider trotzdem nicht die kollegialische Rücksicht gehabt, den Vorsitz zu übernehmen, und die halbstündige Ohnmacht der Angeklagten hatte die Verhandlung ohnehin ungebührlich verzögert — er beschloß, die Sache so kurz zu machen, als sich irgend mit seiner Amtspflicht vertrug. Die Angeklagte hatte ja eben ihr Geständniß ohne Einschränkung wiederholt, weitere Fragen, erklärte er, seien überflüssig.

Man konnte zur Vernehmung der Zeugen schreiten. Auch dies war rasch abgethan. Die Bauern, welche Victorine und ihr todtes Kind am Morgen nach der That aufgefunden, dann die

Gerichtsärzte wußten nichts Neues und Wesentliches vorzubringen.

Von Bedeutung für das Schicksal der Angeklagten war nur die Aussage jener Kammerzofe, die ihr in den letzten Monaten auf dem Schlosse hilfreich gewesen. Das Mädchen war kurz darauf gleichfalls aus den Diensten der Gräfin entlassen worden und hatte in der Voruntersuchung alle Angaben Victorinens bestätigt; hielt sie dies auch heute aufrecht, so war damit die Anklage wegen vorbedachten Mordes schwer erschüttert. Zum Entsetzen Bergers antwortete sie nun ausweichend, ihr Gedächtniß sei geschwächt — sie hatte inzwischen wieder auf Graskowitz Dienste genommen. Trotzdem und gegen den Protest des Vertheidigers wurde sie beeidigt; Berger kündigte die Nichtigkeitsbeschwerde an.

Dann wurde noch die Aussage der Gräfin und ihres Sohnes verlesen; ihre Vorladung zur Verhandlung hatte der Gerichtshof abgelehnt. Die Gräfin hatte Zeit und Mühe nicht geschont, die Mörderin in ihrer ganzen Verworfenheit zu schildern; um so kürzer war die Aussage des Grafen, die er bei seiner Botschaft abgelegt: er habe dem Mädchen seines Erinnerns kein Heiratsversprechen geleistet,

wozu auch kein Grund vorgelegen. Berger beantragte zum Gegenbeweise die Verlesung der Briefe, die man der Angeklagten abgenommen und zu den Akten deponirt; auch dies lehnte der Gerichtshof ab, weil es für die Schuldfrage nicht entscheidend sei.

Nun folgten die Plaidoyers. Der Staatsanwalt faßte sich sehr kurz: die Verhandlung habe die Richtigkeit der Anklage bestätigt. Wenn je, so sei hier strengstes Walten des Gesetzes geboten. Die Angeklagte habe durch die Betheuerung, daß sie die sorgsamste Erziehung einer trefflichen Mutter erhalten, den einzigen Milderungsgrund selbst beseitigt. Um so energischer und ausführlicher sprach Berger für möglichst weitgehende Milde; seine Rechtskenntniß, sein Geist, seine Rednergabe waren vielleicht nie so glänzend ins Licht getreten, wie diesmal. Die Zuhörer brachen in stürmischen Beifall aus, nachdem er geschlossen.

Die Richter zogen sich zur Berathung zurück. Dieselbe währte sehr kurz, nach zwanzig Minuten erschienen sie wieder im Saale. Werner verkündete das Urtheil: Tod durch den Strang. Der Beisatz „einstimmig“ fehlte. Baron Dernegg war dagegen gewesen.

Im Zuhörerraum ging es erregt zu; der Anwalt konnte sich, obwohl ihn der Spruch nicht unvorbereitet traf, nur mühsam insoweit zur Fassung zwingen, um den Vorbehalt aller Rechtsmittel anmelden zu können. Die Angeklagte aber hatte wohl einen Moment die Augen geschlossen, und ihre Glieder waren wie Espenlaub erzittert, aber sie konnte sich dann allein erheben, der Wache zu folgen.

„Ich danke Ihnen", sagte sie und drückte Berger die Hand. „Die Berufung jedoch . . ."

„Bringe ich ein", fiel er ihr fast heftig ins Wort. „Noch heute komme ich deshalb zu Ihnen . ."

Er eilte hinweg, die Treppe hinab. Aber als er nun den langen Korridor betrat, der zu Sendlingens Wohnung führte, ward sein Schritt immer langsamer, und endlich blieb er stehen. „Das ist ein schwerer Gang", murmelte er, trat an ein Fenster, öffnete es und sog die kühle Herbstluft begierig ein, als müßte er sich stärken.

Als er einige Minuten später das Vorzimmer betrat, kam ihm Dernegg aus dem Arbeitszimmer des Präsidenten entgegen. „Zu spät!" dachte der Anwalt verstört. „Und von einem Anderen hat er es hören müssen!"

Der sonst so behäbige Rath war sehr erregt. „Sie kommen wohl in derselben Sache, lieber Doktor,“ begann er. „Ich habe mich verpflichtet gefühlt, dem Präsidenten von diesem Urtheil sofort Mitteilung zu machen. Die Art und Weise, wie er es aufnahm, bewies mir neuerdings, welch herrlicher Mensch er ist, das Musterbild eines Richters, das verkörperte Rechtsgefühl! Ich versichere Sie, er wäre beinahe in Ohnmacht gesunken, dieses — hm! anfechtbare Urtheil traf ihn wie ein persönliches Unglück. Bitte, regen Sie ihn nicht noch mehr auf und sprechen Sie ihm zunächst von anderen Dingen!“

„Gewiß!“ murmelte der Anwalt und trat ins Arbeitszimmer.

Sendlingen lag im Lehnstuhl, die beiden Hände vor's Antlitz gepreßt. Stumm trat der Freund an ihn heran; es war ein langes, banges Schweigen. „Victor,“ sagte er endlich und rührte leise an seine Schulter, „wir wußten es ja!“

Sendlingen ließ die Hände sinken. „Das soll mir tröstlich sein?“ rief er wild. Dann aber beugte er sein Haupt noch tiefer. „Erzähle!“ murmelte er.

Berger begann zu berichten, Alles. Nur Eines

verschwieg er: wie Victorine von dem Verführer ihrer Mutter gesprochen. „Noch heute," schloß er, „entwerfe ich die Richtigkeitsbeschwerde an den Obersten Gerichtshof. Vielleicht erachtet er die Gründe triftig genug, eine neue Verhandlung anzuordnen, jedenfalls wird er, wenn er sich einmal mit der Sache beschäftigt, das Urtheil ändern ..."

„Jedenfalls?!" rief Sendlingen bitter.

„Wir müssen es von dem Rechtsgefühl unserer obersten Richter erwarten. Vielleicht ist uns diese bedenkliche Gedächtnißschwäche der Hauptzeugin zum Glück gewesen. Wäre sie bei ihren früheren Aussagen geblieben, oder hätte der Gerichtshof sie nicht vereidigt, dann wäre uns nur einfache Berufung an das Obergericht möglich gewesen und der Erfolg zweifelhaft. Nun ist der Fall eklatanter, und je sensationeller —"

„Desto schlimmer!" fiel der Präsident ein. „Weh' dem, für welchen heute Volkesstimme spricht; sie gilt den Herren in Wien mehr denn je für Teufelsstimme. Auch muß ja jetzt nach des Justizministers Ansicht der Kindesmord durch den Henker aus der Welt geschafft werden! Und hier liegt der erste Fall aus gebildeten Kreisen vor, ein vielbe-

sprochener Fall, — welch' herrliche Gelegenheit zur Abschreckung!"

„Du siehst zu schwarz, Victor."

„Vielleicht! — und darum ungerecht! Aber wie könnte ein Mensch in meiner Lage klar und gerecht sein? O, Georg, mir ist so wirr und wüst! Was soll ich thun, barmherziger Himmel, was soll ich thun?"

„Zunächst abwarten!" erwiderte der Anwalt. „Das Urtheil des obersten Senats wird in verhältnißmäßig kurzer Zeit erfolgen, in höchstens zwei Monaten!"

„Warten — nur zwei Monate!" Sendlingen rang die Hände. „Doch was frage ich nach mir! Aber sie — zwei Monate Todesfurcht! So in der einsamen Zelle sitzen, ohne Luft und Licht und Tröstung, hinter sich den unsäglichen Jammer und vor sich den Tod — sie muß ja wahnsinnig werden oder sterben!"

„Ich werde häufig bei ihr sein, auch Pfarrer Rohn, hoff' ich . . . Dann wohl auch", fügte der Anwalt zaghaft hinzu, „eine oder die andere Dame vom Frauen-Verein für weibliche Sträflinge. Freilich taugen diese Trösterinnen nicht viel."

„Nichts taugen sie!“ rief Sendlingen heftig. „O, wie sie die Unglückliche martern werden mit ihrer salbungsvollen Tugend, ihrer hoffärtigen Frömmigkeit! Ich muß die Quälerinnen gewähren lassen, der Minister will es, aber in diese Zelle wenigstens sollen sie mir nicht kommen, ich duld' es nicht — höchstens die Einzige unter ihnen, die etwas taugt, meine alte Brigitta —“

„Deine Wirthschafterin?“ Der Anwalt fragte es verlegen, fast bestürzt. „Das darf nicht sein! Sie könnte — könnte die Wahrheit ahnen. Das Mädchen“, er stockte abermals, „sieht Dir ähnlich, sehr ähnlich, Victor — und wer sie häufig sieht und Dich so genau kennt, wie Brigitta —“

„Was liegt daran?“ Der Präsident richtete sich hoch auf. „Sie ist verschwiegen, und wenn auch nicht — was liegt daran, wiederhol' ich! . . . Glaubst Du, daß ich selbst die Zelle nie betreten will?!“

„Du?! Unmöglich!“

„Es wird sein und es muß sein! In Allem will ich mich Dir fügen, in diesem Einen nicht!“

„Aber unter welchem Vorwand?! Hast Du andere Verurtheilte besucht, oder gar wiederholt besucht?“

„Was liegt an mir? Der Vater muß zu seinem Kinde stehen!"

„Und das willst Du den Leuten sagen?"

„Nicht eher, als bis es sein muß, dann jedoch ohne Zögern. Ihr aber jedenfalls, sofort, noch heute!"

„Das wirst Du nicht, Victor. Schone die Aermste, diese jähe Enthüllung . . ."

„Bereite sie vor! Aber morgen muß es sein!"

Der Anwalt war rathlos, er wußte ja, was Victorine ihrem Vater zu sagen hätte, wenn sie ihn plötzlich fände.

„Gönn' ihr noch einige Zeit," bat er. „Aus Mitleid mit diesem gebrochenen Körper, diesem aufgewühlten Gemüth, die zunächst keine neue Erschütterung vertragen."

Das war eine Bitte, welcher Sendlingen nicht zu widerstehen vermochte. „Gut, ich warte," versprach er. „Aber daß ich sie schon morgen sehe, daran wirst Du mich nicht verhindern wollen. Ich muß ja ohnehin die Gefängnisse inspiziren. Doch verspreche ich Dir: ich werde mich nicht verrathen, und der Kerkermeister soll mich begleiten!"

Sechstes Kapitel.

Von Kummer überlastet, ging Berger heim. Dem alten Junggesellen war Sendlingen mehr als ein Freund: ein Herzensbruder. Wie ein persönliches Leid schnitt ihm das Mitleid mit diesem Schicksal durch's tiefste Herz, diesem entsetzlichen Schicksal, jählings und verheerend über dies gesegnete Leben hereingebrochen, wie eine Sturzfluth.

Konnte sie je wieder verrinnen, der Boden Blüthe und Frucht tragen?! Dem wackeren Manne dunkelte es vor dem Blick, wenn er der Zukunft gedachte: schlimmer noch, als das Unglück selbst, schien ihm die Art, wie es auf den Freund wirkte. Ach! wie verwandelt, wie verwüstet diese herrliche Seele war, wie rathlos und hilflos dieses tapfere Herz! Und just die letzte Unterredung, dieses jähe Auf-

schnellen aus bängster Hilflosigkeit zur Höhe eines fast heroischen Entschlusses, machte dem Anwalt die schwerste Sorge.

„Auch das wird nicht vorhalten!“ dachte er bekümmert. „Gewiß nicht! Vielleicht jetzt schon, nach fünf Minuten, liegt er wieder gebrochen in seinem Lehnstuhl, ohne einen anderen Gedanken, eine andere Empfindung, als die seines Jammers! Wie wär's auch anders möglich? Das war nicht der energische Entschluß einer klaren, muthigen Seele, sondern die krankhafte, phantastische Anspannung fieberhaft erregter Nerven! Er weiß schon jetzt wieder nicht, ob er sie sehen, und was er thun soll. . . . Und weiß ich's und wüßte es irgend Einer gegenüber einem solchen Schicksal?!“ . . .

War dies Schicksal verdient?

„Nein!“ rief er halblaut vor sich hin, „nein!“ wiederholte er fast leidenschaftlich, während er in seiner Schreibstube auf und niederging und sich den Inhalt der Nichtigkeitsbeschwerde zurecht zu legen suchte. Täppisch und plump, blind und grausam erschien ihm die Macht, welche die Dinge so gelenkt, wie sie gekommen, recht wie irgend eine rohe, elementare Gewalt — „er kann nichts dafür,“

murmelte er, „wie der Acker nichts dafür kann, wenn die Fluth über ihn hereinbricht."

Aber diese Anschauung vermochte er nicht lange festzuhalten, so trostvoll sie ihm war, so sehr er sich dagegen sträubte, sie zu lassen. „Er hat gefehlt," dachte er, „und je länger die Vergeltung auf sich hat warten lassen, um so schwerer erfüllt sie sich jetzt!" Andere Fälle aus seiner Erfahrung stiegen ihm auf: lange verhehlte Schmach oder Sünde, die dann doppelt furchtbar ans Licht getreten; „auch solche Schulden wachsen durch die Zinsen, bis sie bezahlt sind," mußte er denken. Wie ein teuflisches Spiel des Zufalls waren ihm seit dem Momente, da er jene Erzählung des Freundes vernommen, zuweilen all' diese Thatsachen erschienen; nun aber sah er hier nirgendwo mehr Zufall, sondern überall Nothwendigkeit, und ihn übermannte dieselbe Empfindung, der er Worte verliehen, als er am Schlusse jener Erzählung ausgesprochen, dies sei kein trauriges, sondern ein echt tragisches Schicksal.

Es war eine seltsame Empfindung, aus Ehrfurcht und Grauen gemischt. Wenn der Anwalt so erwog, wie sich hier That an That geschlossen, Glied an Glied der Kette der Ursachen und Wir-

kungen, wie all' diese Menschen nicht anders gehandelt, als sie hatten handeln müssen, wie sich die Schuld nothwendig gefügt, und nun die Vergeltung, dann überschauerte es den starken Mann: er mußte sein Haupt beugen vor der erbarmungslosen, allgerechten Macht, für die er keinen Namen wußte. . . . Aber war sie wirklich allgerecht? Wenn all' diese Menschen, wenn Sendlingen und Victorine nicht anders gehandelt, als ihnen ihr Wesen und ihre Verhältnisse geboten, warum mußten sie so entsetzlich dafür büßen? Und warum gab es dann kein Ende dieser Leiden, kein großes, befreiendes, erlösendes Ende?!

„Nein!“ rief es in der Seele des erregten Mannes, „es muß ein solches großes Ende geben. Es kann nicht unsere Bestimmung sein, durch blinde Gewalten, über die wir nichts vermögen, wie Marionetten durch die Drähte, die ihres Meisters Hand regiert, zur Sünde hingeschleift zu werden, und dann, wie es jenen Gewalten beliebt, zu noch größerer Sünde oder zu einer Buße, die tausendfach schwerer ist, als die Sünde war, und weiter und weiter, bis der Tod die Fäden jählings durchschneidet. . . . Nein! das kann nicht unsere Bestimmung sein, und wäre dem so, dann müssen wir

größer sein, als dies Schicksal, größer, gerechter, vernünftiger! . . . Es muß auch hier eine befreiende Lösung geben, es muß — und gerade hier am meisten! Denn ungewöhnlich wäre dies Schicksal gewesen, an wem immer es sich geoffenbart hätte, aber wäre es über eines niedrigen Menschen Haupt gekommen, so hätte es sich nimmer zu so zermalmender Tragik gesteigert. Ein Schurke hätte sich vorgelogen: „Sie ist gar nicht meine Tochter; ihre Mutter war ja ein leichtfertiges Geschöpf!“ und dies so lange wiederholt, bis er es selbst geglaubt hätte. Und wäre ihm hinterher Reue gekommen, er hätte sie im Beichtstuhl oder in der Weinflasche begraben. Ein Anderer wieder, kein Schurke, im Gegentheil! ein Biedermann jener Sorte, von welcher zwölf ein Dutzend geben, hätte zunächst keinen Augenblick gezögert, dem Gerichtshofe vorzusitzen, um durch seine Autorität als Präsident ein möglichst mildes Urtheil zu bewirken. Dann wäre er beflissen gewesen, das Schicksal der Gefangenen durch besondere Bevorzugung möglichst zu lindern, hätte ihr, nachdem sie freigekommen, irgendwo in der Ferne ein Putzgeschäft oder einen Mann gekauft, und sich jedesmal, wenn ihm die Erinnerung daran gekommen wäre,

gerührt gesagt: „Was bist Du für ein guter Mensch! . . .“ Tragisch also ist dies Schicksal nur geworden, weil es just das rechtlichste, feinfühligste, edelste Mannesherz getroffen, und weil dem so ist, darum muß aus diesem edelsten, rechtlichsten Herzen heraus eine Lösung kommen, eine befreiende, diese ehernen Ketten sprengende That! Es muß einen Ausweg geben, durch welchen ihm und seinem armen Kinde und dem Rechte wird, jedem, was ihm gebührt! Es muß! — eben weil er ist, wie er ist!“

Ein Leuchten lag auf dem sonst so ruhigen, behäbigen Antlitz des Anwalts, der Widerschein des Gedankens, der seine Seele erfüllte und über den Jammer des Augenblicks erhob. Dann jedoch wurden seine Züge wieder ernst und düster.

„Aber welche Lösung wäre dies?“ spannen sich seine Gedanken weiter. „Wie soll der gebrochene, kranke, müdegequälte Mann sie finden?! Und ich — ich weiß keine, vielleicht kann sie kein Anderer finden, als er selbst. . . . „Gegen die Wucht eines solchen Schicksals,“ sagt' ich ihm gestern, „helfen keine Paraden der Sophistik!“ Aber können da etwa überhaupt kleine Mittelchen helfen? Ist es eine Lösung, wenn ich mit meiner Beschwerde durchdringe, wenn

das Todesurtheil in lebenslängliche oder zwanzigjährige Kerkerhaft gewandelt wird?! Kann dies die Wucht jenes Schicksals lindern? — für sie, für ihn?!"

„Was thun?" brach es plötzlich laut von seinen Lippen. Er rang die Hände und starrte vor sich hin.

Da, plötzlich, zuckte es seltsam um seinen Mund, in den Augen glomm es fast unheimlich auf. . . „Nein! nein" murmelte er heftig. „Wie kann mir ein solcher Gedanke kommen? Ich fühl's, ich werde selbst krank und wirr!" . . .

Er stampfte heftig auf, er fuhr hastig über die Stirne, als stünde dort geschrieben, was ihm eben durchs Hirn gegangen, und er müßte es rasch wegwischen. Aber der Gedanke kam immer wieder und ließ sich nicht fortscheuchen, der lockende und doch furchtbare Gedanke: wie, wenn man sie jetzt gewaltsam aus dem Kerker befreite und in der Ferne zu neuem Leben und Glück erzöge? . .

„Wahnsinn!" murmelte er, und in Gedanken fügte er hinzu: „Er stürbe ja lieber und ließe sie sterben, ehe er seine Einwilligung hiezu gäbe, oder gar seine Hand zur Ausführung! Er, dem sein Gewissen verboten, zu präsidiren! . . . Und wenn er in seiner Wirrniß und Verzweiflung so weit ge-

riethe, so müßte ich mich dagegen stemmen und ihn verhindern, wenn es mein eigenes Leben kostete. . . . Wie sagte er gestern: „Man soll einen Frevel nicht durch ein Unrecht sühnen wollen!“ und nun gar durch einen neuen Frevel! „Feig und ehrlos!“ — ja, das wär's, und nicht jene große That, von der ich träume, größer und gerechter als das Schicksal. . .“

Er griff nach den Aufzeichnungen, die er sich aus den Akten des Prozesses gemacht, und zwang sich dazu, sie langsam zu überlesen, Punkt für Punkt nochmals zu überdenken. Dies Mittel half: jener Gedanke kehrte ihm nicht wieder, und ein anderer tauchte tröstlich empor und festigte sich: „Wem ein Großes zu vollbringen unmöglich, soll doch das Kleine nicht unterlassen, das in seiner Kraft steht. Ich stemme mich gegen die Todesstrafe, weil sie das Furchtbarste wäre!“ Nun fand er wieder Muth und Eifer zu seiner Arbeit.

So saß er Stunde um Stunde am Schreibtisch und ordnete seine Gründe und Einwürfe zu einer geschlossenen Phalanx, von der es ihm jetzt, in der Gluth des Gestaltens, selbst erschien, daß sie Alles, selbst das Vorurtheil, selbst das Uebel=

wollen werde durchbrechen können. Er hatte sich eingeriegelt; Niemand durfte ihn stören, er selbst unterbrach sich nur für wenige Minuten, um hastig ein kurzes Mahl einzunehmen. Dann arbeitete er fort, bis der letzte Satz auf dem Papier stand.

Nun erst blickte er nach der Uhr: sie wies auf Zehn. So spät am Abend durfte er die Verurtheilte nicht mehr aufsuchen; es fiel ihm schwer aufs Herz, daß er sein Versprechen nicht eingehalten. Nährte sie vielleicht doch noch heimlich die Hoffnung auf Errettung, so mußte sie nun doppelt verzweifelt sein. Daran ließ sich nun freilich nichts mehr ändern; er beschloß, es am nächsten Morgen nachzuholen. Den Präsidenten jedoch wollte er noch jetzt aufsuchen. „Vielleicht bedarf er meiner," dachte er. „Mich müßte Alles täuschen, wenn er jetzt nicht rathloser wäre, als je."

Er machte sich auf den Weg durch die naßkalte, neblige Spätherbstnacht; er sollte Ungeahntes erleben.

Als er die Klingel zog, ward ihm sofort geöffnet; es war Fräulein Brigitta. Die Kerze in ihrer Hand zitterte; das rundliche, wohlgenährte Gesicht der würdigen Dame war so angstvoll, das der Anwalt erschrak. „Was ist geschehen?" rief er.

„Nichts!“ erwiderte sie. „Gar nichts! Ich — ich bin nur so thöricht . . .“ Aber ihre Hand zitterte so sehr, daß sie den Leuchter auf den Tisch stellen mußte, und die Thränen stürzten ihr über die Wangen, während sie mühsam fortfuhr: „Er ist fortgegangen . . . und nicht wiedergekommen, und da dacht' ich . . . ich bin so thöricht . . .“

„Das scheint mir auch!“ stieß Berger rauh hervor, ihr und sich selbst Muth zu machen, aber eine jähe Angst schnürte ihm so die Kehle zusammen, daß die folgenden Worte fast unverständlich klangen. „Darf er keinen Besuch bei Freunden machen, dort zum Abendessen bleiben? Steht er so unter Ihrer Tyrannei, daß er es Ihnen vorher anzeigen muß?! . . Er wird bei Derneggs sein . . .“

„Nein,“ schluchzte sie, „dort ist er nicht und auch, wo er etwa sonst hätte sein können, hat ihn Franz schon vergeblich gesucht. Bei Ihnen war er ja auch zweimal, Ihr Diener ließ ihn nicht vor. Nun läuft der Alte durch die Straßen . . . Er wird ihn nicht finden!“ stieß sie plötzlich schrill hervor und schlug die Hände vor's Antlitz.

„Unsinn!“ rief der Anwalt fast zornig, zwang die Zitternde auf einen Stuhl nieder, setzte sich neben

sie und faßte ihre Hand. „Wir wollen vernünftig sprechen, wie, wie — Männer, Fräulein Brigitta! Wann ist er fortgegangen?“

„Vor sieben Stunden schon, gleich nach dem Mittagessen, das er kaum angerührt; es war so gegen vier Uhr Und wie er sich vorher benahm, . . . und wie überhaupt seit gestern Mittag . . . Herr Doktor!“ rief sie flehentlich, mit gefalteten Händen, „was ist gestern im Amte geschehen?! Als er von Wien zurückkam, war er noch ruhig und heiter! Hier, gestern muß ihn ein Unglück getroffen haben. Ich hielt es anfangs für eine Krankheit, nun weiß ich es besser: ein Unglück ist's, ein großes Unglück! . . Herr Doktor, um Christi Erbarmung willen, sagen Sie es mir!“

Sie wäre zu seinen Füßen niedergeglitten, wenn er sie nicht hastig daran gehindert hätte. „Vernunft!“ mahnte er. „Eine Krankheit ist's, Fräulein Brigitta, das Herz, die Nerven . . .“

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Ich ahne, was es ist.“ Sie wies mit dem Finger nach der Richtung, wo die Gefängnisse lagen. „Drüben, in den Kerkern, ist etwas geschehen, was ihm an's Leben geht!“

Er zuckte zusammen. „Woher vermuten Sie das?“

„Weil er sich so seltsam benahm — hören Sie nur!“ Aber sie mußte sich erst mühsam fassen, ehe sie erzählen konnte. „Also, als ich heute in sein Zimmer trete, ihn zu Tische zu rufen, steht er vor dem Schreibtisch und wühlt in den Fächern. „Was suchen Sie, Herr Baron?“ frag' ich. — „Nichts!“ murmelt er und schickt mich fort, er komme sogleich. Nach zwanzig Minuten wag' ich's wieder; er sucht noch immer. „Haben Sie,“ fragt er nun selbst, „je etwas von Schlüsseln gehört, die mir mein Vorgänger im Amte übergeben haben soll?“ — „Ja!“ sag' ich, „die Wohnungsschlüssel!“ — „Nein, andere! darunter ein Schlüssel zu jener Thüre, welche —“ Er verstummt plötzlich und wendet sich ab, als hätte er schon zuviel gesagt. „Welche Thüre?“ frag' ich erstaunt. Er murmelt etwas Unverständliches und fährt mich dann barsch an, die Suppe könne ja warten. Mir thut das Herz weh: Jesus, Maria! wie elend er aussieht, und einen solchen Ton bin ich ja auch nicht von ihm gewohnt, aber was will ich machen?! ich schleiche hinaus und klag' es dem Franz. „Vielleicht,“ sagt er, „vielleicht meint er die Schlüssel, die in seinem Aktentisch liegen, in der oberen Lade!“ Da sehen wir beide nach, richtig,

da liegt ein Schlüsselbund — ganz rostig, Herr Doktor —"

„Weiter, kurz," mahnte dieser ungeduldig.

„Nun, die bring' ich ihm! Wie gesagt, ein ganzer Bund, und an jedem ein Zettelchen mit einer Aufschrift. Er sieht sie durch, mit zitternden Händen, Herr Doktor, endlich erhellt sich sein Gesicht. „Der ist's!" murmelt er, löst einen der Schlüssel aus dem Bund und steckt ihn in die Brusttasche. Nun wendet er sich um, und wie er mich sieht — heiliger Gott! was waren das für Augen — böse, scheue Augen . . . „Sie sind noch hier?" braust er auf. „Was haben Sie hier zu spioniren?" Ja, Herr Doktor, „zu spioniren" hat er gesagt, — und er kennt mich seit fünfzehn Jahren —"

„Ein kranker Mann!" begütigte der Anwalt. „Aber weiter!"

„Dann setzten wir uns zu Tische. Und auch da benahm er sich unheimlich, verzeih' mir's Gott . . . Sonst trinkt er nur ein Glas Rheinwein — Sie kennen die Sorte — heut' stürzte er drei Gläser hintereinander hinunter, nahm dann einige Löffel Suppe und ging wieder in sein Zimmer. Und da sag' ich: „Franz," sag' ich — doch das werden Sie

ja nicht hören wollen, Herr Doktor! Aber was nun kommt, müssen Sie hören; es ist sehr merkwürdig — leider Gottes nur zu merkwürdig . . ."

„Nun?"

„Nach etwa zehn Minuten hör' ich seine Schritte im Vorzimmer; die Thüre fällt ins Schloß; er ist also ausgegangen. „Bei dem Hundewetter!" denk' ich bekümmert. Da tritt der Franz herein, ganz verstört. „Fräulein," flüstert er, „er geht im Hofe auf und nieder!" — „Unmöglich!" sag' ich, „was hätte er da zu suchen?" Wir treten ans Fenster des Schlafzimmers, das auf den Hof geht, richtig, da ist der Herr Baron! Er geht — er schleicht jene Mauer entlang, die unsern Hof von dem des Gefängnisses scheidet . . Ein feiner Regen rieselte nieder; es war nicht mehr ganz hell, aber noch konnte ich sein Gesicht deutlich sehen: es war das Gesicht eines Menschen, der nicht weiß, was er thun soll — ach! noch schlimmer — eines Menschen, der nicht mehr weiß, was er thut . . Und so, Herr Doktor, so hat er sich auch benommen! . . Er bleibt vor dem Thürchen in der Mauer stehen, späht ängstlich zu den Fenstern empor, ob ihm Niemand zusieht — aber die Herren Beamten waren alle schon fort,

nur wir haben es gesehen — zieht jenen Schlüssel aus der Brusttasche hervor, und versucht das Thürchen zu öffnen. Lange will es ihm nicht gelingen, endlich geht das Thürchen auf, aber da schlägt er es rasch wieder zu und schließt es. Dann geht er abermals ängstlich umher . . . Es war, als hätte er nur prüfen wollen, ob der Schlüssel das Thürchen öffne . . . Was sagen Sie dazu?"

„Das Thürchen, durch welches man vom Hofe aus zu den Gefängnissen gelangen kann!" Der Anwalt sprach es langsam, dumpf, in einem Tone, als spräche er mit sich selbst. Und gleichen Tones fuhr er fort: „Oh, wie furchtbar wäre das! . . . Die Seele in den Koth, diese herrliche Seele! — — Weiter!" murmelte er dann, als ihn die Wirthschafterin erstaunt anblickte.

„Dann ging er rasch durch den Flur zurück, auf die Straße, und dem Hauptplatz zu. Franz schlich ihm von ferne nach. Es schien anfangs, als wollte er zu Ihnen, dann wandte er sich wieder hierher, jedoch zum andern Thor, zum Gefängniß. Aber dicht davor hielt er an und blieb stehen, lange, eine Viertelstunde, sagt Franz, und ging dann nach

links, die Kreuzgasse hinab und hierauf — denken Sie nur, Herr Doktor —"

„Wieder denselben Weg zurück," sagte Berger langsam, „und stand abermals lange vor dem Thor des Kerkers . . ."

„Woher wissen Sie das?" fragte das alte Fräulein bestürzt.

Der Anwalt gab eine seltsame Antwort. „Ich seh' es ja!" sagte er. In der That, mit den Augen der Seele sah er den unglücklichen Freund, wie dieser durch Nacht und Nebel dahinging, von wirren, streitenden Gedanken hin und hergezogen . . „Vielleicht steht er gerade jetzt wieder dort!" Er hatte es nicht aussprechen wollen; der Gedanke war ihm unwillkürlich laut über die Lippen getreten.

„Jetzt!" Fräulein Brigitta bekreuzte sich. „Wir wollen doch gleich nachsehen! — Kommen Sie! Oh! welches Glück das wäre! . . Ich will nur mein Umschlagtuch holen . . . Aber da sehen Sie ja, daß ich Recht hatte! Mit dem Kerker hängt dies Unglück zusammen; dort ist etwas Ungerechtes geschehen, und das geht ihm ans Leben, weil er ein so pflichttreuer Richter ist."

„Weil er ein so pflichttreuer Richter ist," wieder=

holte der Anwalt langsam, wie eine Maschine, völlig gedankenlos, denn während er diese Worte sprach, dachte er: „Er ist wahnsinnig geworden!"

Dann aber schüttelte er den Bann des Grauens ab, der ihm Geist und Glieder lähmen wollte. „Sie bleiben zu Hause," befahl er. „Ich find' ihn und bring' ihn, verlassen Sie sich darauf. Nur eins noch: wo ließ ihn Franz?"

„Ach, der Alte war so einfältig! Als der Herr Baron gar zum dritten Male auf den Platz kam, trat er auf ihn zu und bat ihn, heimzukehren. Darüber ward der Herr Baron sehr böse und schickte ihn mit den heftigsten Worten heim. Dann rief er ihm noch nach, er gehe zu Dereggs. Aber, wie gesagt, dort war er nicht und —"

„Tapfer, Fräulein Brigitta! Auf Wiedersehen!" Er schritt die Treppe hinab. „Tapfer!" rief er noch einmal zu ihr empor; sie stand oben und streckte die Kerze weit vor.

Dann trat er auf die Straße und schritt rasch das Gebäude entlang, dem Kerkerthore zu. Er selbst hatte solchen Zuruf nöthig: ihm war's, als müßte er im nächsten Augenblick Entsetzliches sehen.

Aber nichts war zu gewahren, als er endlich

vor dem Platze stand und sich dem Thore näherte, nichts als das kothige, schlüpfrige Erdreich, die triefende, bröcklige Mauer, der naßglänzende Eisenbeschlag der Pforte — nichts Anderes, so weit das röthlich qualmende Licht der beiden Laternen über dem Thore durch Nebel und Regen brechen konnte. Und nichts war zu hören, als das leise Aufschlagen der Regentropfen auf dem erweichten Erdreich und, wenn wieder ein jäher Windstoß aus Ost kam, das Knarren einer losen Dachsparre und ein surrendes, langgezogenes, fast klagendes Tönen, das von dem kahlen Gezweig drüben am Stadtwall herrührte, wenn es sich vor dem eisigen Hauch beugte und wand. . . .

„Victor!“

Im Schilderhaus an der Pforte regte es sich; der arme frierende Venetianer vom Regiment Dom Miguel, der sich darin, so gut es gehen wollte, vor Regen und Kälte geborgen, streckte schlaftrunken den Kopf hervor, daß man einen Augenblick das nasse Lederczako aufglänzen sah. Er murmelte einen Fluch und hüllte sich fester in den feuchten Wachmantel.

Der Anwalt seufzte tief auf. Vor einer Minute

noch war er gefaßt gewesen, den armen Wahnsinnigen zu erblicken, wie er in der wüsten Nacht regungslos dastand, die Augen starr auf das Thor gerichtet, welches ihn von seiner Tochter schied, und nun ihm dieser Anblick erspart geblieben, schöpfte er keinen Trost, sondern noch schlimmere Ahnung zuckte ihm durchs Hirn. . . .

Zögernd ging er zur Vorderpforte zurück, dann rascher, die Straße entlang, gegen den Marktplatz zu, ziellos und doch immer hastiger, als müßte er just da, wohin ihn der Zufall lenkte, zur rechten Zeit eintreffen, um eine entsetzliche That zu verhindern. . . .

Die Straßen lagen verlassen; nur der Wind strich durch die triefende Oede, nur die Stimmen der Nacht schlugen an sein Ohr: jenes unabläßige Murmeln, Säuseln und Klingen, welches, vom Lärm des Tages erdrückt, in der dunklen Stille sich regt, als hätte nun erst das Stumme und Todte seine Sprache gefunden, durch welche es zu den Sinnen der Menschen dringen darf . . .

Oft mußte er innehalten: ihm war's, als hätte er das bange Stöhnen eines Kranken vernommen, den halberstickten Hilferuf eines Verwundeten. Aber

es war nichts; der Wind hatte ein morsches Dach durchschüttert, oder irgend wo, weit in der Ferne, hatte ein wachsamer Hund kurz aufgebellt. . . Der einsame Wanderer hielt den Athem an, um besser zu lauschen, spähte wohl auch in eine dunkle Ecke und eilte dann weiter. . .

So erreichte er den Marktplatz. Hier traf er wieder auf Menschen, den Posten vor der Hauptwache, dann, als er an der Pestsäule inmitten des Platzes vorüberging, den Nachtwächter, welcher sich in einer Höhlung des unförmlichen Denkmals ein trockenes Schlummerplätzchen erkoren. Berger blieb unschlüssig stehen; sollte er ihn aufrütteln und befragen?

Da tauchte just aus einer Nebengasse eine neue Gestalt auf; ein Mann, der gebückt, langsamen Schritts, an den Häusern dahinging: war dies nicht Franz? Noch konnte ihn der Anwalt bei dem spärlichen Scheine der Lampen durch die wallenden Nebel nicht deutlich erkennen. Doch der Mann kam immer näher: er benahm sich sonderbar; er spähte in jeden Thorweg, und als er nun an die „Lauben“ kam, ein uraltes Kaufhaus mit vielen Nischen, trat er in jede dieser Nischen, so daß er dem Beobachter

abwechselnd sichtbar wurde und wieder verschwand. Nun, da er just unter einer Lampe hervortrat, erkannte ihn der Anwalt: es war wirklich der alte Diener. „Wie ein treuer Hund, der seinen Herrn sucht," murmelte Berger und eilte auf ihn zu.

Franz stürzte ihm entgegen. „Sie wissen nichts von ihm? . . ."

„Ruhe, Mann! Wir wollen ihn gemeinsam suchen!"

„Nein, getrennt!" Er faßte den Arm Bergers und drückte ihn krampfhaft. „Sie in die Wasserstadt, ich in die Oberstadt. . . Es ist kein Augenblick zu verlieren . . ."

Der Anwalt fragte nicht weiter, er eilte die breite Gasse hinab, die sich zum Flusse senkte. Hier, in der Kreuzgasse, wo die meisten Vergnügungslokale lagen, war noch einiges Leben; er mußte wiederholt Berauschten ausweichen, die johlend dahinzogen; armselige Dirnen strichen an ihm vorbei. Aus einer stilleren Seitenstraße ward ein wandelnder Lichtschein bemerkbar, der immer näher kam: es war eine große Laterne in der Hand eines Dieners, der dem Herrn hinter ihm vorsorglich leuchtete.

Der Anwalt erkannte die Züge des kleinen,

hageren Mannes, der unter einem mächtigen Regenschirm behaglich und trotz des unheimlichen Wetters sichtlich vergnügt einhertrippelte; es war der Vicepräsident Herr von Werner. Schweigend wollte er vorbei, als dieser ihn erkannte und anrief.

„Ei, ei, der Herr Doktor!“ kicherte er. „So spät Nachts! Heut' komm' ich he! he! den solidesten Leuten auf ihre Schliche! Zuerst — he! he! der Präsident und nun . . .“

„Sie haben ihn gesehen?“

„Nun ja. Das wundert Sie? Mich eigentlich auch! Just als ich aus dem Hause meines Schwiegersohnes, des Finanzraths, trat, strich er vorbei. Ich rief ihn an, weil ich ihm die Neuigkeit erzählen wollte. Nämlich, Doktor, Sie können mir gratuliren! Zwar haben Sie mich heute vormittags geärgert, sehr geärgert, aber in meiner Freude verzeih' ich's Ihnen! Nämlich — das erste Enkelchen, ein Prachtbub', und wie er schreien kann —“

„Wo haben Sie ihn gesehen? — wann?“

„Ei Du meine Güte, was haben Sie nur? Vor kaum fünf Minuten war's, er ging — denken Sie — gegen das Wurstgäßchen . . . Sie sind ja verstört! Auch er hörte mich nicht! Was gibt's denn?“

Berger erwiderte nichts. Er stürzte ohne Gruß davon, die Gasse hinab, aus der Werner getreten, dann zur Rechten, in ein enges schmutziges Gäßchen, welches in steiler Senkung zum Flusse führte.

Es war das „Wurstgäßchen", die ärmlichste Stadtgegend, von Lastträgern, Schiffziehern und Flößern bewohnt; an dem schmalen Quai, auf den das Gäßchen mündete, lagen ihre Fahrzeuge; im Eckhause gegen den Fluß war die Kneipe, in welcher sie zu verkehren pflegten. Auch jetzt noch schimmerte Licht durch die kleinen, trüben Scheiben, und als der Anwalt vorbeieilte, scholl ihm rauhes Singen und Lachen entgegen.

Erst dicht am Fluße machte er Halt. Die Herbstregen hatten die Wogen gemehrt; rasch und rauschend zogen sie in dem breiten Bette dahin. Nur das Ohr konnte sie wahrnehmen, nicht das Auge, so überaus dunkel war die Nacht. Selbst den Holzsteig, der hier den Fluß überbrückte, vermochte der Anwalt erst zu unterscheiden, als er dicht vor demselben stand.

Zögernd betrat er das schwankende Brückchen. Der Steig war kaum zwei Schritte breit, das Geländer morsch, die Bretter schlüpfrig. Drüben am

jenseitigen Ufer kämpfte ein einsames Licht, eine Laterne, gegen Wind und Nebel; ihr Schein zitterte ungewiß über den nassen Steig; flackerte sie im Winde jählings auf, so wurden auf Momente in ihrem rothen zitternden Schein auch die drohend angeschwellten Wogen sichtbar.

Unschlüssig blieb der Anwalt stehen; die Stelle war so wüst, so unheimlich; sollte er noch länger verweilen? Da, plötzlich, entfuhr ihm ein leiser Schrei und er stürzte einen Schritt vor. Die Lampe drüben war just jäh aufgeflackert und in ihrem Scheine war ein Mann sichtbar geworden, der sich dem Steig näherte und ihn nun betrat. Es schien dem Anwalt, als wäre dies Sendlingen, noch wußte er's nicht genau, die Lampe gab wieder nur schwächsten Schimmer.

Der Mann kam näher, langsam, unsicheren Schritts, mit der Hand am Geländer hintastend. Noch einmal zuckte die Lampe auf — es war der lange Mantel, der graue Hut — Berger zweifelte nicht mehr ....

„Victor!“ Er wollte es laut rufen, aber der Name brach heiser, fast unvernehmlich von seinen Lippen; er wollte vorwärts stürzen ... und konnte

doch nur einen, einen zweiten Schritt thun, so sehr hatte ihn das Unheimliche des Augenblicks übermannt.

Sendlingen gewahrte ihn nicht; kaum zehn Schritte von dem Freunde blieb er stehen und beugte sich über das Geländer. Mit beiden Armen aufgestützt, lehnte er da und starrte in die wild aufrauschenden Fluthen.

So vergingen einige Sekunden ...

Da flammte die Lampe wieder auf, nur einen Moment gab sie hellen Schein. Sendlingen hatte sich plötzlich aufgerichtet und Berger sah, glaubte zu sehen, wie der Unglückliche sich jetzt nur noch mit einer Hand auf das Geländer stützte, wie der Körper sich aufreckte ...

„Victor!“

In zwei Sätzen, in zwei Athemzügen war er neben ihm, hatte seinen Körper umfaßt, in seine Arme gerissen ...

„Georg!“

Furchtbar gellte der Schrei — ein Schrei nach Hilfe?! — ein Schrei der Abwehr?! ...

Dann fühlte Berger, wie dieser zuckende Körper plötzlich starr und schwer wurde — er hielt einen Ohnmächtigen in seinen Armen.

Siebentes Kapitel.

Kurz darauf wurde so heftig an das Fenster der Flößerkneipe gepocht, daß eine der Scheiben zerbrach. Fluchend stürzten Wirth und Gäste auf die Gasse. Aber sie wurden still, als sie den verstörten Mann gewahrten, die seltsame Last in den Armen; stumm halfen sie den Ohnmächtigen ins Haus schaffen. Der Wirth hatte die Züge erkannt: er flüsterte es den Anderen zu, und so groß war die Liebe und Achtung, welche sich an diesen Namen knüpfte, daß die rohen halbtrunkenen Menschen in der wüsten Schenkstube scheu und ehrfürchtig umherstanden, wie in einer Kirche.

Regungslos lag der Körper auf der Bank, die sie herbeigerückt; ein Federchen, das sie ihm an die Lippen brachten, erzitterte kaum merklich, so

schwach ging der Athem aus und ein. Nutzlos erwies sich das einzige Mittel, welches das ärmliche Haus bot, der Aquavit, mit dem sie Brust und Pulse befeuchteten; erst der Armenarzt, den einer der Flößer rasch herbeigeholt, bewirkte es durch seine Essenzen, daß der Ohnmächtige tiefer zu athmen begann und endlich die Augen aufschlug. Aber der Blick war starr und unheimlich, die blassen Lippen flüsterten wirre Worte. Dann fielen die tiefgerötheten Lider wieder zu; es war ihnen und den Thränenspuren an der Wange deutlich anzusehen, wie heftig der Unglückliche in seinem hilflosen Umherirren vor sich hingeweint ....

„Wir müssen ihn sofort heimschaffen," sagte der Arzt. „Es ist ein Nervenfieber im Anzug."

Der Anwalt sandte um eine Krankenbahre ins Hospital; sie war bald zur Stelle; der Kranke wurde sorglich hineingebettet. Rasch schritten nun die Träger aus; der Arzt und der Anwalt gingen nebenher. Als sie auf den Marktplatz kamen, stießen sie auf Franz. „Todt?! schrie er auf; aber als er das Gegentheil vernahm, sprach er kein Wort mehr, sondern eilte voraus.

So war Fräulein Brigitta schon verständigt;

auch sie benahm sich gefaßter, als ihr der Anwalt zugetraut hätte. Das Bett stand bereit, der Hausarzt war bald zur Stelle. Auch er theilte die Ansicht seines Kollegen. „Eine Erkrankung auf Leben und Tod," sagte er dem Anwalt, „das Fieber im Steigen, das Bewußtsein gänzlich getrübt. Wahrscheinlich in Folge der Ueberarbeitung bei der Wiener Enquête," fügte er bei. „Eine heftige Erkältung mag hinzugetreten sein."

Der Armenarzt empfahl sich, Franz mußte zur Apotheke; Berger und der Hausarzt blieben bei dem Kranken. Der Anwalt rang einen harten Kampf; sollte er dem Arzte die Wahrheit sagen? Dem Ahnungslosen mußte Sendlingens Benehmen wie ein Fieberwahn erscheinen; er aber wußte es besser! Wohl litt der Unglückliche auch körperlich, aber nicht unter dem Eindrucke wüster Phantasien schluchzte er leise, oder wühlte das angstverzerrte Antlitz in die Kissen; das Uebermaß des Leidens, die Schrecken des einsamen Umherirrens hatten seine Kraft völlig gebrochen; alle Selbstbeherrschung war dahin; er zeigte sich, wie er war: in qualvollster Hilflosigkeit! Und was dem Arzt als der deutlichste Beweis gestörten Denkens erscheinen mochte, verstand Berger

nur zu gut; das war, als ihn Sendlingen herbeiwinkte und ihm flehend, wie von tiefster Scham erfüllt, zuflüsterte: „Geh, Georg, begreifst Du nicht, daß ich Deinen Anblick jetzt nicht ertragen kann?“

Da schlich er hinaus und sank im Vorzimmer auf einen Stuhl, und vor seinen Augen stand wieder jenes schauerliche Bild: der einsame Steig, von der zuckenden Lampe beschienen; drunten rauschten die Wogen ... „Oh, welches Elend!“ stöhnte er, und zum ersten Male seit langen Jahren, vielleicht seit seiner Knabenzeit, brach ein Schluchzen aus seiner Brust, wenn auch die Augen trocken blieben ...

Ein rascher Schritt störte ihn auf, es war Franz, der das Medikament brachte. Er befahl dem Diener, den Arzt sofort zu ihm zu bitten. „Herr Doktor,“ sagte er diesem, „Sie sollen die Wahrheit wissen, so weit ich sie sagen darf.“ Ein Unglück, führte er aus, habe den Präsidenten getroffen, schwer genug, den stärksten Mann niederzuwerfen. „Ihre Kunst,“ schloß er, „kann die Seelen nicht heilen, ich weiß es. Aber Sie können dem Ärmsten geben, was er zunächst bedarf: Schlaf! Sonst reibt die Qual Körper und Geist auf.“

Der Arzt that keine Frage; er blickte lange

schweigend vor sich nieder. Dann sagte er kurz: „Es soll geschehen! Ich habe zum Glück ein solches Mittel bei mir!“

Er ging wieder ins Krankenzimmer. Zehn Minuten später öffnete er die Thüre und ließ den Anwalt eintreten. In tiefem Schlafe lag Sendlingen da; wohl traumlos, denn auch die Züge hatten sich wieder geglättet.

„Wie lange wird der Schlaf währen?“ fragte Berger.

„Vielleicht bis morgen Mittag,“ erwiderte der Arzt, „vielleicht noch länger, da der Körper so erschöpft ist. Jedenfalls wissen wir morgen, ob eine ernstliche Erkrankung vorliegt. Aber wenn auch nicht, wenn nur die Seelenqual sich wiederholt, so ist schon dies schlimm genug. Sehr schlimm. Wissen Sie dagegen kein Mittel?“

„Keines!“ erwiderte der treue Mann tonlos. Sie schieden stumm, in tiefster Betrübnis.

Schon in grauer Frühe, da die Glocken des Doms zum ersten Male erklangen, war Berger wieder im Vorzimmer. „Gottlob, er schläft noch immer,“ flüsterte ihm Fräulein Brigitta zu. „Nicht wahr, nun ist das Schlimmste vorüber?“

„Wir wollen es hoffen,“ erwiderte er gedrückt. Lange stand er am Fenster und starrte in den Hof hinaus; unwillkürlich haftete sein Blick an jenem Thürchen in der Mauer, welches so klein und niedrig war, daß er es nie vorher bemerkt; erst jetzt hatte er es gefunden.

Dann raffte er sich auf und ging in den anderen Trakt, zu seiner unglücklichen Klientin. „Wie geht es der Lippert?“ fragte er den Kerkermeister, der eben zufällig am Thore stand.

„Das arme Geschöpf!“ sagte der Mann achselzuckend . . . „Es wird ja bald aus sein und so ist's wohl auch am besten . . .“

„Sie ist plötzlich erkrankt?“

„Nein, Herr Doktor! Alles wie früher, aber der Arzt meint, es dauert nicht lange mehr. „Erlischt wie ein Licht!“ sagt er. „Wenn sie noch irgend eine Hoffnung hätte, an welche sich die Seele klammern könnte . . . aber so! . . .“ Der Herr Vizepräsident hatten ihn zu ihr geschickt, von wegen der Strafe für den gestrigen Auftritt im Saale, aber der Herr Doktor meldete ihm: „Das wäre Barbarei! Lassen wir sie ruhig sterben!“ Herr von Werner meinte freilich, ganz ohne Strafe könne

es doch nicht abgehen und einen Tag Dunkelarrest würde sie wohl überstehen; er gab erst dann nach, als auch der geistliche Herr für sie bat. Der Herr Pfarrer Rohn war nämlich gestern an die zwei Stunden bei ihr und sie hat ihren Frieden mit Gott gemacht ... Wollen Sie doch die Nichtigkeitsbeschwerde einbringen? Nun, wie Sie glauben. Aber es ist vergebliche Mühe, Herr Doktor, sie stirbt, ehe die Antwort kommt!"

„Das wolle Gott verhüten!" rief Berger.

Der Kerkermeister schüttelte den Kopf. „Dann ist sie ja erlöst," sagte er. „Warum wünschen Sie denn, daß sie leben bleibt? Was hoffen Sie denn zu erreichen? Begnadigung zu lebenslänglichem Kerker oder zu zwanzig Jahren! ... Scheint Ihnen das besser? Mir nicht, bei meinem Geschäft kann man das nicht glauben, Herr Doktor! .. Nun, wie Sie meinen! Wenn Sie die Lippert sprechen wollen, der Aufseher wird Ihnen öffnen!"

Der Beamte ging; der Anwalt blickte ihm lange nach. Dann trat er in den Gefängnishof und schritt da auf und nieder; er fühlte das Bedürfniß, sich zu sammeln, ehe er in die Zelle trat. „Das wäre furchtbar!" dachte er. „Und doch! vielleicht

hat der Mann Recht, vielleicht wäre es wirklich das Beste für sie und — für ihn!" Er suchte den Gedanken abzuschütteln, er kam immer wieder. „Auch dies wäre ein Ende dieser furchtbaren Verwicklungen, ein trauriges, ein jammervolles Ende — aber doch ein Ende!" Dann aber richtete er sich auf: „Nein, kein Ende wär's, weil es keine Lösung wäre. Sein Leben lang würde er das Elend mit sich schleppen, die Reue, die Verzweiflung! Im Gegentheil, das wäre vielleicht das Schlimmste, was ihn treffen könnte! Aber was könnte man dagegen thun? Bessere Nahrung ließe sich ihr schaffen, eine lichtere Zelle, mehr Bewegung im Freien! Aber das nützt ja Alles nichts, wenn es sonst so schlimm mit ihr steht, wie der Arzt glaubt! Sie wird sterben — o mein Gott! sie wird sterben, ehe die Entscheidung kommt!"

Rathloser, verzweifelter, als zuvor ging er nach der Zelle. Der Aufseher öffnete ihm, er trat ein.

Victorine lehnte auf ihrem Lager, das Haupt an die Wand gedrückt. Bei seinem Eintritt suchte sie sich zu erheben, er hinderte es. „Wie befinden Sie sich?" fragte er. „Hoffentlich besser!"

„Ja!" erwiderte sie leise, „und es wird bald ganz gut sein."

Er wußte, wie sie es meinte und ach! es war ihr deutlich anzusehen, daß mindestens diese letzte Hoffnung keine trügerische war. Bleicher als es in den letzten Tagen gewesen, hatte ihr Antlitz nicht mehr werden können, aber noch hagerer erschien es heute dem Anwalt; die ganze Haltung noch gebrochener und kraftloser. „Sie hat Recht," dachte er, aber er bezwang sich, und mühte sich, stärker zu erscheinen, als er war. . . .

„Das freut mich!" Er wollte es möglichst unbefangen sagen und konnte es nur aus gepreßter Kehle rauh hervorstoßen. „Ich hoffe. . . ."

Sie schaute ihn an, und vor diesem Blick voll grenzenlosen Grams, voll Todessehnsucht, wie er sie nie in einem Menschenauge gesehen, erstarben ihm die Worte auf den Lippen. Es schien ihm unwürdig, noch länger den Schein festzuhalten, als verstände er sie nicht. „Mein armes Kind," murmelte er und faßte ihre Hand. „Ich weiß! ich weiß! . . . Aber Sie sind noch so jung, warum wollen Sie nicht mehr hoffen? Ich habe die Be=

schwerde verfaßt, heute überreiche ich sie — ich bin überzeugt, Sie werden begnadigt!"

„Das wäre furchtbar!" sagte sie leise. „Ich bat Sie ja so flehentlich, es zu unterlassen. . . . Aber ich zürne Ihnen nicht. Sie haben es gethan, weil es Ihnen Ihr Mitleid gebot, vielleicht auch Ihr Gewissen, Ihr Rechtsgefühl — und für mich ist es gleichgiltig! Mein Leben zählt ohnehin nur nach Wochen; ich werde diese Zelle nicht mehr lebend verlassen! Gottlob! seit gestern Nachmittag weiß ich dies!"

„Der Arzt hat es Ihnen gesagt?! . . . Oh! das war nicht recht von ihm!"

„Schelten Sie ihn nicht!" bat sie. „Es war eine That der Menschenliebe. Hätte er es mir nur etwa deshalb gesagt, um mir die Furcht vor dem Henker zu benehmen, so wäre er schon darum zu preisen, nicht zu verdammen. Aber es fügte sich ja anders; er wollte mir die Wahrheit nicht sagen, sie ergab sich aus seinen Worten, und da sie ihm einmal entschlüpft war, konnte er nicht mehr leugnen. Er mahnte mich nämlich, zu hoffen, mich ans Leben zu klammern, er sprach zu mir, wie Sie zu sprechen pflegen, „denn sonst," meinte er, „sind Sie

verloren! Den Lebensmuth können Ihnen meine Arzneien nicht geben!" Das Mitleid bewog ihn, dies immer schärfer und entschiedener zu betonen. „Wenn Sie sich nicht aufraffen," rief er schließlich, „so werden Sie Ihr eigener Henker!" Er erschrak über diese Worte, kaum daß er sie ausgesprochen, und noch mehr, als ich ihm hiefür dankte, als für die größte Wohlthat, die er mir hätte erweisen können. Auch ging er nur, um mir den Pfarrer zu schicken. Der kam denn auch, aber . . ."

Sie seufzte tief auf und verstummte.

„Er hat Sie doch nicht durch zelotische Reden gequält?" fragte Berger. „Ich kenne ihn, Pfarrer Rohn ist ein würdiger Mann, der das Leben kennt; ein Mensch ist er. . . ."

„Gewiß! Aber eben darum, weil er nicht heucheln kann, wußt' er mir nichts zu sagen, was mir für dieses Leben wahrhaft tröstlich sein könnte. Höchstens für jenes andere Leben, welches vielleicht . . . nein gewiß!" sagte sie hastig. „So Viele glauben daran, tüchtige, ernste Männer, die viel Unglück erlitten und gesehen haben, wie sollte ich einfältiges Mädchen zu zweifeln wagen?! Freilich, Herr Doktor, wenn ich so mein eigenes Leben

überdenke und meiner Mutter Leben, dann ist es ja nicht leicht, an einen allgerechten, allgütigen Gott zu glauben. Aber ich glaube an ihn — ja! obwohl selbst ein Mann, wie dieser Pfarrer nur sagen konnte: die Ausgleichung kommt drüben. . . . Aber wie er es sagte, hat mich vollends überzeugt! . . . Doch eben deshalb konnte er mir nur Hoffnung fürs Sterben geben, nicht fürs Leben!"

„Sicherlich gegen seinen Willen!" rief der Anwalt. „Sie haben ihn eben nicht verstehen wollen!"

„Doch Herr Doktor! Ich wollte ihn verstehen und verstand ihn — in Allem . . . nur in Einem nicht," setzte sie zögernd hinzu. „Aber da lag es auch nicht an meinem Wollen — ich konnte nicht! Und welche Mühe er sich auch gab, da sprach er vergeblich. . . ."

„Und was war dies Eine?"

„Er fragte mich, ob ich Niemand hätte, an dem ich hinge, der mich liebte, für den mein Leben oder Sterben etwas bedeutete? Nein, erwiderte ich, Niemand — und da fragte er . . . aber wozu nochmals an dies Häßliche rühren! Lassen wir es, Herr Doktor!"

„Nein!" rief der Anwalt, bleich vor Erregung,

„ich beschwöre Sie, sprechen wir darüber. . . . Er fragte Sie, ob Sie Ihren Vater nicht kennen?“

Sie nickte; eine leichte Röthe breitete sich über die bleichen Wangen.

„Und Sie erwiderten?“

„Was ich Ihnen gesagt habe: daß ich ihn nicht kenne, daß ich in ihm, wenn er lebte, nicht meinen Vater lieben und achten, sondern den Elenden, welcher meine Mutter zu Grunde gerichtet, hassen und verachten müßte!“ Sie hatte sich halb erhoben und die Worte mit einer Kraft, einer Energie gesprochen, die er ihr nicht mehr zugetraut hätte. Nun sank sie auf ihr Lager zurück.

Er seufzte tief auf. „Und dabei blieben Sie,“ begann er dann wieder, „was auch Rohn einwenden mochte?! Er sagte Ihnen wohl, daß man an der Schwelle des — — daß man in Ihrer Lage nicht hassen darf, sondern verzeihen muß, daß, wer auf Gottes Barmherzigkeit hofft, nicht selbst unbarmherzig richten darf!“

„Ja!“ erwiderte sie, „dies sagte er, wenn auch in milderen Worten. Denn er schien zu fühlen, daß ich nicht auf Gottes Barmherzigkeit zu rechnen brauche, sondern nur auf seine Gerechtigkeit.“

„Verzeihen Sie," murmelte Berger. „Ich kenne ja Ihr Geschick und kenne Sie. Aber eben darum, weil ich Ihr liebevolles, liebebedürftiges Herz kenne. . . ." Er verstummte. „Nicht so!" dachte er. „Ich muß vorsichtig sein!" „Nennen Sie mich nicht fühllos," fuhr er dann fort, „wenn ich bei dieser Sache verweile, so peinlich sie Ihnen ist. Nur Eines: muß dieser Mann ein Elender sein? Banden ihn nicht vielleicht wider seinen Willen unselige Verhältnisse und hinderten ihn, seine Pflicht gegen Ihre arme Mutter zu erfüllen?"

„Nein!" erwiderte sie. „Ich weiß es!"

„Sie wissen es?" murmelte der Anwalt in größter Bestürzung. „Also kennen Sie ihn?"

„Ja, sein Herz kenne ich, seinen Charakter, und das genügt. Was kümmert mich sein Stand, sein Name?! Ob er lebt oder todt ist?! Mir hat er nie gelebt! . . . Ich kenne ihn aus dem Urtheil, das meine Mutter über ihn äußerte und daß sie nicht anders konnte, die Mildeste der Menschen, beweist seinen Unwerth. Nur ein einziges Mal sprach sie mir von ihm, als ich alt genug war, um eine Aufklärung zu fordern und zu erhalten, warum die Leute zuweilen achselzuckend von uns sprachen.

„Wäre er leichtsinnig oder schwach,“ sagte sie mir, „ich könnte ihm vergeben. Aber ich habe keinen Mann kennen gelernt, der das Leben ernster und verständiger aufgefaßt; keinen, der so stark, tapfer und entschlossen war, wie er. Nur aus schrankenloser Eigensucht, nach reiflicher, kaltblütiger Ueberlegung hat er mich der Schmach überlassen, weil ich ihm in seiner Laufbahn hinderlich gewesen wäre . . .“ Sie sehen, er war noch erbärmlicher, als jener Mensch, dem ich vertraut.“

„Nein!“ rief der Anwalt in höchster Erregung. „Sie thun ihm Unrecht!“

„Unrecht? Woher wissen Sie das? Kennen Sie ihn?!“

Er wandte sich ab und schwieg. „Nein!“ murmelte er dann, „wie sollte ich ihn kennen?“

„Warum widersprechen Sie dann mit solcher Entschiedenheit? Oh! ich verstehe!“ fuhr sie bitter fort. „Auch Ihnen, selbst Ihnen erscheinen die Worte meiner Mutter nicht vertrauenswürdig genug, blos deshalb, weil sie sich von einem Elenden hat bethören lassen!“

„Nein, gewiß nicht!“ betheuerte er und suchte sich zu fassen. „Ich weiß ja, wie edel, wahr und

gut Ihre Mutter gewesen ist, ich weiß es ja aus ihren Briefen an Sie . . . Es entfuhr mir nur so, ganz unbedacht . . . Aber Sie haben Recht, lassen wir dies Gespräch!"

Dann fragte er noch, ob sie Bücher wünsche. Sie verneinte es, und er verließ die Zelle.

„Sendlingen darf sie nie sehen!" dachte er, als er wieder auf der Straße stand. „Betritt er ihre Zelle, dann verräth er sich auch und erfährt, wie sie von ihm denkt! Es würde ihn vollends niederwerfen! Und das wenigstens soll ihm erspart bleiben!"

Aber schon die nächsten Minuten sollten ihn belehren, daß er sich Unmögliches vorgenommen. Als er an der Wohnung des Präsidenten vorbeiging, öffnete sich oben ein Fenster; er hörte laut und ängstlich seinen Namen rufen. Es war Fräulein Brigitta. „Rasch!" rief sie und winkte ihm heraufzukommen.

Er eilte die Treppe empor, sie stürzte ihm entgegen. „Sie sendet uns Gott!" rief sie weinend und rang die Hände. „Welches Glück, daß ich Sie zufällig sah, wir wußten uns nicht mehr zu helfen! Er will ausgehen, Franz muß ihn ankleiden. Wir

wissen nicht, was ihn so erregt hat, der Pfarrer Rohn war bei ihm, aber mit dem sprach er so ruhig, daß wir ordentlich aufathmeten. Es ist offenbar ein plötzlicher Fieberanfall, aber mit Gewalt können wir ihn doch nicht zurückhalten!"

Berger eilte ins Schlafzimmer. Der Präsident lag im Lehnstuhl, Franz war um ihn beschäftigt. Bei dem Eintritt des Freundes erröthete er und streckte ihm abwehrend die Hand entgegen. „Sie haben Dich geholt!" rief er ungestüm. „Es ist vergeblich! Ich lasse mich nicht halten!"

Berger winkte dem Diener, zu gehen. Erst nachdem sich die Thüre hinter diesem geschlossen, trat er näher heran, faßte die Hand des Kranken und blickte ihm prüfend ins Antlitz. Es beruhigte ihn, daß die Augen wohl umflort waren, aber doch nicht mehr unheimlich und unstet blickten, wie vor wenigen Stunden.

„Du willst zu ihr?" fragte er. „Das darf nicht sein!"

„Ich muß!" rief Sendlingen verzweiflungsvoll. „Es ist noch der einzige Gedanke, an den ich mich klammere, um nicht wahnsinnig zu werden. Als ich aufwachte — mir war so wirr und wüst, und ich

fühlte, wie der Jammer wieder über mich kam — da hörte ich Rohns Stimme im Nebenzimmer. Meine Leute wollten ihn fortschicken: ich schliefe noch, — ich aber ließ ihn eintreten, nur um eine andere Stimme zu hören, als die meines Gewissens, und weil ich mich vor mir selbst fürchtete. Ich ahnte nicht, daß er mir den Stab bringen würde, an dem ich mich wieder aufrichten konnte . . ."

„Du fragtest ihn nach ihr?"

„Nein, zufällig erzählte er mir sein gestriges Gespräch mit ihr, und wie sie dahinsieche, weil sie Niemand mehr auf Erden habe, für den sie sich aufraffen könne und wolle. Oh, wie mir dabei wurde! Schmerzlicher als je fühlte ich die Verzweiflung in meinem Herzen wühlen, und doch hätte ich dem Manne auf meinen Knieen danken mögen für diese Botschaft. Nun hat mein Leben wieder einen Zweck, und ich weiß, warum mich das Schicksal diese Tage hat erleben lassen! . . ."

Der Anwalt schwieg — sollte, durfte er die Wahrheit sagen? „Ueberlege es noch!" bat er dann. „Wenn Du Dich den Beamten verriethest —"

„Das werde ich nicht! Und wenn auch, was dürfte es mich kümmern? Begreifst Du nicht, daß

ein Mensch in meiner Lage nicht nach sich selbst, nicht nach derlei Nebensachen fragt?!"

„Das wäre keine Nebensache! Und kannst Du sie durch diesen Schritt retten? Die Situation bleibt, wie sie war!"

„Bist Du grausam genug, mich daran zu erinnern?" rief Sendlingen. „Aber gottlob! nun bin ich klar genug, Dir die rechte Antwort zu geben, statt mich von dem Elend erdrücken zu lassen. So höre: ich thue, was ich kann! Vor dem Henker, vor dem Kerker kann ich mein Kind nicht retten, aber vielleicht vor der Verzweiflung, vor dem Dahinsiechen! Ich will ihr sagen: lebe für Deinen Vater, wie Dein Vater für Dich lebt! Vielleicht wirkt dieser Gedanke auf sie, wie er auf mich gewirkt: er hat mich von dem Schlimmsten errettet . . . Eine Nacht, wie diese letzte, Georg!" er stockte, und ein Schauer überflog seine Glieder — „eine solche Nacht soll nicht wiederkommen! Ich weiß nicht, was später geschehen muß, meine nächste Pflicht ist mir klar. Ich kämpfte mit jenem Instinkt, der mich zu ihr zog, wie mit einer wahnwitzigen Eingebung; nun sehe ich, daß er mich recht geführt!"

Er legte die Hand auf die Klingel, den Diener

herbeizurufen. Berger hielt ihn zurück. „Warte noch eine Stunde!“ bat er. „Ich will Dich nicht mehr hindern; ich sehe ein, daß es vergeblich wäre, vielleicht auch unrecht. Aber laß mich vorher mit ihr sprechen. Füge Dich in diesem Einen! Du hast es mir ja gestern schon zugesagt!“

„Es sei!“ sagte Sendlingen. „Aber Du versprichst, mich keine Minute länger harren zu lassen, als unbedingt nöthig!“

Berger versprach es und ging. Er war kein frommer Mann, wie sich die Menge ihn denkt, und doch war es ihm, da er wieder die Klingel des Kerkerthores zog, als müßte er beten, daß sein Wort wirksam sei, beten, wie nur je ein Mensch eine Gnade für sich selbst erfleht . . .

Der Wärter war erstaunt, als er wieder Zutritt zu der Zelle verlangte, auch Victorine blickte ihn befremdet an.

Er trat auf sie zu. „Hören Sie mich an!“ bat er. „Ich habe Ihnen vorhin die Wahrheit verbergen wollen, in bester Absicht, aber es war doch nicht recht! Denn die Lüge tödtet, die Wahrheit rettet, immer und überall — ich hätte daran denken sollen!“ Nun denn: Ich kenne Ihren Vater; er ist

mein bester Freund und ein Mensch, so edel und gut, so rechtschaffen und reich an Gemüth, wie es ihrer wenige auf dieser armen Erde gibt!"

Sie richtete sich auf. „So hätte denn meine Mutter gelogen?" rief sie. „Darf ich Ihnen mehr glauben, als meiner Mutter?! Dürfen Sie dies von mir verlangen?!"

„Nein," erwiderte er. „Ihre Mutter hat ihn im Ganzen richtig beurtheilt. Er hat die Unglückliche wirklich nicht aus Leichtsinn verführt, nicht aus Schwäche verlassen. Aber eben so wenig aus kaltblütiger Berechnung. Auf ihm lastete kein äußerer, aber ein innerer Zwang, der Zwang seiner Erziehung, seiner Ueberzeugungen, seiner Anschauung von Welt und Menschen, kurz, seines ganzen Wesens, wie es nun einmal war, daß er kaum anders handeln konnte. Hiezu kam eine so unselige, seltsame Verkettung äußerer Verhältnisse, daß er ein Riese an Seelenkraft hätte sein müssen, um nicht zu unterliegen. Wir aber sind allesammt Menschen! Ich traue keinem, den ich kenne, auch mir selbst nicht zu, daß wir stärker gewesen wären, als er! . . . Keinem, Victorine! . . . Wollen Sie mir dies glauben?"

„Meine Mutter urtheilte anders!" erwiderte

sie. „Und wollen Sie es etwa auch rechtfertigen, daß er sich nicht um sein Kind bekümmerte?“

„Er wußte nichts von Ihnen!“ rief er. „Er ahnte nicht, daß ihm ein Kind lebt! Und noch Anderes darf ich betheuern: wäre ihm durch einen Zufall die Kunde zugekommen, daß Sie leben, er hätte nicht gerastet, bis er Sie an sein Herz gezogen, er hätte Sie in seinen Armen, in seinem Hause vor allem Kampf mit dem Elend, mit der Schlechtigkeit der Menschen geschützt. Nicht blos sein Gemüth hätte ihm dies geboten, und weil ihm in seiner Ehe kein Kindersegen zu Theil geworden, sondern auch sein Rechtsgefühl: um an Ihnen gut zu machen, was er an Ihrer armen Mutter nicht mehr gutmachen konnte! Wenn Sie ahnten, was er leidet! . . . Sie müssen es ihm ja nachfühlen können: ein edler Mensch, der plötzlich erfährt, daß seine Schuld eine zehnfach größere ist, als er geglaubt, daß ihm ein Kind lebt, an dem er sich gleichfalls vergangen, und der es in demselben Augenblicke erfährt, da sich diese Schuld nicht wieder gut machen läßt — in solchem Augenblicke — können Sie dies fassen, Victorine?!“

Ihr Antlitz blieb unbewegt. „Was soll ich

sagen?“ sagte sie finster. „Wenn er wirklich leidet, so ist die Strafe nur gerecht! Was hat meine Mutter um seinetwillen gelitten! Und ich!“

„Aber dürfen wir ihm Alles in sein Schuldbuch schreiben?“ rief er. „Alles, Victorine?!“

„Vielleicht!“ erwiderte sie. „Aber wenn nicht Alles, so doch das Meiste, so viel, daß ich Ihnen allerdings das Eine glauben will: ist er überhaupt ein Mensch, so muß er jetzt die qualvollste Reue empfinden! Jedoch so groß, wie mein Leid, ist das seine nicht! Und ist meine Schuld größer als die seine? Und büßt er sie etwa auch mit Ehre und Leben?“

„Wohl möglich!“ rief er. „Vielleicht mit dem Leben, da er sie, wie er nun einmal ist, mit der Ehre nicht büßen kann! Oh! wenn Sie Alles wüßten! Wenn Sie wüßten, welch' unerhörte Verkettung der Verhältnisse sein Schuldgefühl verschärft, sein Leid ins Unermeßliche steigert! Und Sie sollen Alles wissen! . . .“

„Ich will es nicht hören!“ wehrte sie hastig ab. „Es kümmert mich nicht, es darf mich nicht kümmern! Ich will mir nicht rauben lassen, was

ich gegen diesen Mann empfinde, ich will nicht! Seine Strafe ist gerecht — und damit genug!"

„Gerecht! und immer wieder gerecht!" rief der Anwalt. „Sie sind noch jung, aber schon haben Sie genug vom Leben erkannt, genug gelitten, um zu wissen, wie weit wir mit dieser Gerechtigkeit kommen! Aug' um Aug', Zahn um Zahn — soll sich denn diese erbarmungslose Kette von Schuld und Sühne ewig weiter spinnen, von Geschlecht zu Geschlecht?! Begreifen Sie denn nicht, daß dieses Leben nicht zu ertragen wäre, wenn nicht zuweilen eine hochherzige That, eine edle Selbstüberwindung diese Kette sprengte? . . . Sie könnten dies begreifen, armes Kind, Sie am Besten! Ueben Sie eine solche That, vergeben Sie dem unglücklichen Manne!"

„Hat er Sie mit diesem Auftrag zu mir gesendet?" fragte sie.

„Nein! Ich will auch im Geringsten wahr bleiben: ich selbst rang es ihm ab, Sie vorher auf sein Kommen vorbereiten zu dürfen. Ich wollte ihm und Ihnen die Aufregungen eines so traurigen Kampfes ersparen. Ahnt er doch nicht einmal, wie Sie über ihn denken!"

„Er ahnt es nicht?“ rief sie. „Er hält Alles für ausgeglichen, wenn er die Gefallene, die Verurtheilte mit seinem Besuche beglückt! Oh! und dieser Mann sollte edel und feinfühlig sein?“

„Sie thun ihm auch darin Unrecht!“ betheuerte der Anwalt. „Und darin am Meisten! Daß er, der sonst in den Seelen der Menschen lesen konnte, wie in einem Buche, an dies Nächste, Natürlichste gar nicht denkt, beweist am Besten, wie sehr ihn sein Jammer verwirrt und verwüstet! Nur Eines will er: zu Ihnen kommen, Sie aufrichten, sich an Ihnen aufrichten!“

„Ich will ihn nicht sehen, Sie müssen es verhindern!“

„Ich kann nicht, ich habe es vergeblich versucht. Er wird kommen; es hängt seine Vernunft, vielleicht sein Leben davon ab, wie Sie ihn empfangen!“

„Beladen Sie mich nicht mit solcher Verantwortung!“ schluchzte sie verzweifelt auf. „Ich kann ihm nicht vergeben! Aber ich will Niemandes Tod, ich will nicht, daß er sterbe. Sagen Sie ihm, was Sie wollen, auch daß ich ihm vergeben, aber halten Sie ihn ab! Ich beschwöre Sie!“

Sie wollte sich zu seinen Füßen stürzen, er hielt sie zurück. „Lassen Sie das!“ murmelte er. „Ich dränge nicht länger in Sie! . . . Wie Gott will!“

Wenige Minuten später war er wieder bei Sendlingen. „Sie weiß nun Alles,“ berichtete er „nur nicht Deinen Stand und Namen. Deinen Besuch wünscht sie nicht — sie — fürchtet die Aufregung . . .“

Er stockte und blickte den Freund bange an; er fürchtete abermals einen jähen Ausbruch der Verzweiflung.

Aber es kam anders. Wohl zuckte der Präsident schmerzlich zusammen, dann aber richtete er sich hoch auf. „Du verbirgst mir die Wahrheit,“ sagte er. „Sie will den Verführer ihrer Mutter nicht sehen. Ich dachte früher nicht daran — von Deinen bestürzten Mienen las ich es doch sofort ab . . . Das ist schlimm, sehr schlimm . . . hindern kann es mich dennoch nicht . . . Was der Fremde vergeblich versucht, wird dem Vater gelingen. Mir sagt's mein Herz . . .“

Er ließ sich Hut und Stock reichen und schritt, auf Bergers Arm gestützt, die Treppe hinab. Auf

der Straße machte er sich frei; die Energie der Seele gab auch dem Körper neue Kraft. Festen Schritts ging er auf das Kerkerthor zu und seine Stimme zitterte kaum merklich, als er dem Aufseher den Befehl gab, die Zelle der Victorine Lippert zu öffnen.

Dieser gehorchte. Die Gefangene blickte kaum auf, als sie den Riegel wieder einmal klirren hörte. Der Aufseher hielt sich für verpflichtet, sie aufmerksam zu machen, welch wichtiger Besuch nahe. „Unser Herr Präsident, Baron Sendlingen!“ raunte er ihr halblaut zu. „Inspektion der Zellen! Stehen Sie auf!“ Er trat respektvoll zurück, den Präsidenten einzulassen und schloß die Thür hinter ihm.

Die Beiden blieben allein. Victorine hatte sich erhoben, wie ihr befohlen war; nur einmal streifte ihr Blick flüchtig und gleichgültig den hohen Herrn, dann blieb sie gesenkten Hauptes stehen. Ähnliche Inspektionen hatten schon früher wiederholt stattgefunden; der betreffende Beamte hatte kurz gefragt, ob die Gefangene keinen Wunsch, keine Beschwerde habe. Diese Frage erwartete sie auch nun, um sie ebenso kurz zu verneinen; sie wünschte nichts mehr.

Aber er schwieg, und als sie befremdet auf-

blickte — „Barmherziger Gott!" schrie sie auf, taumelte auf ihren Sitz zurück und schlug die zitternden Hände vors Antlitz.

Sie wußte, wer dieser Mann sei, sofort, auf den ersten Blick. Woran sie ihn so blitzschnell erkannt, konnte sie sich auch später, da sie darüber grübelte, nicht erklären. Es war ein Halbdunkel in der Zelle, sie hatte seine Züge und ihren Ausdruck kaum recht gesehen. Vielleicht verrieth es ihr nur seine Haltung. Mit gesenktem Haupte, die Hände schlaff herabhängend stand er da, wie ein Schuldiger vor seinem Richter.

Bei ihrem Ausruf blickte er empor und trat näher. „Victorine," murmelte er, sie verstand es nicht, so leise klang der Name aus der gepreßten Kehle. „Mein Kind!" schrie er dann auf und stürzte auf sie zu.

Sie schnellte empor, streckte die Hände wie zur Abwehr vor sich hin und schaute ihn aus weitgeöffneten Augen an. Und wieder wußte sie nicht, was sie plötzlich ins Herz hinein traf und rührte. War es, weil ihr sein Antlitz bekannt vorkam, räthselhaft bekannt, als hätte sie es gesehen, seit sie denken konnte? ... So war es ja auch! Denn was

sie, ihr selbst unbewußt, überwältigte, war ja die Ähnlichkeit mit dem eigenen Antlitz! Oder ergriff sie der stille Jammer in diesen Zügen, der flehentliche Blick der Augen?" . . . Sie fühlte, wie der wilde Groll, an den sie sich verzweifelt geklammert, dieses einzige Gefühl, welches sie sich nicht hatte rauben lassen wollen, jählings dahinschmolz . . .

„Ich kann nicht," stammelte sie noch, aber im gleichen Athemzuge hob sie die Arme. „Vater!" schrie sie auf und stürzte an sein Herz.

Er riß sie an sich und bedeckte ihr Haupt, ihr Antlitz, mit Küssen und Thränen. Dann zog er sie auf sein Kniee und bettete ihr Haupt an seiner Brust. So saßen sie und sprachen beide kein Wort, nur ihre Thränen rannen.

Achtes Kapitel.

Eine halbe Stunde mochte seit dem Eintritt des Präsidenten in die Zelle der Verurtheilten vergangen sein; dem Anwalt, der im Korridor vor der Thür wie eine Schildwache auf und nieder ging, wollte diese Frist wie eine Ewigkeit erscheinen. Auch dem Aufseher wurde die Sache auffällig. Der eifrige, aber sehr geschwätzige Mensch, den Berger seit langen Jahren kannte, trat mit vertraulichem Lächeln auf den Anwalt zu. „Da drinnen geht — also natürlich! — was Besonderes vor!" meinte er und wies schmunzelnd nach der Zelle. „Was ganz Besonderes!"

Berger starrte den Mann zuerst so fassungslos an, als ob ihm dieser eben gesagt hätte, daß er das Geheimniß kenne. „Was meinen Sie da!" stieß

er dann barsch hervor. „Sie haben nichts zu meinen!“

Der Aufseher blickte ihn befremdet an. „Unsereins hat eben auch — also natürlich — seine Gedanken,“ sagte er. „Das ist ja seit gestern ein Zulauf nach der Zelle, als ob dort eine Prinzessin säße! Der Arzt, der Pfarrer und Sie, Herr Doktor — und nun der Herr Präsident, noch dazu fast eine Stunde lang! Das kommt nicht alle Tage vor, und ich weiß auch schon, wie sich's erklärt!“

Der Anwalt zwang sich zu einem Lächeln. „Natürlich, weil Sie ein so pfiffiger Mensch sind, Höbinger! Wie erklärt sich's denn?“

„Nun, mit Ihnen kann ich schon — also natürlich! — darüber sprechen,“ erwiderte der Mann geschmeichelt, „obwohl Sie der Vertheidiger sind und der Freund des Präsidenten. Aber Sie haben ja im Jahre Achtundvierzig die großen Reden gehalten und waren immer für das Volk, Sie werden mich nicht verrathen, Herr Doktor. Also natürlich! die alte Geschichte: es gibt keine Gleichheit auf der Welt! Wäre die da drinnen eine Magd, und hätte ein Knecht sie verführt, kein Mensch würde sich um sie bekümmern! Aber sie ist eine gebildete Person,

und was die Hauptsache ist: ihr Verführer ist ein Graf, das ändert die Sache! Verurtheilen muß man sie — also natürlich! — weil es das Gesetz so verlangt, aber dann sorgt man sich um sie, und wenn sie mit einer geringeren Strafe davonkäme, mich sollt's nicht wundern! Der Herr Kerkermeister meint freilich, daß das Unsinn ist; wenn sie Protektion hätte, sagt er, wäre der Herr von Werner anders gegen sie gewesen: der Herr Vice-Präsident, sagt er, hat für Protektion eine feine Nase; Sie Höbinger, sagt er, sind — also natürlich! — ein Esel! Aber ich weiß, was ich weiß, und seit der Herr Präsident sich selbst herbemüht haben, und nicht zu einer allgemeinen Inspektion, sondern zu einem besonderen Besuch, der so lange dauert, wie man nie Aehnliches erlebt hat, bin ich völlig überzeugt, und nicht ich, sondern im Gegentheil der Herr Kerkermeister . . ."

Aber diese Respektwidrigkeit brachte der schlaue Mann doch nicht über die Lippen, sondern begnügte sich, triumphirend zu schließen: „Also natürlich! — ist es nicht so, Herr Doktor?!"

Berger hielt es für das Beste, keine bestimmte Antwort zu geben. Wenn diese Plaudertasche ihren

Verdacht den anderen Bediensteten mittheilte, so war dies ja schließlich doch noch die harmloseste Deutung, darum sagte er nur: „Sie denken zu viel, Höbinger! Das ist schon manchem gefährlich geworden! . . .“

Und wieder war eine halbe Stunde vergangen, die Besorgniß, die Ungeduld des Anwalts stieg aufs Höchste. Er schwankte, ob er dies lange Verweilen Sendlingens im guten oder schlimmen Sinne zu deuten habe; aber selbst wenn es diesem gelungen, seines Kindes Herz zu rühren, so war doch jede fernere Unterredung an diesem Orte, unter diesen Verhältnissen eine Gefahr. Und wie groß diese Gefahr war, sollte Berger sofort deutlich genug erkennen.

Auch der schlaue Höbinger schlich immer unruhiger um die Zelle. Nur die Anwesenheit Bergers hinderte ihn, das Ohr ans Schlüsselloch zu bringen, oder gar jenes kleine Guckfensterchen in der Thür zu öffnen, durch welches er stets, vom Gefangenen unbemerkt, das Innere jeder Zelle überblicken konnte.

Immer mächtiger zog es ihn hin; seine Hand zuckte nach dem Knopf, auf dessen Druck sich das Fensterchen öffnete. Endlich, da Berger ihm just den Rücken drehte, unterlag er seiner Neugier; die

Klappe fiel lautlos herab — er wollte sein Auge an die Oeffnung legen —

In diesem Momente wandte sich Berger zufällig um. „Was treiben Sie da?!“ schrie er auf, daß der Mann zusammenfuhr und zurückwich. Im nächsten Athemzuge war der Anwalt neben ihm, faßte seinen Arm und schleuderte ihn hinweg. „Welche Frechheit!“ rief er.

Der Aufseher zitterte an allen Gliedern. „Um Gotteswillen!“ flehte er, „machen Sie mich nicht unglücklich . . . Ich wollte nur nachsehen, ob . . . ob der Herr Präsident wohl ist!“

„Lüge!“ rief der Anwalt absichtlich sehr laut. „Sie haben sich erfrecht . . .“

Er brauchte den Satz nicht zu Ende zu bringen; was er wollte, war erreicht: Sendlingen öffnete die Thüre der Zelle und trat hervor. Sein Antlitz hatte jenen Ausdruck freundlicher Ruhe, den es sonst zu tragen pflegte, er schien völlige Selbstbeherrschung zurückgewonnen zu haben.

„Schließen Sie wieder!“ befahl er dem Aufseher. Es schien ihm klar, was eben vorgegangen, denn er that keine Frage.

Höbinger jedoch empfand das Bedürfniß, sich

zu entschuldigen. „Herr Präsident," stammelte er, „ich habe nur meine Pflicht thun wollen . . . Es kommt ja zuweilen vor, daß sich . . . daß sich rabiate Verbrecher an den Herren vergreifen. —"

„Scheint Ihnen das arme Geschöpf da drinnen so gefährlich?" fragte Sendlingen. Es berührte den Anwalt fast unheimlich, daß er sich zu diesen Worten aufzuraffen, ja noch mehr: daß er seinen Zügen hiebei fast ein Lächeln aufzuzwingen vermochte.

„Herr Präsident . . ."

„Es ist gut, Höbinger! Sie waren vielleicht ein wenig neugierig, aber es soll Ihnen in Anbetracht Ihrer sonstigen Führung nachgesehen sein. Auch werden ja mit den Gefangenen keine Geheimnisse mehr verhandelt, am wenigsten nach ihrer Verurtheilung." Zu Berger gewendet fuhr er fort: „Man wird sie Nachmittags in eine Krankenzelle bringen, es ist nothwendig. . . Hast Du sonst noch etwas hier zu thun? Nicht? Dann begleite mich!"

Das klang so ruhig, so geschäftsmäßig — der Anwalt wußte sich vor Staunen nicht zu fassen. Nie und nimmer hätte er dem Freunde solche Kraft zugetraut, und nun erst nach dieser Nacht — nach

dieser Unterredung! „Ich bewundere Deine Nerven!“ rief er, als sie auf die Straße traten. „Das war ein furchtbarer Augenblick . . .“

„Das war er!“ bestätigte Sendlingen, und nun erst zitterte seine Stimme. „Hätte der Mensch nur einen einzigen Blick durch das Guckloch geworfen, dann wären wir Beide verloren gewesen! Wenn der Aufseher Höbinger gesehen hätte, wie der Präsident die Verbrecherin in seinen Armen hält!“

„So habt Ihr Euch gefunden?“

„Wäre ich sonst so ruhig? Ich bin's, weil ich nun wieder ein Ziel habe, einen Weg sehe, meine Pflicht zu erfüllen. . . Oh, Georg, wie wahr hast Du gesprochen: wohl mir, daß ich lebe und meine Schuld bezahlen kann!“

„Was gedenkst Du zu thun?“

„Zunächst das Wichtigste: sie am Leben erhalten, zum Leben erziehen. Ich werde ihr, wie ich Dir eben sagte, eine Krankenzelle und Krankenkost anweisen lassen. Ich darf dies thun, ohne meine Pflicht zu verletzen; auch jeder Anderen gegenüber müßte ich dies anordnen, nachdem mir ihr Zustand so genau bekannt geworden, wie in diesem Falle.“

„Aber Du wirst sie auch in einer solchen Zelle nicht allzu oft besuchen dürfen," mahnte der Anwalt.

„Gewiß nicht!" erwiderte der Präsident. „Ich sehe ein, die Gefahr ist zu groß, und habe es auch ihr schon gesagt. Ja! auch darin hattest Du Recht: es ist keine Nebensache, ob unsere Beziehung unentdeckt bleibt, oder nicht. Es ist mir unfaßlich, daß ich dies vorhin nicht begriff: davon hängt ja, wie ich die Dinge jetzt sehe, Alles ab . . . Und jetzt sehe ich die Dinge richtig, diese Unterredung hat ein Wunder an mir vollbracht, Georg — sie hat den Schleier von meinen Augen genommen und alle Dünste aus meinem Hirn gejagt. . . . Wie gesagt, ich kann Victorine nur selten sehen, hingegen wird Brigitta täglich bei ihr sein; sie ist ja Mitglied des „Frauen-Vereins", und es kann Niemand auffallen, wenn sie sich der Ärmsten besonders widmet."

„Anderen nicht, aber wird sie selbst nicht die Wahrheit ahnen?"

„Sie soll ja Alles wissen! Ich werde es ihr noch heute sagen. Sie ist mir unbedingt ergeben, brav und tüchtig, das beste Herz. Auch bleibt mir

keine Wahl. Der Verkehr mit einer guten verständigen Frau ist das Nächste und Dringendste, dessen mein armes Kind bedarf! Aber ich habe mich nicht blos deshalb dazu entschlossen. Ich bedarf dieser treuen Seele wohl auch später . . ."

„Ich verstehe — nachdem die Strafzeit verbüßt ist . . ."

Sendlingen blieb stehen und schaute den Freund an; es war der alte Blick voll Jammer und Verzweiflung. „Ja!" sagte er unsicher. „Freilich dacht' ich kaum daran. Ich gebe mich keinen überschwänglichen Hoffnungen hin; ich bin auf Alles gefaßt, auch auf das Schlimmste. Und gerade in diesem Falle wird mir Brigitta's Hilfe am unentbehrlichsten sein."

„Im schlimmsten Falle?" fragte der Anwalt. „Wie soll ich dies verstehen?"

Sendlingen erwiderte nichts. Erst als Berger seine Frage wiederholte, sagte er langsam, tonlos: „Über derlei Dinge spricht man nicht, mit Niemand, selbst mit dem besten Freunde nicht, selbst nicht mit sich selbst . . . Man wälzt es nicht erst in Gedanken hin und her, man thut es, wenn man muß . . ."

Sein Blick war starr, während er dies sprach, wie der eines Menschen, der in weite Ferne schaut, oder in einen tiefen Abgrund. Dann wurden seine Züge wieder ruhig und entschlossen. „Noch Eins!" sagte er. „Du bist mit der Beschwerdeschrift fertig? Darf ich sie lesen? Verzeih, ich mißtraue Dir gewiß nicht. Aber sieh! für mich hängt so viel davon ab, vielleicht fällt mir noch etwas bei, was von Wichtigkeit wäre . . ."

„Was bedarf es da erst der Worte?!" unterbrach ihn der Anwalt. „Mir selbst geschieht hiedurch ein Gefallen! Wir wollen die Schrift noch heute gemeinsam durchgehen."

Als er sich des Abends zu diesem Zwecke in der Wohnung des Freundes einfand, trat ihm Fräulein Brigitta entgegen. Die alte Dame hatte rothgeweinte Augen, aber ihr Antlitz war wie durchleuchtet von einer starken und edlen Empfindung.

„Ich habe sie heute schon besucht," flüsterte sie dem Anwalt zu. „Oh! glauben Sie mir, das ist ein Engel, tausendfach reiner, als Manche, die sich mit ihrer Tugend brüsten darf. Ich habe ihr Muth zugesprochen und ihr dann viel von dem

Herrn Baron erzählt — wer verstünde das besser, wer kennt ihn genauer?! . . . Sie hat mich ruhig angehört und immer still vor sich hingeweint, und auch ich mußte weinen . . . . Aber es wird Alles noch gut werden; ich bin fest davon überzeugt. Wenn der Herr da droben diese beiden Menschen zu Grunde gehen ließe, diese Menschen . . ."

Ihre Stimme brach vor tiefer Rührung. Stumm drückte ihr der Anwalt die Hand und trat in das Arbeitszimmer.

Er fand den Freund gefaßt und ruhig. Sendlingen klagte nicht mehr; kein Wort, keine Miene verrieth den Druck, der auf seiner Seele lastete. Gewissenhaft und gründlich, und so leidenschaftslos, als ob es sich um eine juristische Preisaufgabe handelte, erledigte er mit Berger die Arbeit. Ja noch mehr — so oft dieser an eine Stelle kam, wo er, von seinem Gemüth hingerissen, einen wärmeren Ausdruck gewählt, fiel ihm der Präsident stets ins Wort: „Das geht nicht! wir wollen die Worte ruhiger und nüchterner wählen!" Und in der Regel war es auch er, der diese ruhigen, nüchternen Worte fand.

Bis zum letzten Worte hielt er diese Klarheit, diese fast unnatürliche Ruhe fest. Erst nachdem der Anwalt die Bogen wieder gefaltet und nun zu sich stecken wollte, schien wieder das Bewußtsein des Jammers über ihn zu kommen. Unwillkürlich streckte er die zitternde Hand nach den Papieren aus.

„Du willst noch etwas nachsehen?" fragte Berger.

„Nein!" Die Hand fiel schlaff herab. „Auch ist ja Alles vergebliche Arbeit. Mein Loos ist entschieden!"

„Dein Loos?" rief der Anwalt. „Wie sehr Du Dich auch mit dem Schicksal Deines armen Kindes verknüpft fühlst, so darfst Du nicht, sprechen!"

„Mein Loos, nur mein Loos!"

Es war wieder derselbe seltsame Ton und Blick, wie des Vormittags, da er gesagt, daß man über derlei Dinge nicht einmal mit sich selbst spreche. Aber diesmal wollte der Anwalt eine Aufklärung erzwingen. „Du sprichst in Räthseln," begann er, doch weiter kam er nicht. Denn mit einer Entschiedenheit, die jede fernere Frage unmöglich machte, fiel ihm Sendlingen ins Wort:

„Möge mir die Stunde erspart bleiben, wo Du dieses Räthsel verstehen lernst! Mehr als diesen Wunsch kannst auch Du mir nicht bieten! ... Wozu vergeblich an das Tiefste rühren? ... Gute Nacht, Georg, und tausend, tausend Dank!“

Neuntes Kapitel.

Sechs Wochen waren seit der Absendung der Beschwerde vergangen; Weihnachten stand vor der Thüre. Still waren die Tage gekommen und gegangen, ohne neuen Sturm, neue Gefahr zu bringen, freilich auch, ohne auch nur eine der Wolken zu verscheuchen, welche drohend über den Häuptern dieser beiden beklagenswerthen Menschen niederhingen.

Täglich fand sich der Anwalt bei Sendlingen ein, täglich ward ihm auf seinen fragenden Blick dieselbe Antwort: ein stummes Kopfschütteln — die Entscheidung war noch nicht eingetroffen. Der oberste Gerichtshof hatte sich die Akten des Prozesses vorlegen lassen, außer dieser selbstverständlichen Anordnung war keine Zeile aus Wien gekommen.

Dieses Schweigen war sicherlich kein gutes Zeichen, aber auch zum Schlimmen ließ es sich nicht unbedingt deuten. Wohl mußte der betreffende Referent, wenn er nicht etwa von vornherein den Behauptungen des Anwalts keinerlei Bedeutung beimaß, von dem Gerichte zu B. nähere Aufklärung verlangen, und dies um so mehr, als ja auch das Einzel-Votum Derneggs bei den Akten lag. Doch erklärte sich dieses Schweigen vielleicht auch einfach genug daraus, daß er noch gar nicht an die Prüfung der Angelegenheit gegangen.

An dieser tröstlichen Auslegung hielt Berger fest oder heuchelte dies doch, wenn die Rede darauf kam, was übrigens selten genug geschah; er mochte nicht hievon beginnen, und der Präsident vermied es gleichfalls. Fast wollte es dem Freunde scheinen, als ob dem unglücklichen Manne die Verzögerung der Entscheidung nicht unerwünscht sei, als ob er die Qual der Ungewißheit gern Tag um Tag weiterschleppe, nur um dem Entsetzlichen nicht ins Auge schauen zu müssen. In der That athmete er jeden Morgen erleichtert auf, wenn der Moment furchtbarer Spannung wieder einmal vorüber war, wenn er die Wiener Post durchgeblickt und nichts gefunden.

Doch geschah es nicht aus jenem Motiv, welches Berger vermuthete, sondern um einer besseren Empfindung willen. Sendlingen freute sich jeder Stunde, die seinem armen Kinde neue Gnadenfrist gewährte, an Körper und Seele zu erstarken.

Es ging aufwärts mit der Gebrochenen, sichtlich, von Tag zu Tag. Die tödtliche Bläffe schwand, die Schwäche minderte sich, der Blick der Augen ward heller und sicherer. Der Arzt sah es mit freudigem Staunen und nicht geringem Stolze; er schrieb den Erfolg seinen Mitteln zu, der besseren Kost und Pflege, die ihr auf seinen Antrag dauernd gewährt worden. Wenn er sich dessen gegen seinen Freund, den Pfarrer Rohn, berühmte, pflegte dieser freilich so spöttisch zu lächeln, als ihm seine Gutmüthigkeit erlaubte: er wußte es besser; wenn dieses arme Wesen wieder aufblühte, so war es einzig sein Verdienst! Hatte nicht der Arzt selbst gesagt, daß sie nur durch eine Aenderung ihrer Seelenstimmung gerettet werden könne? Und war diese Wandlung nicht wirklich eingetreten, noch sichtlicher, als die körperliche Besserung?

Ein neuer Geist war über Victorine gekommen. Sie starrte nicht mehr in dumpfem Brüten vor sich

hin, sie sehnte nicht mehr den Tod herbei, und wenn der Priester in ihr die Hoffnung auf Begnadigung zu nähren suchte — aus ehrlichster Ueberzeugung, denn er hielt die Bestätigung des Todesurtheils für ganz unmöglich — nickte sie ihm dankbar und gerührt zu. Nun schien sie es zu verstehen, wenn er ihr sagte, daß dem Allgütigen droben die Buße des Sünders und sein werkthätiges Leben freudvoller sei, als sein Tod, und als er wieder einmal die Rede auf den Mann lenkte, der ja trotz alledem ihr Vater sei und vielleicht gerade jetzt tiefstes Weh um sie leide, als er ihr zusprach, ihr Herz nicht gegen diesen Unbekannten zu verhärten, da erlebte er die Freude, daß sie ihm mit innigstem Ton und Blick sagte: „Ich habe ihm von ganzem Herzen verziehen! Der Gedanke an ihn hat mich wieder aufgerichtet! Vielleicht gönnt es mir der Himmel, ihm einst eine gute Tochter zu sein!“ So waren denn die Trostworte und die Mahnreden des hochwürdigen Herrn wahrlich nicht vergeblich gewesen!

Den wahren Sachverhalt ahnte Niemand; das Geheimniß blieb streng gewahrt. Wohl mußte es auffallen und wurde auch vielfach beredet, daß

Fräulein Brigitta fast täglich, der Präsident fast wöchentlich die Verurtheilte besuchte, aber hiefür suchte und fand man genügende Erklärung. Die Gutmüthigen und Harmlosen meinten, die Victorine Lippert sei ja ein so beklagenswerthes Geschöpf, daß sich ihr naturgemäß das besondere Mitleid dieser beiden edlen Menschen zugewendet; die Böswilligen acceptirten die Auffassung des schlauen Höbinger und sprachen von „Protektion"; dem vornehmen Verführer und seiner Mutter, der Gräfin, seien nachträglich doch Gewissensbisse gekommen, ob sie mit dem armen Geschöpf nicht zu hart umgegangen, und ihre Verwendung bei ihrem Standesgenossen, dem Freiherrn von Sendlingen, sei nicht vergeblich gewesen. . . . Freilich konnte sich dieses Gerücht nur in ganz uneingeweihten Kreisen behaupten; wer der adeligen Gesellschaft der Provinz irgend näher stand, wußte sehr genau, daß die Gräfin Riesner-Graskowitz sicherlich die letzte war, welche eine Regung des Mitleids für die Verurtheilte empfand!"

Aber wie dem auch sein mochte, sicherlich benahm sich der Präsident auch in dieser Angelegenheit so, wie Zeit seines Lebens in allen anderen

Amtsgeschäften: menschlich und mild, aber dem Gesetze gemäß und ohne auch nur um Haaresbreite seine Pflicht zu verletzen. Die bessere Wartung, die gesonderte Zelle in der Kranken-Abtheilung wäre sicherlich auch jeder Anderen zu Theil geworden, für welche sich der Arzt in gleicher Weise eingesetzt hätte. Als der Pfarrer einmal, von seinem Mitleid hingerissen, eine kleine Begünstigung zu erwirken suchte, die über diesen Rahmen hinausging — es handelte sich um eine ganz geringfügige Erleichterung der Hausordnung — wollte sie zwar der Kerkermeister gewähren, der Präsident jedoch lehnte das Gesuch entschieden ab.

Als Berger von diesem unbedeutenden Vorfall hörte, wälzte sich ihm eine schwere Last vom Herzen, die er all die Wochen hindurch schweigend ertragen, ohne es zu wagen, sich durch ein neuerliches Gespräch Gewißheit zu holen. Er hatte jenen räthselhaften Worten, die Sendlingen am Tage nach der Verhandlung zu ihm gesprochen, eine Deutung gegeben, die ihn mit tiefstem Weh, ja mit Entsetzen erfüllte. Nun erkannte er seinen Irrthum: wer in kleinen Dingen, wo ihm keinerlei Gefahr der Entdeckung drohte, so streng seinem Gewissen folgte,

hielt gewiß auch in größeren Konflikten zwischen Herz und Pflicht unbeugsam an Recht und Ehre fest.

Er sollte bald in dieser Auffassung bestärkt werden.

Es war drei Tage vor Weihnachten, als er des Morgens wieder einmal in das Bureau des Freundes trat. Er fand diesen in die Lektüre von Briefen vertieft, die er nun zurückschob.

„Die Post aus Wien ist noch nicht eingetroffen,“ sagte er, „der Zug steckt wohl im Schnee. Hingegen habe ich Briefe aus P. Der Präsident des dortigen Obergerichts, an dessen Stelle ich treten soll, fragt an, ob es mir nicht möglich wäre, ihn kurz nach Neujahr abzulösen, statt erst, wie der Justizminister angeordnet, mit Ende Februar. Er sei leidend und müsse so bald als irgend möglich nach dem Süden.“

„Mein Gott!“ rief der Anwalt, „das haben wir ja ganz vergessen!“ In der That hatten ihn die Stürme jener Tage und die Wochen stillen, bangen Kummers, die ihnen gefolgt, kaum an das bevorstehende Avancement und die Übersiedelung Sendlingens denken lassen.

„Ich nicht!“ erwiderte dieser düster. „Mich hat der Gedanke, nun fort zu müssen, oft genug

noch tiefer gebeugt, als ich ohnehin war. Wie gern bliebe ich nun hier, auch wenn sie mich degradirten, zum — zum Kerkermeister degradirten! Aber es bleibt mir nun keine Wahl mehr. Ich habe den Posten in P. definitiv angenommen und muß ihn antreten."

„Und gedenkst Du schon wirklich zu Neujahr zu übersiedeln?"

„Nein, dies ist nicht meine Pflicht. Ich wäre dem kranken Manne gern gefällig, aber Du weißt, ich kann nicht! Ich bleibe bis Ende Februar; bis dahin wird ja wohl auch die Entscheidung gekommen sein!"

Er beugte sich wieder über einen Akt, der vor ihm lag. Auch der Anwalt schwieg, er trat ans Fenster und starrte in die graue Dämmerung hinaus; das Schneegestöber wollte nicht enden.

Da klopfte es an der Thüre; es war ein Beamter der Registratur. „Vom obersten Gerichtshof!" meldete er und legte ein großgesiegeltes Schreiben auf den Tisch. „Soeben eingetroffen. An den Herrn Präsidenten persönlich!"

Der Beamte ging, Berger trat an den Tisch heran. Als er sah, wie erregt Sendlingen war,

wie lange er auf den Brief starrte, schüttelte er den Kopf. „Das kann ja nicht das Urtheil sein!“ sagte er. „Das wäre doch nicht an Dich adressirt! Es wird eine gleichgiltige Sache sein, ein Disziplinarfall, eine Pensionirung. . . .“

Der Präsident nickte und erbrach das Schreiben. Aber schon bei dem ersten Blick bedeckte tödtliche Blässe sein Antlitz und das Papier in seiner Hand zitterte so sehr, daß er es auf den Tisch legen mußte, um es zu Ende zu lesen.

„Lies!“ murmelte er dann.

Berger überflog das Schriftstück; auch er fühlte, wie sein Herz dabei ungestüm zu pochen begann. Das war allerdings nicht das Urtheil, nur eben ein kurzer Auftrag, aber der Inhalt kam einem Urtheil gleich.

Den Referenten hatte, wie dies Berger erhofft, der Gegensatz zwischen dem Einzel-Votum Derneggs und jenem der vier anderen Richter, sowie die Motivirung des Ersteren bedenklich gemacht. Dernegg war nicht der Ansicht seiner Kollegen, daß hier ein vorbedachter, seit Monaten tückisch vorbereiteter Mord vorliege, sondern nur eine jähe, im höchsten Affekt der Verzweiflung, ja höchst wahrscheinlich in

unzurechnungsfähigem Zustande begangene That. Gegen die mildere Auffassung sprachen allerdings die Aussagen der Gräfin, die Versuche der Verurtheilten, ihren Zustand zu verbergen. Nun hatte freilich ihre einzige Vertraute, die Kammerzofe der Gräfin, vor dem Untersuchungsrichter ausgesagt, daß Victorine diese Versuche nur auf ihren Rath, unter ihrer Mithilfe unternommen, und zwar einzig in der Absicht, so lange im Hause verweilen zu können, bis der junge Graf zu ihrer Rettung herbeieile, aber sie hatte ja diese Aussage bei der Schlußverhandlung zurückgezogen. Wie Berger seine Richtigkeitsbeschwerde hauptsächlich darauf aufbaute, daß die Zeugin trotz dieses Widerspruches beeidet worden, so schien auch dem Referenten dieser Punkt von entscheidender Bedeutung. Es wurde daher dem Präsidenten aufgetragen, hierüber baldmöglichst durch eine neue Vernehmung dieser Zeugin volle Klarheit zu schaffen. Der Auftrag war wahrscheinlich deshalb an ihn persönlich adressirt, weil darin bemerkt war, daß weder Herr von Werner, noch einer der anderen Richter, die für die Beeidigung gewesen, mit der Sache betraut werden könne. Sei Sendlingen selbst durch seine Präsidialgeschäfte ver=

hindert, die Vernehmung zu leiten, so möge er den zweiten Vizepräsidenten, Herrn von Hoche, damit betrauen.

„Was willst Du thun?“ fragte Berger. „Die Sache ist von höchster Wichtigkeit. Daß die Zofe bei der Schlußverhandlung falsch ausgesagt, daß dies der Gegenpreis gewesen, den sie der Gräfin für die neuerliche Aufnahme in deren Dienste gezahlt, wissen wir ja. Es fragt sich nur, ob sie dessen überführt werden kann. Einem energischen Richter kann dies zweifellos gelingen. Ob aber dem alten siebzigjährigen Hoche? Er ist ein braver Mann, aber das Alter lastet schwer auf ihm, und er schleppt die Amtsgeschäfte bis zu seiner Pensionirung — es sind wohl kaum mehr vier Wochen? — so gut oder so schlecht fort, als es eben gehen mag . . . Und darum nochmals — was willst Du thun, Victor?“

„Ich weiß es nicht!“ murmelte dieser. „Laß mich allein, ich muß mit mir ins Klare kommen . . . Verzeih! hierüber kann nur mein Gewissen entscheiden . . Bis zum Abend, Georg!“

Der Anwalt ging; ihm war das Herz so schwer wie nur je zuvor. Nur in der ersten Aufwallung

des Gemüths, von Mitleid für diese beiden Menschen erfüllt, hatte er den Freund dazu drängen wollen, die Vernehmung zu leiten; nun aber kamen ihm die Bedenken. Lag der Fall nicht ebenso, wie am Tage der Verhandlung? Und wenn er damals den Entschluß des Freundes gebilligt, das Präsidium nicht zu übernehmen, durfte er ihn nun zu einer ähnlichen Handlung bewegen? Allerdings hatte sich der Konflikt nun noch schärfer, noch qualvoller zugespitzt, aber war deshalb die Richterpflicht Sendlingens nun eine geringere?! Wieder tauchte dem Anwalt jener Gedanke auf, der ihn einst, vor Wochen, auf Momente über den Jammer dieser Verhältnisse emporgehoben und getröstet: es muß eine Lösung dieser Verwickelungen geben, eine große, befreiende Lösung — es muß, eben weil dieser Mann ist, wie er ist! . . . Aber auch heute wußte er diese Lösung nicht zu finden, und nur Eines war ihm klar: wenn Sendlingen die Vernehmung übernahm und hiedurch sein Kind rettete, so war dies eine Handlung, für welche sich mancherlei Entschuldigungsgründe anführen ließen, aber sicherlich nicht jene große, rettende That, von der er träumte! Und doch, wenn Hoche in seiner Schwäche die Sache verdarb, die Wahrheit

nicht ans Licht brachte, wenn sie vielleicht sterben mußte, jetzt, wo sie wieder hoffte, wo sie zu neuem Leben geweckt war . . . Der Anwalt schloß die Augen, das entsetzliche Bild nicht zu sehen, das sich vor ihn hindrängte, und sah es doch immer und immer wieder . . .

In der Dämmerung, da er eben zu dem Freunde gehen wollte, trat Fräulein Brigitta bei ihm ein.

„Ich soll Ihnen sagen,“ begann sie, „daß der Herr Baron Ihren Besuch erst für Morgen erbittet. Aber nicht deshalb bin ich hier, sondern weil mir die Angst das Herz abdrückt . . . Ist das Urtheil gekommen? Er ist ja wieder so verstört, wie am Tage der Verhandlung!“

Der Anwalt beruhigte sie, so gut er konnte. „Nur eine momentane Erregung“, versicherte er, „sie wird bald vorbeigehen.“

„Ich dachte, weil er sich fast so benimmt wie damals . . . Es ist merkwürdig, auch jenen Schlüssel hat er wieder hervorgesucht . . . Sie wissen ja wohl — den, welcher das Thürchen in der Hofmauer öffnet. . . . Ich kam vor einer Stunde just dazu, als er ihn wieder aus einer Lade seines Schreibtisches hervorzog. Und wie damals schien es

ihm auch heute peinlich, daß ich ihn hierbei überraschte. . . . Ist das nicht sonderbar?"

„Sehr sonderbar!" erwiderte er. „Es wird ein Zufall sein," fügte er hastig hinzu.

„Gewiß, es kann ja nur ein Zufall sein!" dachte er, als Brigitta wieder gegangen war, „es wäre ja Wahnsinn, ihm Solches zuzumuthen, ihm, der damals vor dem Präsidium zurückschreckte und nun vor der Vernehmung. . . Und doch! als er das erste Mal nach diesem Schlüssel griff, hatte der entsetzliche Gedanke sicherlich wenigstens auf Momente Kraft über ihn, und daß er ihn heute wieder hervorgeholt, gerade heute. . ."

Als er am nächsten Morgen den Korridor betrat, der zu dem Bureau des Präsidenten führte, begegnete ihm der Rath von Hoche. Der greise Mann, der sich mühsam an seinem Stabe aufrecht erhielt, sah sehr verdrießlich aus.

„Denken Sie nur," klagte er dem Anwalt, „welch' fatale Kommission mir eben der Herr Präsident gegeben hat. Es wird Sie interessiren, Sie haben in der Sache als Vertheidiger fungirt." Er theilte ihm weitläufig den Auftrag mit. „Nun, was sagen Sie dazu? Ist das nicht höchst fatal?"

„Es ist eine ernste Aufgabe!“ sagte Berger. „Die Sache ist von hoher Wichtigkeit!“

„Ja, eben darum!“ klagte der Greis fast weinerlich. „Ich will keine solche Verantwortung übernehmen, jetzt, wo mir das Denken Kopfweh macht — ich leide so viel an Kopfweh, Doktor! Und noch dazu eine so kitzliche Aufgabe! Denn sehen Sie, entweder hat die Zofe bei der Schlußverhandlung die Wahrheit ausgesagt, und dann ist die neue Vernehmung überflüssig, oder sie hat gelogen, ergo einen Meineid geschworen, ergo ist sie eine verschmitzte Weibsperson! Und wie soll ich mit einer verschmitzten Weibsperson fertig werden, Doktor?“

„Haben Sie dies dem Präsidenten gesagt?“ fragte der Anwalt.

„Ei freilich! Eine halbe Stunde habe ich ihm von meinen Zuständen erzählt, und wie mir jetzt immer der Kopf weh thut, wenn ich denken muß. Aber er ist immer dabei geblieben: „Sie müssen es übernehmen, raffen Sie sich auf!“ Du guter Gott, was hat man da noch zu raffen, wenn man siebzig Jahre alt ist. Nun, ich empfehle mich Ihnen, lieber Doktor! Das ist fatal . . . sehr fatal!“

Der Anwalt blickte ihm nach, wie er so mühselig dahinschlich: „Und in diesen Händen," dachte er verzweiflungsvoll, „liegt nun das Schicksal dieser beiden Menschen!"

Er fand unter der Wucht dieses Gedankens nicht den Muth, den Freund zu sprechen. In trübem Sinnen ging er heim.

. . . Als er am nächsten Tage gegen die Mittagstunde von einer Schlußverhandlung, bei der er als Vertheidiger fungirt, heimkehren wollte, traf er im Portal des Landesgerichts wieder den Rath Hoche, der ebenfalls das Haus verließ. Der alte Herr war sichtlich sehr vergnügt.

„Nun," fragte ihn der Anwalt, „ist die Zeugin bereits hier? Haben Sie mit der Vernehmung schon begonnen?"

„Begonnen?! Beendet hab' ich sie!" kicherte der Greis. „Und re bene gesta läßt sich gut ruhen! Ich lasse heut' das Amt Amt sein und gehe heim. Sogar kein Kopfweh hab ich heute, allerdings war kein besonderes Nachdenken nöthig — ich hatte rasch die Wahrheit weg!"

„So? — und was ist die Wahrheit?"

„Na, Ihnen wird sie nicht besonders angenehm

sein," lachte der Rath und hing sich vertraulich in den Arm des Anwalts. „Uebrigens kann es Ihnen auch gleichgiltig sein: Sie haben Ihre Pflicht gethan und Ihre Beschwerde war gewiß ganz famos, aber was geht Sie die Person weiter an? Nämlich eine erzschlechte Person ist sie und so verderbt in ganz jungen Jahren! Was mir die Zofe da für Geschichten von ihr erzählt hat, Geschichten, Doktor! — eine alte Kasernenwand hätte darüber erröthen müssen. Kaum siebzehn Jahre war sie alt, als sie aufs Schloß kam, aber bereits ein Dutzend Liebschaften hatte sie hinter sich, und was sie hierüber ihrer Vertrauten, der Zofe, erzählte und diese heute mir — es ist der reine Decamerone, Doktor, oder richtiger: damit verglichen ist selbst Boccaccio ein keuscher Karthäuser gewesen . . ."

Berger riß seinen Arm aus dem des Greises. „Lüge!" knirschte er. „Schändliche Verleumdung!"

Der Rath blickte ihn verblüfft an. „Was Ihnen nicht einfällt!" rief er. „Dann wäre ja diese Zofe eine verschmitzte Weibsperson —"

„Das ist sie auch!"

„Das ist sie nicht! Oh! ich bin ein Menschenkenner! Im Gegentheil, gutmüthig und beschränkt

ist sie. Mit solcher Sicherheit erzählt man keine Lügen, nachdem man just feierlich zur Wahrheit vermahnt worden. Es ist Alles unbestreitbar richtig: die Abenteuer der Lippert, und wie sie von vornherein einen regelrechten Plan entworfen, den jungen Grafen zu verführen. Die abgefeimte Person kalkulirte so: hat das Verhältnis Folgen, so übertölple ich den jungen Menschen vielleicht zu einer Heirath, und gelingt mir dies nicht, so tödte ich eben das Kind und suche mir einen anderen Posten!"

„Aber erwägen Sie doch nur Eines!" rief der Anwalt. „Wäre dies thatsächlich der Plan der Lippert gewesen, so hätte sie doch gedacht: erzwinge ich nicht die Heirath, so wenigstens sicherlich eine reichliche Versorgung! — und dann hätte sie gewiß ihr Kind nicht getödtet, sondern sorglich aufgezogen . . ."

Der alte Rath legte seinen Zeigefinger nachdenklich an die Nase. „Sehen Sie, Doktor," sagte er gewichtig, „das ist ein vernünftiger Einwand! Aber darauf sind auch wir schon gekommen — das heißt, offen gesagt, ich nicht, sondern mein Auscultant, der ein sehr gewitzter junger Mensch ist.

Doch wußte die Zeugin auch hierüber vollkommen befriedigende Aufklärung zu geben. Allerdings that sie dies erst auf wiederholte Fragen, zögernd und unsicher — das brave, gutmüthige Mädchen entschloß sich nur schwer, die Verbrecherin noch mehr zu belasten, endlich mußte sie es doch thun. So erfuhren wir fast zufällig ein wichtiges Detail, welches für die Beurtheilung des Falles von großem Einfluß sein dürfte. Es ist eigentlich eine entsetzliche Geschichte. Denken Sie nur, dieses blutjunge Mädchen, diese Lippert, hat von je eine Art Mordtrieb gegen kleine Kinder empfunden! Wiederholt, schon lange vor der That, noch ehe der junge Graf aufs Schloß kam, sagte sie der Zeugin: „Seltsam! So oft ich ein kleines Kind sehe, fühle ich immer ein Zucken in den Händen, es zu erwürgen.“ . . . Schrecklich — Doktor, nicht wahr?“

„Schrecklich!“ rief dieser, „wenn Sie dem elenden, meineidigen Weibe dieses schlecht erfundene Märchen geglaubt haben, schlecht und in der Noth des Augenblicks erfunden, um dem Einwand Ihres Auscultanten zu begegnen, um nicht in ihrem Lügennetz ertappt zu werden und um der Gräfin einen neuen großen Liebesdienst zu leisten!“

„Sehen Sie, mit Ihnen ist ja gar nicht zu reden!“ sagte der Greis, nun ernstlich böse. „Ich fühle, daß ich wieder Kopfweh bekomme . . . Nun beschuldigen Sie gar die Gräfin eines Komplots, der Anstiftung zum Meineid! Eine Dame der höchsten Aristokratie! Verzeihen Sie, Doktor — das geht zu weit! Sie sind ein Liberaler, ein Radikaler, ich weiß es, aber deshalb ist doch nicht jede Gräfin eine Verbrecherin. Wenn Sie aber so über diese Zeugin denken, so machen Sie doch sofort die Strafanzeige!“

„Es könnte so kommen,“ erwiderte der Anwalt.

Der Greis schüttelte den Kopf. „Thun Sie es nicht!“ sagte er gutmüthig. „Sie richten nichts aus, wohl aber bringen Sie sich in arge Verlegenheit! Warum wollen Sie sich für ein so verworfenes Geschöpf einer Verleumdungsklage der Zofe und der Gräfin aussetzen? Wie verworfen sie ist, ahnen Sie noch gar nicht. Dies Schlimmste habe ich Ihnen Gottlob verschwiegen und von mir erfahren Sie es auch nicht! Im Protokoll können Sie es lesen, aber auf der Straße mag ich keine Aufregungen . . Da hab' ich mich so auf den freien Nachmittag gefreut, und Sie haben mir die Stimmung ganz verdorben.

Nun, adieu, lieber Doktor, ich will es Ihnen verzeihen. Sie haben sich nur von Ihrem Mitleid hinreißen lassen, aber Sie verschwenden es an eine Unwürdige! Die Zeugin hat mir den Eindruck absoluter Verläßlichkeit gemacht, und ich habe dies auch im Protokoll hervorheben lassen! Ich habe mich hiezu nach meinem besten Wissen und Gewissen für verpflichtet erachtet!"

„Dann haben Sie ein Menschenleben auf Ihrem Gewissen!" stieß der Anwalt hervor. Er hatte die harten Worte nicht aussprechen wollen, sie waren ihm unwillkürlich entfahren.

Der Greis fuhr zusammen und faltete die Hände. In seinem Antlitz zuckte es, die hellen Thränen standen ihm in den Augen.

„Was habe ich Ihnen denn gethan?" jammerte er. „Warum sagen Sie mir so böse Worte? Warum machen Sie mich so unruhig? Ich habe Sie für einen guten Menschen gehalten und nun benehmen Sie sich so gegen mich!"

Der Anwalt trat näher und bot ihm die Hand. „Verzeihen Sie," sagte er, „Ihr Wille ist gut und rein — ich weiß es. Aber eben darum beschwöre

ich Sie, besinnen Sie sich wohl, ehe Sie das Protokoll aus den Händen geben!"

„Das ist bereits geschehen, ich habe es dem Präsidenten soeben überreicht."

„Und was sagte er?"

„Nichts, was sollte er denn sagen? Auch schien er durch irgend eine andere Sache irritirt. Denn als ich ein kleines Gespräch mit ihm beginnen wollte, verabschiedete er mich kurz."

„Es steht Ihnen frei, das Protokoll zurückzufordern, die Zeugin nochmals zu vernehmen. Fassen Sie sie doch nur schärfer ins Auge, werden Sie sich der Widersprüche bewußt, in welche sie sich verwickelt. Bei ihrer ersten Vernehmung weiß sie über die Lippert nur das Beste auszusagen, bei der Schlußverhandlung verläßt sie ihr Gedächtnis und nun plötzlich weiß sie nur das Schlimmste!"

„O diese Advokaten!" rief der Rath. „Wie Ihr Alles verdreht! Die gutmütige Person wollte Victorinen retten und log aus Erbarmen vor dem Untersuchungsrichter; das hat sie mir heute offen und reuig bekannt. Bei der Verhandlung aber, vor dem Kruzifix, vor den Richtern sank ihr der Muth. Sie schwieg, weil sie es als braves, züchtiges

Mädchen nicht über sich gewann, so abscheulich frivole Details vor allen Zuhörern auszukramen. Sie sehen, es ist Alles aufgeklärt. Sie sprechen vergeblich!"

„Vergeblich!" Der Anwalt seufzte tief auf. „Adieu!" sagte er und wandte sich zu gehen.

Aber nach wenigen Schritten rief ihn der Rath nochmals an. Der Greis hatte wieder die Augen voll Thränen. „Sind Sie mir böse?" fragte er.

„Nein . . ."

„Nun, Sie haben auch keinen Grund, ich aber hätte Grund und verzeihe Ihnen doch. Sie hätten mich durch jenes Wort leicht unglücklich machen können, wenn die Sache minder klar läge. Unruhig freilich bin ich auch jetzt. Morgen ist der heilige Weihnachtsabend, da kommen meine Kinder und Enkel zu mir und beschenken mich und ich beschenke sie, und dabei werde ich immer denken müssen: „Hoche, wie schrecklich, wenn Du ein Mörder wärest!" Nicht wahr, Sie nehmen jene Worte zurück? Nicht wahr, ein Mörder bin ich nicht?"

Der Anwalt blickte den altersschwachen Mann an. „O Tragikomödie des Lebens!" dachte er bitter. Laut aber sagte er:

„Nein, Herr Rath, Sie sind kein Mörder!“

Am Abend ging er zu Sendlingen, das Protokoll einzusehen, wozu er auch als Vertheidiger berechtigt war. Er wäre wohl trostlos gewesen, hätte er den Inhalt nicht ohnehin gekannt, so aber richtete ihn der seltsame Ton des Schriftstücks ein wenig auf. Der „gewitzte junge Mensch“ war vielleicht selbst eine Art Dichter, oder hatte doch sicherlich sehr viele Kolportage-Romane gelesen; der Styl, in welchem er die Phantasie der Zofe wiedergegeben, konnte im schlimmsten Sinne des Wortes „schön“ genannt werden. Wie schon dies die Gefährlichkeit des Inhalts abschwächte, so erwies sich auch jenes Schlimmste, welches Hoche gar nicht hatte aussprechen wollen, als eine so ungeheuerliche Niedertracht, daß sie nothwendig auch den Glauben eines nüchternen Beurtheilers in die Wahrheit der übrigen Aussagen tief erschüttern mußte.

„Das ist ganz ungefährlich,“ sagte Berger, „Ja noch mehr, diese monströsen Lügen sind geradezu das Glück im Unglück!“

„Gewiß!“ stimmte Sendlingen zu. „Wir dürfen jedoch nicht zuviel darauf bauen. Alles wird der Referent unmöglich glauben, aber auch

nicht Alles verwerfen. Den Ausschlag dürfte das begeisterte Eintreten Hoches für die Glaubwürdigkeit der Zeugin geben."

„Und dennoch muß das Protokoll abgehen?! Wäre es nicht möglich, denn doch einen Anderen mit der Aufgabe zu betrauen?"

„Unmöglich, sonst hätte ich es schon gestern gethan. Entweder ich oder Hoche — der Auftrag des Obersten Gerichtshofs lautete bestimmt genug! Und ich vermocht' es nicht! Es erschien mir feig und unmännlich, tückisch und kleinlich, meinen Richtereid zu brechen — im Vertrauen auf die Verschwiegenheit der drei Personen, die außer mir um das Geheimniß wissen, im Vertrauen darauf, niemals Strafe hiefür erdulden zu müssen! Vor dieser Erwägung mußte nach meinem Empfinden jede andere zurücktreten."

Der Anwalt verstummte. „Ließe sich nicht eine Strafanzeige wegen Meineids erheben?" begann er dann wieder.

„Nein," rief Sendlingen, „es wäre eine völlig nutzlose Verzögerung! Ein Erfolg ist nach der Sachlage unmöglich zu erhoffen."

Berger beugte sein Haupt.

„So wird das Recht wieder einmal gekränkt,“ sagte er voll tiefen Schmerzes. „Ich will Dir keinen Vorwurf machen. Wenn ich mich in Deine Lage versetze — ich traue mich nicht zu sagen, daß ich das Gleiche gethan hätte, ich vermuthe es nur, aber dies Eine weiß ich, daß Du nach Deinem ganzen Wesen recht gehandelt hast. Dennoch will eine qualvolle Frage nicht in mir verstummen, seit dem Augenblicke, wo ich Hoche gesprochen. Darf die Treue gegen das Gesetz stärker sein, als jene gegen das Recht?! . . . Du wolltest die Vernehmung nicht übernehmen, weil ein Vater nicht als Richter in eine Untersuchung eingreifen darf, welche gegen seine Tochter geführt wird, aber durftest Du sie diesem Manne zuweisen, der die Wahrheit nicht mehr zu erkennen, seine Pflicht nicht mehr zu erfüllen vermag?! Hast Du nicht das Recht gekränkt, indem Du das Gesetz geachtet, jenes Recht, welches in jedes Menschen Brust spricht?!“

Sendlingen blickte düster zu Boden. Dann aber erhob er das Auge und sah dem Freunde voll in's Antlitz. Der Ausdruck seiner Züge, der Ton seiner Stimme wurden fast feierlich:

„Ich habe mir eine Antwort auf diese Frage erkämpft. Mittheilen darf ich sie Dir nicht, aber dies Eine darf ich Dir zuschwören: auch diesem gekränkten Rechte wird jene Sühne werden, die ihm gebührt!“

Zehntes Kapitel.

Weihnachten war vorüber, das neue Jahr gekommen, das Jahr 1853, eines der trübsten, welches die österreichischen Lande je erlebt. Immer schwüler ward die Luft, immer schwerer der Druck, immer inniger das Bündniß zwischen den Gewalten des Staates und der Kirche. Traurige Gerüchte erschreckten die Gemüther der friedlichen Bürger: es gährte in den italienischen Provinzen, in Ungarn wurde eine Verschwörung entdeckt, in Prag ein slavischer Geheimbund. Wie mächtig oder wie schwächlich diese dunklen Strebungen waren, die sich gegen Bestand und Ruhe des Staates richteten, erfuhr man nicht; sichtlich ward nur die Strenge der Abwehr, die gegen sie entwickelt wurde, und vielleicht lag gerade in dieser Strenge die größte Gefahr. Es war die alte, traurige Historie, welche

sich so oft im Leben der Völker wiederholt und da wieder einmal neu wurde: der Druck hatte den Gegendruck wachgerufen und dieser wieder neuen Druck. Die Polizei hatte aller Orten viel zu thun, in einigen Gegenden auch die Gerichte.

Eine der größten politischen Untersuchungen dieser Art war seit Weihnachten 1852 dem Landesgerichte zu B. zugefallen. Der Bürgerstand dieser Fabrikstadt war ein ausschließlich deutscher, die Arbeiterbevölkerung vorwiegend slavisch. In dieser letzteren glaubte die Polizei Spuren einer hochverrätherischen Bewegung entdeckt zu haben. Etwa dreißig Arbeiter wurden verhaftet und dem Gerichte eingeliefert. Der Präsident übernahm selbst, im Vereine mit Dernegg, die Leitung der Untersuchung. Er hatte dieselbe Wahl in allen politischen Prozessen der letzten Jahre getroffen, obgleich er wußte, daß jede andere den Absichten seiner Vorgesetzten mehr entsprochen hätte. Er sowohl als Dernegg waren sicherlich keine „Liberalen", geschweige denn Radikale, die für Revolution und Revolutionäre sich erwärmten, im Gegentheil, diese beiden Freiherren waren echt konservativ gesinnte Männer, allerdings in jener guten Bedeutung, welche damals und bis heute

wenig Verständniß und noch weniger Verkörperung in Österreich gefunden, und daneben ehrenfeste, unabhängige Richter. Aber man hatte damals ein Vorurtheil gegen Männer mit steifem Nacken, besonders wo es sich um die Führung politischer Prozesse handelte. Man war der Meinung, daß „Pedanterie“ übel angebracht sei, wo das Wohl des Staates auf dem Spiele stehe. Sendlingen hingegen war der Überzeugung, daß auch ein politischer Prozeß nicht anders geführt werden dürfe, als ein anderer, und gerade in dieser Untersuchung gegen die Arbeiter entwickelte er den größten Eifer, aber auch die größte Vorurtheilslosigkeit.

Verschiedene Gründe hatten ihn dazu bestimmt, seine ganze Kraft dieser Sache zuzuwenden. Die Ablenkung seiner Gedanken von dem Jammer der eigenen Lage that ihm wohl; die rastlose Arbeit übertäubte die schmerzhafte Spannung, mit der er des Urtheils harrte. Auch hatte ihn seine Kenntniß der Menschen und Verhältnisse von vornherein vermuthen lassen, daß diese armen, rohen Männer nicht Strafe, sondern Mitleid verdienten und nach wenigen Tagen ward ihm diese Vermuthung zur Überzeugung.

Diese Weber, Schmiede und Flößer, die sämmt-

lich gänzlich unwissend waren, nie eine Schule besucht hatten, außer dem „Vater unser“ kaum ein Gebet kannten und ihr Leben in dumpfem Elend weiterschleppten, waren vielleicht in ihrer Verwahrlosung weit eher eine stumme Anklage gegen die Gesammtheit, als daß man sie hätte anklagen dürfen. Sie waren nicht zur Beichte gegangen, hatten wiederholt Lieder gesungen, die ihnen vom Jahre 1848 her im Gedächtniß haften geblieben, und einige von ihnen hatten in Kneipen und Fabriken Reden über die Ungerechtigkeit der Welt- und Staatsordnung gehalten, wie sie sich in ihrem armseligen Hirn spiegelte. Dies war Alles; Feinde des Staats, des Monarchen waren sie deshalb nicht. Im Gegentheil gaben sie fast sämmtlich ihre Ansicht zu den Akten: „das Unglück sei nur, daß der junge Herr Kaiser nichts von ihrer Lage wüßte, sonst würde er wohl helfen.“ Dem edlen Manne krampfte sich vor Mitleid das Herz in der Brust zusammen, so oft er eine solche Äußerung vernahm. Diese Menschen sollte er des Hochverraths überführen! Nein! keine Stunde länger, als unbedingt nöthig, sollten sie ihrer Familie, ihrem Erwerb entzogen bleiben! ...

So saß Sendlingen auch am Dreikönigstage

in seinem Bureau und verhörte einen Flößer, einen ältlichen, herkulisch gebauten Menschen mit stumpfen, düsteren Zügen, um welche langes, halbergrautes Haar flatterte; Johannes Novyrok hieß er. Die Polizei hatte ihn als besonders gefährlich bezeichnet, doch erwies er sich nicht schlimmer, als die Anderen.

„Warum geht Ihr nicht zur Beichte?" fragte der Präsident schließlich, als alle übrigen Verdachtsgründe erörtert waren.

„Verzeihung, Herr," erwiderte der Mann demüthig in czechischer Sprache, „aber gehst Du hin?"

Sendlingen blickte betroffen auf und wollte ihm die ungehörige Frage scharf verweisen, aber ein Blick in das Antlitz des Mannes entwaffnete ihn. Da stand wahrlich weder Frechheit noch Übermuth geschrieben, wohl aber ein so schmerzliches Bangen und Sehnen, daß es dem Richter seltsam an's Herz griff. „Warum?" fragte er.

„Weil man sich vielleicht darnach richten könnte!" erwiderte der Flößer. „Siehst Du, Herr, ich denke anders, als meine Brüder. Unsereins, meinen sie, hat keine Zeit zum Sündigen, geschweige denn zum Beichten. Der alte Herrgott muß wohl gestorben sein, sagen sie, sonst wäre mehr Gerechtigkeit auf

der Welt; und wenn er doch noch lebt, so weiß er ja, daß wir ohnehin die Hölle auf Erden haben, und wird uns nicht auch noch drüben von den Teufeln zwicken und braten lassen. Ich aber habe nie in solche Reden eingestimmt, sie scheinen mir thöricht, und wenn meine Brüder sagen: die Vornehmen haben es gut, die mögen beichten, so ist dies vollends unsinnig. Denn ich glaube, daß es alle Menschen auf Erden nicht gut haben, auch die Reichen nicht, nur daß eben Jeder andere Sorge und Qual hat. Und darum möchte ich es einmal von einem klugen und guten Manne, der diese Dinge besser verstehen muß, als ich, gerne hören, wie er es damit hält. Es könnte wohl auch für mich passen. Und gerade zu Dir hätte ich besonderes Vertrauen. Erstlich, weil Du besser und klüger bist, als die meisten Menschen; so wenigstens sagen in dieser Stadt alle Leute, und dies kann doch weder Heuchelei noch Schmeichelei sein, weil sie es hinter Deinem Rücken sagen. Ferner aber möchte ich deshalb Deine Meinung darüber hören, weil ich ganz genau weiß, daß auch Du ein leidvolles Herz hast und viel Kummer!"

„Woher wißt Ihr dies?"

Der Mann warf einen Blick auf den Protokollführer, der daneben saß und sich offenbar über die Einfalt dieses dummen Arbeiters höchlich erlustigte. „Ich könnte es nur dann sagen," erwiderte er zaghaft, „wenn Du diesen jungen Menschen hinausschicken wolltest. Es ist kein Geheimniß, aber so grüne Herrchen verstehen noch das Leben nicht!"

Der junge Beamte war sehr erstaunt, als ihm nun der Präsident wirklich winkte, sich zu entfernen.

„Ich danke Dir," sagte der Flößer, nachdem sich die Thüre geschlossen. „Also woher ich von Deinem Kummer weiß! Erstlich ist es Dir ja von Deinem Antlitz abzulesen, und zweitens sah ich Dich einmal, in einer stürmischen Nacht — acht Wochen mögen es her sein — einsam durch die Straßen irren. Auch am Flusse gingst Du hin; ich hatte gerade die Wache auf einem Floß und sah Dich deutlich. Die Thränen rannen Dir über die Wangen, aber wenn auch Deine Augen trocken geblieben wären — wer so einsam und ziellos in solcher Nacht dahingeht, ist gewiß sehr unglücklich! . . ."

Der Präsident beugte sein Haupt tiefer auf die Akten nieder. Der Mann fuhr fort:

„Eine Stunde später brachte Dich Dein Freund

in unsere Kneipe, wohin ich inzwischen gegangen war, nachdem mich mein Kamerad von der Wache abgelöst hatte. Du warst bewußtlos, ich half Dich hineintragen und dann heimführen ... Ich erzähle es aber nicht deshalb, damit Du mich etwa gelinder straffst, als ich verdiene, sondern nur, um Dir zu sagen: auch Du, gnädiger Herr, weißt was Leiden sind! — ist Dir der Gedanke an Gott tröstlich, und wie hältst Du es mit der Beichte?"

Der Präsident erwiderte nichts; er war durch die Erinnerung an jene unseligste Nacht seines Lebens, durch die feierliche Frage dieses armen Menschen tief erschüttert ... „Ihr müßt etwas erlebt haben, Novyrok," sagte er endlich, „was Euch den Glauben erschüttert hat."

„Etwas, Herr? Ach, Alles! — ach! mein ganzes Leben! Ich glaube, es giebt nicht Viele, denen die Welt zur Freude ist, aber solche Menschen, wie ich, sollten vollends nie geboren werden. Ich habe nicht Vater noch Mutter gekannt, im Findelhause bin ich zur Welt gekommen, in einer Sylvesternacht, so vor fünfzig Jahren — genau weiß ich es nicht — darum haben sie mich auch „Novyrok" (Neujahr) genannt. Ich habe deshalb viel erdulden müssen;

es ist nicht zu sagen, wie ich als Knabe und Jüngling umhergestoßen worden bin unter den fremden Menschen; selbst der Hund weiß, wer seine Mutter ist, und ich wußt' es nicht! Und darum ist es mir früh klar geworden: viel Schmähliches geschieht auf Erden, aber das Schmählichste ist es doch, Kinder auf diese Weise in die Welt zu setzen . . . Meinst Du nicht auch, Herr?"

Sendlingen gab keine Antwort.

„Und danach habe ich gehandelt," fuhr der Mann fort, „und habe keine Liebschaft begonnen, obwohl ich mich sehr zwingen mußte, denn ich weiß nicht, ob dem Reichen die Tugend leicht fällt, aber dem Armen wird sie sehr bitter. Erst nachdem ich Floßführer geworden und wöchentlich schon vier Gulden verdiente, ehelichte ich ein braves Mädchen, eine Wäscherin, und sie gebar mir ein Töchterchen. Das war eine schöne Zeit, Gnädigster, aber sie hat nicht lange gewährt. Mein Weib begann zu kränkeln und konnte nichts mehr verdienen; wir kamen in Noth, obwohl ich mich redlich mühte und oft die ganze Nacht hindurch, nachdem das Floß angelegt, Holz hackte oder Kohlen häufte, wenn es die Gelegenheit bot. Nun, so kümmerlich es

ging, so ging es doch; schlimm wurde es erst, als sie starb. Meine Kameraden riethen mir nun, mein Kind andern Leuten zu geben und mich als Flößer in die Fremde zu verdingen, auf einen Strom, die Elbe oder Donau, „dort," meinten sie, „ist der Lohn doppelt so groß, und Dir als einem tüchtigen Menschen kann es nicht fehlen." Aber ich brachte es nicht über's Herz, mich von meinem Töchterchen zu trennen, und auch die Sorge quälte mich; sie war wohl erst dreizehnjährig und ein gutes, braves Kind, aber sie versprach sehr schön zu werden. Wenn Du fort gehst, sagt' ich zu mir, so bleibst du vielleicht lange Jahre fort, und es giebt viele gewissenlose Menschen auf der Welt und die Versuchung ist groß! So blieb ich denn, und um mich nicht einmal auf Wochen von ihr trennen zu müssen, gab ich das Flößerhandwerk auf und wurde Tagelöhner in einer Gießerei. Aber auf diese Arbeit verstand ich mich nicht gut, der Lohn war erbärmlich, und obwohl auch meine Tochter, das arme Täubchen, sich die Augen aus dem Kopfe nähte, hungerten wir doch weit öfter, als wir satt wurden. Ich klagte oft, nicht ihr, aber Anderen, und verwünschte mein elendes Leben — ich Thor!

damals war ich ja glücklich, ich that meine Pflicht an meinem Kinde . . ."

Der Mann hielt inne. Sendlingen seufzte tief auf. „Und dann?" fragte er.

„Dann, Gnädigster," fuhr der Flößer fort, „dann kam die schwarze Stunde, da ich meiner Thorheit und Selbstsucht unterlag. Vielleicht bin ich auch zu hart gegen mich, wenn ich so spreche, ich dachte doch eigentlich mehr an meines Kindes Wohl, als an das meine, und meine Handlungsweise war nach Vieler Meinung vernünftig. Aber dann muß ich Den da droben anklagen, und ehe ich dies thue, klage ich lieber mich an . . . Also, kurz will ich sagen, wie es geschah. Ein ehemaliger Kamerad von mir, der als Salzschiffer auf der Traun Verdienst gefunden, überredete mich, mit ihm zu gehen, nur auf einen Sommer, und mich verleitete der hohe Lohn. Mein Kind war damals sechzehn Jahr' alt; wie eine Rose, Gnädigster, war sie anzusehen . . . Aber ehe ich ging, erzählte ich ihr mein Leben und wo ich geboren worden und wer vielleicht meine Mutter gewesen, und sagte ihr: „Führe Dich brav, Kind, denn sonst erschlage ich Dich, wenn ich im Herbst wiederkomme, und springe dann selbst ins

Wasser, wo es am tiefsten ist!" — Und sie weinte und schwor es mir zu. Aber als ich im Herbst wiederkam . . ."

Er schluchzte auf. Erst nach einer Weile fügte er dumpf hinzu: „Hanka hat meine Tochter geheißen. Erinnerst Du Dich vielleicht der Sache, Gnädigster, hier im Hause ist es ja geschehen . . . Freilich ist es schon lange her, im nächsten Frühling werden es sieben Jahre . . ."

„Hanka Novyrok." Der Präsident legte die Hand an die Stirne. „Ich erinnere mich!" sagte er dann. „So hieß ja das Mädchen, welches sich hier in einer Zelle, während der Untersuchungshaft... welches hier starb."

„Sie erhängte sich," sagte der Flößer dumpf. „Es geschah in der Nacht, am nächsten Morgen sollte sie vor die Richter treten. Sie hatte ihr Kind gemordet."

Darauf war es lange still. Endlich fuhr der Flößer fort:

„Nicht Du hast mich damals über die Sache vernommen, Du hättest mich verstanden. Der andere Richter, vor den ich geführt wurde, verstand mich nicht, als ich sagte: „Es ist eine Streitfrage

zwischen mir und Dem da droben, denn entweder ist Er daran schuldig oder ich." Dieser Mann glaubte zuerst, daß der Schmerz meinen Verstand verwirrt habe, und dann, als er den Sinn meiner Worte erkannte, schalt er heftig auf mich ein und nannte mich einen Gotteslästerer. Das bin ich aber nicht, ich glaube an Ihn, ich lästere Ihn nicht, nur möchte ich wissen, wie ich mit Ihm stehe. Es wäre die größte Wohlthat für mich, mein Gnädigster, wenn Du dies entscheiden wolltest . . ."

„Du armer Mensch," sagte Sendlingen, „grüble nicht länger darüber nach; derlei kann Niemand entscheiden . . ."

Der Flößer schüttelte seufzend den Kopf. „Ein Mann wie Du sollte das doch herausbringen können," sagte er, „obwohl ich einsehe, daß es nicht leicht ist. Denn siehst Du — wie liegt die Sache? Ein elender Mensch, der Leinwandhändler, für den sie nähte, hatte sie in meiner Abwesenheit verführt. Wäre ich hier geblieben, es wäre nicht geschehen. Als ich heimkam, erfuhr ich nichts davon, sie verbarg es mir aus Furcht vor jenen Worten, die ich ihr zum Abschied gesagt, und nur deshalb tödtete sie ihr Kind, ja nur deshalb schließlich auch sich selbst.

Denn ich bin überzeugt, es war nicht das Bangen vor der Strafe, was sie in den Tod trieb, sondern sie fürchtete das Wiedersehen mit mir, und daneben wünschte sie wohl auch, mir die Schmach dieser Stunde zu ersparen. Nun, Gnädigster, dies Alles . . ."

Sie wurden unterbrochen. Ein Diener überbrachte ein Schreiben, das eben angelangt. Sendlingen erkannte die Schriftzüge seines Schwagers, des Grafen, der Rath beim Obersten Gerichtshof war. Er legte den Brief uneröffnet auf den Tisch, wahrscheinlich ein verspäteter Neujahrswunsch, dachte er. „Fahrt fort!" sagte er dem Angeklagten.

„Nun, Gnädigster, dies Alles scheint gegen mich zu sprechen, aber es läßt sich auch gegen Ihn kehren. Ich könnte Ihm antworten: „Mußte ich sie nicht durch die schärfsten Worte von der Sünde abzuhalten suchen? Und warum hast Du nicht über sie gewacht, als ich ferne war; die Hanka war ja auch Dein Kind, nicht blos das meine! Und wenn Du dies nicht wolltest, warum ließest Du uns geboren werden, sie und mich? Du willst uns entschädigen, sagst Du, durch Deinen Himmel? Nun, es ist dort gewiß sehr schön, aber doch vielleicht

nicht so, daß wir uns für genügend entschädigt erachten?!" Siehst Du, Gnädigster, so könnte ich sprechen . . . Aber wenn ich anfinge, so würde auch Er nicht schweigen, und mit einer einzigen Frage könnte er mich zermalmen. „Warum bist Du fortgegangen?" könnte Er mich fragen. „Warum hast Du nicht Deine Pflicht an Deinem Kinde erfüllt? Ich, du Thor, habe unzählige Kinder, du nur dieses eine, du warst der Nächste dazu! Du vertheidigst dich, daß du nicht ganz selbstsüchtig gehandelt, daß du auch ihre Lage verbessern wolltest. Mag sein, aber auch die *deine*, auch *an dich* hast du gedacht und das darf ein Vater nicht! Ich warnte dich durch dein eigenes Leben, und indem Ich dein Gewissen, deine Ahnungen zu dir sprechen ließ — warum gehorchtest du Mir nicht? Verhungert wäret ihr auch hier nicht." Siehst du, Gnädigster, so könnte Er sprechen und da hätte Er Recht, denn an sich selbst darf ein Vater keinen Augenblick denken, wo es sich um seines Kindes Wohl handelt . . . Ist es nicht so?"

„Es ist so!" erwiderte Sendlingen fast feierlich.

„Nun, und eben darum denke ich manchmal: du solltest doch zur Beichte gehen! . . . Wie räthst Du mir, Gnädigster?"

Auch diesmal fand der Präsident keine bündige Antwort. Wohl mühte er sich, die rechten Worte zu finden, welche diesem dunklen Herzen tröstlich sein konnten. Er mühte sich, sein Schuldgefühl zu verringern, diese feinfühlige Empfindung, welcher hier zu begegnen ihn so tief ergriffen, und sicherte ihm schließlich auch baldige Entlassung zu. Aber die Züge des Mannes blieben düster; das Eine, was er zu hören gewünscht, die Entscheidung in seiner seltsamen „Streitsache" mit „Ihm", vernahm er doch nicht, und als der Präsident dem Schließer klingelte, den Gefangenen wieder fortzubringen, da bedankte sich dieser wohl für die „Freundlichkeit des Gnädigsten," aber nicht für den erhaltenen Trost . .

Nun erst griff Sendlingen nach dem Briefe des Schwagers und wollte ihn rasch überfliegen. Aber schon nach wenigen Zeilen ward er aufmerksamer, seine Züge verdüsterten sich. „Auch dies noch!" murmelte er, nachdem er zu Ende gelesen, und sein Haupt sank schwer auf die Brust.

Der Graf theilte ihm nach einigen einleitenden Zeilen den Inhalt eines Gesprächs mit, welches er eben mit dem Justizminister gehabt. „Du kennst ihn und seine Gesinnung," hieß es in dem Briefe,

„er will Dir aufrichtig wohl, und einen besseren Beweis hiefür, als Deine Ernennung nach P., konnte er Dir nicht geben. Um so tiefer schmerzt — nein! — entrüstet ihn Deine hartnäckige Mißachtung seiner Wünsche. Er hat Dir in dürren Worten gesagt, daß er Deine und Dereggs Thätigkeit in politischen Untersuchungen nicht wünsche. Du hast gleichwohl auch in dem gegenwärtigen Arbeiterprozesse dieselbe Anordnung getroffen. Ich warne Dich, Victor, nicht zum ersten, aber zum letzten Male. Du setzest Deine Zukunft wahrhaft freventlich aufs Spiel; man wird jetzt in Oesterreich auch mit ganz andern Leuten fertig, als mit noch so tüchtigen Gerichtspräsidenten. Der Zorn des Ministers ist um so größer, als Dein Trotz diesmal ein offenkundiger ist. Kaum zwei Wochen sind es her, daß Dir der Oberste Gerichtshof die kurze Vernehmung einer Zeugin befahl; Du überträgst sie an Hoche und entschuldigtest Dich mit Deinen Präsidialgeschäften; gegenwärtig erlauben es Dir plötzlich diese Geschäfte, eine verwickelte Untersuchung gegen etwa drei Dutzend Angeklagte persönlich zu führen.“ In dieser Tonart ging es noch lange fort, und der Brief schloß mit den Worten: „Ich be-

schwöre Dich, die Untersuchung sofort an Werner zu überweisen und mir dies noch heute telegraphisch mitzutheilen. Geschieht dies nicht, so wirst Du morgen das Telegramm des Ministers erhalten, welches Dir den Befehl hiezu giebt. Und fügst Du Dich auch dann nicht, so werden sich die Folgen geradezu verhängnißvoll für Dich gestalten. Du weißt, ich liebe die tragischen Worte nicht, und wirst daher wohl erwägen, was ich sage."

In der That — der Präsident wußte es — sein Schwager liebte die tragischen Worte nicht, und wie oft er ihn auch schon gewarnt, einen solchen Ton hatte er noch nie angeschlagen. . . . Was sollte er thun? Es ging gegen sein Gewissen, sich zu fügen, diese armen Menschen ihrem Schicksal zu überlassen; aber durften ihn diese Fremden mehr bekümmern, als das Loos seines eigenen Kindes?! . . . Wenn er nicht nachgab, so wurde er vielleicht plötzlich vom Amte entfernt, jetzt, gerade jetzt, wo die Unglückliche seiner Hülfe am meisten bedurfte! . . .

In schwerem Seelenkampfe ging er in seine Wohnung, haltlos von einem Entschluß zum anderen gezogen. Er athmete auf, als Berger ein-

trat; der kluge, besonnene Mann hätte ihm nicht gelegener kommen können.

Aber auch dem Anwalt schien es schwer, den rechten Rath zu finden, oder doch auszusprechen. „Lassen wir uns nicht verblüffen, Victor," sagte er endlich, „Du weißt zunächst so gut wie ich, daß der Minister kein Recht zu solchem Befehle hat. Du bist ihm dafür verantwortlich, daß jede Untersuchung bei Deinem Gerichte in Form Rechtens durchgeführt werde; die Kräfte hiefür zu bestimmen ist jedoch Deine Sache. Und darum wird man Dein Beharren auf Deinem guten Rechte nicht ernstlich zu strafen wagen. Eine Absetzung aus solchem Grunde ist unwahrscheinlich und vollends fast undenkbar, wo es sich um einen Mann Deines Namens, Deiner Verdienste handelt."

„Möglich ist sie doch!"

„Möglich ist heutzutage Alles!" mußte der Anwalt zugeben. „Aber darf Dich diese entfernte Möglichkeit beirren? Du würdest gewiß keinen Augenblick schwanken, wenn Dich die Rücksicht für Dein Kind nicht bände. Darf dir diese Rücksicht maßgebender sein, als alles Andere? Meines Erachtens: Nein!"

„Weil Du nicht begreifen kannst, wie mir zu Muthe ist!" fiel ihm Sendlingen ungestüm ins Wort. „Ein Vater darf nicht nach sich selbst fragen, wo es sich um sein Kind handelt! So spricht die Stimme des Blutes im Herzen jedes Menschen, selbst des rohesten, und in mir sollte sie schweigen?!"

„Mein armer Freund," sagte Berger, „auch in Deinem Herzen hat sie wahrlich laut genug gesprochen! Und doch hast Du bisher keinen Augenblick gezögert, Deiner Richterpflicht zu folgen, wenn sie in Kampf mit Deinem Gefühle gerieth. Du hast das Präsidium nicht geführt, jene Vernehmung nicht geleitet. Der Konflikt erneuert sich, Du darfst auch jetzt nicht anders handeln!"

„Ich muß! Ich kann diesen armen Leuten nicht helfen — übrigens wird sie selbst Werner kaum schuldig befinden können. Auch liegt der Fall anders! Ich hätte meinen Eid gebrochen, wenn ich das Präsidium geführt hätte; ich breche ihn nicht, wenn ich dem Befehle des Ministers gehorche."

„Das ist richtig," entgegnete Berger. „Und dennoch kann ich nur antworten: Suche Dir einen anderen Trost, Victor, dieser ist Deiner unwürdig! Denn Du bist stets gleich mir der Meinung gewesen,

daß es jedes Mannes Pflicht ist, das Recht zu schützen, das Unrecht zu verhüten, so lange ein Athem in ihm ist! . . . Wenn ich Dich mahne, so geschieht es nicht aus Fanatismus für das Recht, sondern aus Freundschaft für Dich, und weil ich Dich so genau kenne, wie nur ein Mensch den anderen kennen kann. Alles vermag Deine Seele zu ertragen, selbst das schlimmste Leid, nur Eines nicht: das Bewußtsein eines verübten Unrechts, und sei es noch so gering. Fügst Du Dich und werden diese Menschen verurtheilt, auch nur zu wenigen Jahren Kerkers, so wird Dir ihr Geschick auf der Seele lasten, wie einem Anderen ein Mord. Dies weiß ich, und ich möchte Dich davor bewahren, so weit ich's kann. . . . Fassen wir den schlimmsten, kaum denkbaren Fall ins Auge, Deine Absetzung. Welchen ernstlichen Einfluß kann dies auf das Geschick Deines Kindes üben? Du kommst vielleicht um den Trost, ihr das Urtheil selbst mittheilen zu können; das ist nicht wenig, aber es wiegt doch nicht so schwer, wie die Ruhe Deines Gewissens. Andere Wirkung hätte es nicht. Lautet das Urtheil auf kürzere Kerkerhaft, so hast Du, ob Du im Amte bleibst oder nicht, zunächst keinen Einfluß

mehr auf ihr Geschick; sie wird in eine Strafanstalt überführt, und Du mußt zuwarten, bis ihre Strafzeit zu Ende ist, um dann für sie zu sorgen. Lautet das Urtheil auf lebenslänglichen Kerker oder auf Tod (Du siehst, ich will selbst das Schlimmste nicht feig verschweigen), so bleibt Dir nur übrig, Dich Deinem Monarchen zu entdecken, ihn um Gnade für Dein Kind anzuflehen. Könntest Du Anderes thun?"

Der Präsident schwieg.

„Es giebt eben keinen anderen Ausweg. Und kommt es dazu, und mußt Du um Gnade bitten, so wird sie Dir sicherlich werden, gleichviel, ob Du im Amte bist oder nicht. Sie wird Dir aus menschlichem Erbarmen werden und um Deiner Verdienste, Deiner Familie willen. Es ist undenkbar, daß es auf diesen Akt der Gnade von Einfluß sein könnte, ob Du kurz vorher einen Konflikt mit dem Justizminister gehabt, oder nicht. Die Vernunft sträubt sich dagegen, noch mehr das Gefühl. Der junge Fürst ist ritterlichen Gemüths!"

„Das ist er," erwiderte Sendlingen. „Auch ist es nicht diese Erwägung, die mich zögern läßt, ich habe daran kaum gedacht. Es war ein ganz anderer

Gedanke .... Ich danke Dir, Georg!" fügte er noch hinzu. „Wir wollen die Entscheidung auf morgen lassen, wir wollen es überschlafen." Er sa te dies mit einem so bitteren, so verzweiflungsvollen Lächeln, daß es dem Freunde ans Herz griff.

Am nächsten Vormittage, da Berger eben in seinem Bureau über dringlicher Arbeit saß, ward plötzlich die Thür aufgerissen. Es war Franz, der Diener Sendlingens. Der Anwalt fuhr erschreckt empor und konnte kaum die Frage über die Lippen bringen, ob ein Unglück geschehen sei.

„Wahrscheinlich ein Unglück!" erwiderte der Alte und setzte in jener seltsamen Redeweise, die ihm so sehr zur Gewohnheit geworden, daß er sie unmöglich mehr vermeiden konnte, hinzu: „Man ist in seinem Bureau unwohl geworden, wahrscheinlich auch wieder einige Male umgefallen, wie damals, ist todtenblaß heimgekommen, hat mich aber nicht um den Arzt geschickt, sondern um Sie, Herr Doktor."

Der Anwalt machte sich sofort auf den Weg, der Alte schritt hinter ihm her. Wie sie so dahingingen, wollte es dem Anwalt scheinen, als hätte er ein Schluchzen vernommen. Er blickte zurück: dem

Diener standen die Thränen in den Augen. Nachdem sie ins Haus getreten, wandte er sich zu ihm: „Franz, Seien Sie ein Mann!"

Da hielt sich der Alte nicht mehr; die hellen Thränen stürzten ihm über die Wangen. „Herr Doktor", stammelte er, beugte sich über die Hand des Anwalts und hatte sie geküßt, ehe es dieser hindern konnte. „Haben Sie Erbarmen mit mir! Sagen Sie mir, was da seit zwei Monaten vorgeht! mit der Brigitta spricht man oft darüber — ich erfahre nichts! Warum? Man weiß doch, daß mir dieses Schweigen an's Leben greift. Ich hätte es längst erlauschen und herausspioniren können, aber das thut der alte Franz nicht! Legen Sie doch, wenn Sie es mir nicht sagen können, ein gutes Wort für mich ein. Man wird mich ja nicht tödten wollen!"

Der Anwalt legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ruhe, Franz, wir haben Alle Schweres zu tragen!"

Dann trat er in Sendlingens Zimmer. „Das Telegramm des Ministers . . .?" fragte er.

„Schlimmeres!"

„Das Urtheil? . . . Und es lautet?" Die

Frage war überflüssig; wie es lautete, war von diesen fahlen, entstellten Zügen deutlich genug abzulesen. Bebend griff Berger nach dem verhängnisvollen Aktenstück, das auf dem Tische lag.

„Entsetzlich!“ stöhnte er auf — es war ein Todesurtheil . . .

Er zwang sich, die Motivirung zu überlesen; sie war kurz genug. Der Oberste Gerichtshof hatte die Nichtigkeitsbeschwerde verworfen, obwohl auch ihm die Glaubwürdigkeit der Zofe zweifelhaft erschienen. Gleichwohl liege, fuhr das Urtheil fort, kein Grund vor, eine neue Verhandlung anzuordnen, weil die Schuld der Angeklagten auch dann feststehe, wenn man von sämmtlichen Aussagen dieser Zeugin absehe. Dies hatte denn der Oberste Senat auch durchgeführt, und weder die letzten belastenden Angaben berücksichtigt, noch das erste, der Angeklagten günstige Zeugniß. So entschieden nur die Aussagen der Gräfin über Victorinens Handlungsweise vor der That und deren Motive. Sie schienen dem Obersten Gerichtshof genügend, das Todesurtheil nicht zu ändern.

Lange hielt der Anwalt wie betäubt das Blatt in den Händen; endlich trat er an den Unglücklichen

heran, legte den Arm um seinen Nacken und hob sanft sein Antlitz zu sich empor. Aber als er in diese Züge blickte, entschwand ihm der Muth, ein Wort des Trostes zu wagen. . .

Er trat ans Fenster und stand da wohl eine halbe Stunde lang. Dann murmelte er leise „Ich werde Abends kommen!“ und verließ das Zimmer.

In der Dämmerung erhielt er einige Zeilen des Freundes. Sendlingen bat, erst morgen Nachmittags zu kommen, bis dahin hoffe er so viel Fassung zurückgewonnen zu haben um den weiteren Gang der Angelegenheit ruhig besprechen zu können. Er sei der Meinung, daß Berger ein Begnadigungsgesuch an den Monarchen richten müsse und bitte, die Grundzüge desselben zu entwerfen.

Dies Letztere las der Anwalt mit Befremden Er hätte sicherlich ein Gnadengesuch überreicht, wenn Victorine Lippert nur eben seine Klientin gewesen wäre, und nicht auch die Tochter des Präsidenten. Er hätte es mehr aus Pflichtgefühl gethan, als aus Hoffnung auf Erfolg. Daß diese Hoffnung eine geringe war, wußte er. Das Gesuch mußte seinen Weg durch den Obersten Gerichtshof nehmen; und es

lag in der Natur der Sache, daß dem Fürsten der Vorschlag des Obersten Tribunals maßgebend sein mußte; Ausnahmen waren ja bereits vorgekommen, aber ihre Zahl war sicherlich nicht genügend, um eine bestimmte Hoffnung zu rechtfertigen. Dies Alles mußte Sendlingen ebenso bekannt sein, wie dem Anwalt. Warum wünschte er dennoch, daß das Gesuch überreicht werde? Es gab bei dieser verzweifelten Sachlage nur noch ein einziges Mittel, welches Rettung verbürgte: eine Audienz bei dem Fürsten. Warum zögerte Sendlingen, dies Mittel zu wählen?

Der Anwalt nahm sich vor, ihm dies Alles nachdrücklich auseinanderzusetzen, und als er am nächsten Tage die Klingel seiner Wohnung zog, war er entschlossen, ihn nicht eher zu verlassen, bis er ihn zu diesem Schritte bestimmt.

„Man ist noch im Bureau," meldete Franz. „Man bittet Sie, sich ein wenig hier zu gedulden. Man verhört seit heute Morgen wieder die Arbeiter und hat sich kaum zehn Minuten Zeit zum Speisen gegönnt!"

„Also hat er sich doch dazu entschlossen?" sagte der Anwalt. Vielleicht ist auch das Tele-

gramm nicht eingetroffen, fügte er in Gedanken hinzu.

„Doch entschlossen?!“ rief der Diener. „So entschlossen hat man ja überhaupt noch selten darauf los gearbeitet, und auch der Herr Rath Deregg diktirten heute, mit Respekt zu sagen, wie ein Besessener.“

Der Anwalt wandte sich zum Gehen. Es fiel ihm bei, daß er Victorine nun schon eine Woche nicht gesehen, und er wollte sie in der Zwischenzeit besuchen. „Ich komme in einer Stunde wieder,“ sagte er dem Diener, „ich habe inzwischen im Gefängniß zu thun.“

„Im Gefängniß?“ Im Antlitz des alten Mannes zuckte es; er ergriff den Arm des Anwalts, zog ihn ins Vorzimmer und schloß die Thür hinter ihm. „Verzeihung, Herr Doktor . . . Mir ist das Herz so voll . . . Sie gehen zu ihr — nicht wahr? Zu unserem armen Fräulein, zur Victorine!“

„Wie? Seit wann . . .?“

„Ich es weiß?“ fiel ihm der Alte ins Wort. „Seit gestern Abend!“ Und mit einer seltsamen Mischung von Stolz und Verzweiflung fuhr er fort: „Man hat mir selbst alles gesagt! . . . Oh! es ist

entsetzlich!... Man weiß eben doch, was man an mir hat!... Mein armer Herr! ach! die ganze Nacht habe ich vor Gram nicht schlafen können... Man soll sehen, daß man sich in mir nicht getäuscht hat! ... Also ich habe eine Bitte, Herr Doktor. Die Brigitta hat es gut, natürlich! weil sie ein Frauenzimmer ist, also Mitglied des Frauen-Vereins... Ich aber, worauf könnte ich mich berufen? Freilich bin ich schon fünfundzwanzig Jahre gewissermaßen bei Gericht, und verstehe von diesen Dingen mehr, als mancher junge Grünschnabel, der mit der Beamtenmütze herumläuft, aber — eine Amtsperson bin ich doch nicht — also, nicht wahr, Herr Doktor, es ist leider unmöglich?"

„Was? Daß Sie ihr einen Besuch machen?! Allerdings ist das unmöglich, und wenn Sie solche Streiche machten —"

„Ach! Herr Doktor!" flehte der Alte, „ich habe ja nur um Ihren Rath gebeten, weil es mir schier das Herz abdrückt... Nun, wenn dies nicht möglich ist, so habe ich eine andere Bitte, und diese werden Sie mir erfüllen! Grüßen Sie unser armes Fräulein von mir! So, mit diesen Worten: „Der alte Franz läßt das gnädige Fräulein von

ganzem Herzen grüßen . . . Und läßt bitten, nicht zu verzweifeln . . . Und läßt sagen, der alte Gott lebt noch . . ."

Diese letzten Worte konnte Berger kaum noch verstehen; die Thränen erstickten die Stimme des Alten. Auch Berger war bewegt; wie bei der gestrigen Begegnung, so erschütterte ihn auch heute das Weinen des Mannes, der sonst wahrlich nicht übermäßig weich war. „Es ist gut, Franz," versprach er und begab sich nach den Gefängnissen. Er nahm sich vor, gegen Victorine völlig unbefangen zu bleiben, des Urteils mit keinem Worte zu erwähnen.

Aber als er in ihre Zelle trat, kam sie freudig auf ihn zu, ihre Augen schimmerten feucht. „Wie soll ich Ihnen danken?!" rief sie bewegt und haschte nach seiner Hand.

Er trat einen Schritt zurück. „Danken?! . . . Wofür?!"

„Oh! ich weiß," sagte sie leise, mit einem Blick nach der Thüre, als ob sie dort ein Lauscherohr vermuthe. „Mein Vater hat mir ja gesagt, daß es noch nicht offiziell ist. Er eilte heute Morgens sofort zu mir, sobald er die Kunde erhalten, aber es ist ja erst nur eine Privatnachricht und

ich muß deshalb vorläufig noch gegen Jedermann schweigen! Wem anders habe ich es zu danken, als Ihnen?!"

„Was?" fragte er und unsicheren Tones fügte er hinzu; „Ich habe ihn in den letzten Tagen nicht gesehen. Er hat Nachrichten aus Wien?!"

„Gewiß! Der Oberste Gerichtshof hat mich begnadigt! Meine Untersuchungshaft wird mir als Strafe angerechnet. Ich werde in einigen Wochen ganz frei sein!"

Er fühlte, wie ihm alles Blut zum Herzen strömte. „Ganz frei!" wiederholte er tonlos. „In einigen Wochen!" Und dabei quälte ihn unabläßig die Frage: „Barmherziger Gott! er ist doch nicht wahnsinnig geworden? Wie hat er das thun können! Welchen Zweck soll dies haben?!"

„Jesus!" schrie sie auf. „Wie bleich Sie geworden sind! Wie düster Ihre Augen blicken! ... Jesus! Sie haben doch keine anderen Nachrichten? Er wird doch nicht getäuscht worden sein? Oh! wenn ich doch sterben müßte! — jetzt — jetzt —"

Sie wankte. Er faßte ihre Hand und ließ sie auf den nächsten Sitz niedergleiten. „Ich habe keine anderen Nachrichten," sagte er möglichst fest.

„Es kam mir nur so überraschend! Es wunderte mich, daß er mir noch nichts mitgetheilt. Aber er hat es ja wohl heute erst erfahren. Wenn er es Ihnen gesagt hat, so können Sie es ja wohl als sicher betrachten!“

„Nicht wahr?!“ Sie athmete erleichtert auf. „Ich brauche nicht mehr zu zittern?! Oh! wie Sie mich erschreckt haben!“

„Verzeihen Sie — beruhigen Sie sich!“ . . . Er griff wieder nach seinem Hute.

„Sie wollen schon gehen? Und ich habe Ihnen noch nicht einmal recht gedankt!“

„Keine Ursach'!“ wehrte er kurz ab. „Auf Wiedersehen!“ setzte er freundlicher hinzu, verließ die Zelle und eilte in die Wohnung des Präsidenten.

Sendlingen war eben heimgekommen; erregt trat Berger auf ihn zu. „Ich war eben bei Victorine,“ begann er. „Wie konntest Du ihr diese Unwahrheit sagen? Wie konntest Du?!“

Sendlingen schlug den Blick nieder. „Ich mußte. Ich fürchtete, daß sonst die Nachricht von ihrer Verurtheilung zu ihr dringen würde. . . .“

„Nein!“ rief der Anwalt. „Verzeih' meine Heftigkeit,“ fuhr er dann fort, „ich habe einigen

Grund dazu. So nichtige Vorwände sind Deiner und meiner unwürdig! Du hältst ja Ordnung im Amte, im Gefängniß. Auch hier pflegen die Angeklagten ihr Urtheil nicht früher zu erfahren, als bis man es ihnen von Amtswegen mittheilt."

„Du thust mir Unrecht," erwiderte Sendlingen, noch immer unsicheren Tones, und erst im Folgenden festigte sich seine Stimme: „Ich habe keine besonderen Gründe, die ich Dir verbergen müßte oder wollte. . . Ich sagte es ihr in einer Aufwallung meines Gemüths, über die ich mir kaum Rechenschaft zu geben weiß. Als ich heute zu ihr kam, war sie viel trauriger und hoffnungsloser als sonst in letzter Zeit. Sie hatte wohl eine Ahnung — ich aber — in meiner Bestürzung hierüber, fürchtete, daß bereits ein Gerücht zu ihr gedrungen. Derlei ist ja trotz aller Ordnung nicht undenkbar, der Zufall spielt oft seltsam. In meinem heißen Verlangen, sie aufzurichten, entfuhren mir jene Worte. Der Jubel, mit dem sie sie aufnahm, raubte mir den Muth, das Günstige der Nachricht hinterdrein irgendwie zu beschränken. . . . Dies ist Alles!"

Der Anwalt blickte eine Weile schweigend vor sich nieder. „Ich will Dir keinen Vorwurf machen,"

begann er dann wieder. „Wie verhängnißvoll diese Unvorsichtigkeit werden kann, siehst Du ja so gut ein, wie ich. Sie war auf das Schlimmste gefaßt und darum wäre ihr selbst das Schlimme noch vielleicht als eine Gunst des Himmels erschienen. Nun erwartet sie das Beste, und was immer auch im Wege der Gnade für sie erreicht werden kann, wird sie doch ins Herz hinein treffen und niederwerfen. Aber dies läßt sich nicht mehr ändern! Sprechen wir von dem, was sich noch ändern läßt ... Du hast gewünscht, daß ich das Begnadigungsgesuch überreiche? Aber das wäre ja vergebliche Arbeit!"

„Nun," sagte Sendlingen zögernd, „in einigen Fällen hat der Kaiser denn doch Todesurtheile gegen den Vorschlag des Obersten Gerichtshofes aufgehoben."

„Gewiß, aber an diesen Trost dürften wir uns nur dann klammern, wenn uns kein anderer zu Gebote stände. Dies ist ja zum Glück der Fall. Du mußt nach Wien gehen, nur auf Deine Bitte hin ist die Begnadigung gewiß. Auch kann mein Gesuch höchstens Wandlung der Strafe in lebenslängliche Kerkerhaft bewirken, Deine Bitte eine kürzere Strafzeit und nach einigen Jahren Nachsicht

der übrigen Zeit. Du mußt morgen schon, Victor — es ist keine Zeit zu verlieren."

Sendlingen wandte sich ab und schwieg.

„Wie soll ich dies verstehen?" rief der Anwalt ängstlich und trat an ihn heran. „Du willst nicht?"

Der unglückliche Mann stöhnte auf. „Ich werde . . ." stieß er hervor. „Aber später . . . später . . . Sobald Dein Gesuch erledigt ist."

„Warum?" rief Berger. „Ich habe bisher für jede Deiner Empfindungen, Deiner Handlungen Verständniß und Mitgefühl gehabt, dieses Zögern finde ich unverständlich, unverzeihlich. Ich würde Dich schonen, wenn weniger auf dem Spiele stünde, so aber soll Alles gesagt sein! Es ist unmännlich, es ist . . ." Er hielt inne. „Erspare mir, Dir dies zu sagen, der Du sonst so tapfer und entschlossen warst! Es ist keine Zeit zu verlieren, wiederhole ich. Wer bürgt Dir, daß es dann nicht zu spät ist? Wird mein Gesuch verworfen, so kommt gleichzeitig auch dem Gerichte der Befehl zu, die Hinrichtung zu vollstrecken. Weißt Du so genau, daß Du dann noch hier bist, daß Du dann noch Zeit hast, nach Wien zu eilen?! Besinne Dich! . . . besinne Dich!"

Der Anwalt hatte es erregt gerufen und hielt

nun erschöpft inne. Aber er war entschlossen, nicht zu weichen, und wollte eben seine Rede neu beginnen, als der Präsident sagte: „Du hast mich überzeugt, ich werde früher, noch vor Erledigung Deines Gesuches, nach Wien gehen."

„Also bestehst Du darauf, daß ich es einbringe?"

„Ich bitte darum, es kann ja keinesfalls schaden, nur nützen. Auch wird hiedurch jedenfalls Zeit gewonnen. Ich kann die Reise nach Wien nicht eher antreten, als bis die Untersuchung gegen die Arbeiter beendet ist. Auch hier ist kein Tag zu verlieren; Dernegg und ich, wir wissen Beide nicht, ob nicht die Ordre schon unterwegs ist, die uns auf irgend eine Weise unschädlich macht. Hoffentlich gelingt es uns, bis dahin zu erweisen, daß gar keine strafbaren Handlungen vorliegen. Ich habe heute das Telegramm des Ministers erhalten und sofort erwidert, die Untersuchung sei so verwickelt, auch bereits so weit vorgeschritten, daß ein Wechsel der Untersuchungsrichter unthunlich sei."

„Es freut mich, daß Du meinem Rathe gefolgt," sagte der Anwalt. „Und trotz dieser erschwerenden Umstände! Du zögertest, so lange Dir das Urtheil noch nicht bekannt war, so lange Du es

blos fürchtetest, und als die Befürchtung sich bestätigte, warst Du wieder muthig und schwanktest keinen Augenblick, Deine Pflicht als ehrlicher Mann zu thun! . . . Victor, das hätten Dir nicht Viele nachgethan!" Er reichte ihm zum Abschied die Hand. „Du hast nun auch den Alten ins Vertrauen gezogen?" fragte er noch, „ein Mitwisser mehr — es wäre immerhin zu überlegen gewesen! Nun ich will nicht wieder zu schelten beginnen. Leb' wohl!"

Elftes Kapitel.

Mehr als zwei Wochen waren seit dieser letzten Unterredung verflossen, der Januar 1853 neigte dem Ende zu, und noch war kein Ende der Untersuchung gegen die Arbeiter abzusehen.

Der Anwalt beobachtete dies voll Sorge. Er hatte das Gnadengesuch längst überreicht; schon nahte die Zeit, wo es dem Monarchen zur Entscheidung vorgelegt werden mußte, und noch immer hatte Sendlingen, wenn die Rede auf die Wiener Reise kam, Grund oder Veranlassung, zu sagen: er könne ja nicht abkommen, auch habe es noch Zeit. Berger blickte ihn auf jede solche Aeußerung hin so forschend an, als mühte er sich, sein Innerstes zu ergründen, und ging dann betrübt und kopfschüttelnd von dannen. Mit jedem Tage erschien ihm die Handlungsweise Sendlingens räthselhafter und un=

heimlicher. Das war ja das einzige Mittel, Victorinens Leben zu retten! Wenn er dennoch zögerte, so konnte dies nur die Scheu vor der Pein dieser Stunde sein, nur Feigheit!

Aber wie oft sich auch Berger dies sagen mochte, sagen mußte, es gelang ihm nicht, sich selbst zu überzeugen. Erwies dieser Mann doch zur selben Zeit in einer andern Sache, wo es sich um Wohl und Wehe fremder Menschen handelte, einen moralischen Muth, wie er selten genug in diesem Lande, unter dieser Regierung zu finden war.

Der Konflikt zwischen Sendlingen und dem Minister hatte allmählich recht seltsame Formen angenommen; es war eine „echt österreichische Geschichte“ geworden, wie Berger zuweilen mit dem bitteren Lächeln des Patrioten meinte. Auf die ehrerbietige, aber entschiedene Antwort Sendlingens hatte der Minister so grob und lakonisch, als irgend möglich, dem Präsidenten befohlen, die Untersuchung sofort an Werner abzutreten. Nun zweifelte Niemand mehr, daß jede fernere Weigerung gefährlich sei und der Präsident sandte seine Erwiderung: eine kurze, würdige Verwahrung gegen diesen unberechtigten Eingriff, mit dem Gefühl ab, daß er damit seine eigene

Absetzung unterschrieben. In der That wäre in einem anderen Lande nur noch eine gewaltsame Lösung denkbar gewesen; hier kam es anders. Wohl folgte zunächst eine scharfe Rüge des Ministers, auch stellte er „weitere Schritte" in Aussicht, aber der Blitz, den man nach diesem Donner befürchten mußte, blieb aus. Auf Umwegen wurde das gleiche Ziel angestrebt, man suchte die beiden Richter mürbe zu machen, ihnen die Fortführung der Sache zu verleiden. Legten sie dem Gerichtssenate den Antrag vor, die Untersuchung gegen einen der Angeklagten einzustellen, so erhob der Staatsanwalt flugs Einsprache dagegen und rief das Obergericht zu Hilfe. Daneben war die Polizei fieberhaft thätig und überschüttete die beiden Richter mit immer neuen Verdachtsgründen gegen die Verhafteten, welche ja durchgeprüft werden mußten, so sehr man von ihrer Richtigkeit im Voraus überzeugt sein mochte.

Es gab unter den Mitgliedern des Gerichtshofes bei aller Verschiedenheit des Charakters keinen Mann, der nicht diesen Kampf Sendlingens für die Unabhängigkeit des Richterstandes mit Sympathie begleitet hätte, und vollends in der Bürgerschaft

herrschte nur eine Stimme begeisterter Bewunderung. Um so höher wurde dem Freiherrn dies muthvolle Ausharren angerechnet, als es fast sichtlich seine Kraft aufrieb. Sein Haar ergraute, die Haltung wurde schlaffer, die Züge wiesen nun fast immer den Ausdruck gramvoller Unruhe. Die Leute wunderten sich nicht darüber; es mußte diesem Manne, der so sichtlich dazu bestimmt gewesen, einst das Höchste in seiner Laufbahn zu erreichen, ja vielleicht der oberste Richter des Reichs zu werden, ins tiefste Leben greifen, nun täglich, stündlich von der Entlassung bedroht zu sein.

Nur die drei Mitwisser seines Geheimnisses wußten es besser, und insbesondere Berger war überzeugt, daß der beklagenswerthe Mann die Qual der Ungewißheit über das Schicksal seines Kindes kaum länger ertrage. Um so energischer wurden daher seine Versuche, mindestens dieser nutzlosen Qual ein Ende zu machen, und immer wieder sprach er vergeblich.

So war es auch am letzten Januartage. Sendlingen blieb bei seiner Antwort: „Es hat noch Zeit, der Kaiser hat das Gesuch noch nicht in Händen," und der Anwalt wollte wieder betrübt das Bureau

verlassen, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde und Herr von Werner hereinstürzte.

„Herr Präsident," rief der alte Herr fast fassungslos vor Freude und schwang einen großen entfalteten Briefbogen wie eine Fahne in der Hand, „eben bekomme ich das da . . . das da bekomme ich eben. . . . Nämlich: ich bin zu Ihrem Nachfolger ernannt, hier ist das Dekret. . . ."

Der Präsident wurde bleich. „Ich gratulire," sagte er mühsam. „Wann haben Sie die Führung der Geschäfte zu übernehmen?"

„Am 22. Februar," war die Antwort. „Oh! wie ich mich freue! Und auch Sie, nicht wahr Sie gönnen es mir! Warum sollte es Sie auch betrüben? Sie verlassen ja jedenfalls mit Ende Februar den Posten, um —" Er hielt verlegen inne. „Um als Präsident des Obergerichts nach P. zu gehen," fuhr er hastig fort. „Daran wollen wir festhalten, das Gegentheil anzunehmen wäre ja unsinnig. Sie haben den Minister geärgert, er revanchirt sich ein wenig — das ist Alles! . . . Leben Sie wohl, meine Herren, ich eile zu meiner Frau!" Der alte Herr trippelte mit vergnügtem Lächeln hinaus.

„Das ist deutlich genug," wandte sich Send=

lingen nach einer Pause an den Freund. „Mein Nachfolger wird ernannt, ohne daß ich befragt werde; das Dekret wird ihm direkt geschickt und nicht durch mich; ja noch mehr, ich werde nicht einmal gleichzeitig verständigt, wann ich ihm die Geschäfte zu übertragen habe. . . . So bin ich für den Minister schon heute ein todter Mann!“ Aber was kann mir in meiner Lage viel daran liegen? Werners Mittheilung erschreckte mich nur einen Augenblick, so lange ich befürchtete, daß ich ihm die Leitung sofort überlassen müßte. Aber der 22. Februar — das sind noch drei Wochen. Bis dahin ist Alles entschieden.“

. . . Zwei Tage später, am Festtage Maria Lichtmeß, an dem in einigen Gegenden des katholischen Oesterreich noch der Brauch geübt wird, einander durch kleine Aufmerksamkeiten zu erfreuen, erhielt auch der Präsident ein Geschenk des Ministers. Das Schreiben lautete: „Sie haben die Leitung am 22. Februar dem neu ernannten Präsidenten von Werner zu übergeben. Eine weitere, Sie betreffende Verfügung wird Ihnen nächstens bekannt gegeben werden.“

Diese Tonart sprach deutlich genug. Auch war

eine neue „Verfügung“ nur dann nöthig, wenn es nicht bei der bisherigen blieb, der Ernennung nach P. Die Absetzung Sendlingens war sichtlich beschlossene Sache.

Die Beamten des Landesgerichts geriethen in tiefste Erregung: wer stand noch sicher, wenn dieser Mann fiel? Und wohin immer die Kunde drang, weckte sie Trauer und Entrüstung. Noch am Abend desselben Tages versammelten sich die hervorragendsten Männer der Stadt, um über eine Ovation für den Scheidenden zu berathen. Es wurde beschlossen, ihm eine Adresse zu überreichen und ein Abschiedsbankett zu veranstalten.

Berger, der mit bei der Versammlung gewesen, verabschiedete sich sofort, nachdem der Beschluß gefaßt war, und eilte zu Sendlingen, weil er annahm, daß der Freund heute seines Trostes am meisten bedürfen werde. Doch war dieser so ruhig, daß es den Anwalt fast seltsam berührte. „Ich habe ja Zeit gehabt, mich an diesen Gedanken zu gewöhnen,“ sagte er.

„Wie gedenkst Du nun Dein Leben einzurichten?“ fragte Berger.

„Ich werde nach Graz übersiedeln,“ erwiderte

Sendlingen rasch; er sprach damit offenbar nur einen längst gehegten Entschluß aus.

„Wird es Dir dort nicht zu einsam sein?“ entgegnete der Anwalt. „Warum willst Du nicht nach Wien? Du bist ja durch das Erbe nach Deiner verstorbenen Gattin ein reicher Mann, der die Pensionopolis an der Mur nicht ihrer Billigkeit wegen zu wählen braucht. In Wien leben Dir viele Freunde, dort findest Du die meiste Anregung zu wissenschaftlicher Arbeit, auch darfst Du nicht ganz von der Bildfläche verschwinden. Deine Carrière ist nur gewaltsam unterbrochen, aber noch lange nicht beendet. Ein Systemwechsel, ja auch nur ein Personalwechsel im Ministerium wird Dich wieder in den Staatsdienst bringen, vielleicht auf einen höheren Posten als Du nun verlierst!“

„Mein Entschluß steht fest. Brigitta reist in einigen Tagen nach Graz, die Wohnung zu miethen die Einrichtung zu besorgen.“

Sie sprachen von anderen Dingen, der Ovation, die heute beschlossen worden. „Die Adresse will ich annehmen,“ erklärte Sendlingen, „das Bankett nicht. Es ist mir nicht danach zu Muthe.“ Berger widersprach heftig; er müsse es über sich ge-

winnen, auf eine Stunde zu erscheinen; die Ovation gelte nicht blos seiner Person, sondern auch einer heiligen Sache, der Unabhängigkeit des Richterstandes. Dies entwickelte er mit solchem Feuereifer, daß der Präsident endlich sagte, er wolle sich's überlegen.

Am nächsten Morgen brachten die Wiener Blätter in Privat-Telegrammen aus B. die Nachricht von der Maßregelung Sendlingens. Ein harter Druck lastete damals auf der österreichischen Presse; sie hatte ihr Publikum daran gewöhnen müssen, mehr zwischen als in den Zeilen zu lesen; auch diesmal fand sie eine unverfängliche Form für ihre Kritik. Wie auf Verabredung erklärten sämmtliche Blätter die Nachricht für höchst unglaubwürdig; es sei geradezu frevelhaft, der starken aber gerechten Regierung, deren sich Oesterreich nun erfreue, ein solches Vorgehen zuzumuthen. Eine schärfere Verdammung, als diese Vertheidigung der Regierung gegen „sichtlich böswillige Gerüchte" war nicht denkbar, und das Publikum verstand sie genau so, wie sie gemeint war.

Mit einem Schlage war Sendlingens Name in Aller Munde, der Arbeiterprozeß das Gespräch

des Tages, zuerst in der Residenz, bald im ganzen Lande. Eine Flut von Telegrammen und Briefen, Anfragen und begeisterten Zustimmungen brach plötzlich über den Präsidenten herein. Wäre in seinem armen Herzen, in seinem müde gequälten Hirn noch Raum für lichtere Empfindungen und Gedanken gewesen, er hätte jetzt, in den Tagen der Ungnade, sein Haupt stolzer erheben dürfen, als je zuvor. Es war nicht zuviel gesagt, wenn Berger ihm zurief, daß ihm nun ein ganzes Volk beweise, wie sehr es ihn schätze. Er aber achtete kaum darauf und fuhr, verdüstert und hoffnungslos, wie bisher fort, seine Pflicht zu thun und die Sisyphus-Arbeit jener Untersuchung im Kampfe gegen Polizei und Staatsanwaltschaft weiter zu schleppen.

Da, plötzlich, hörten jene Hinderungen auf. Als der Präsident eines Morgens, kurz nachdem jene Nachricht seiner Maßregelung in den Zeitungen gestanden, im Bureau erschien, fand er auf seinem Tische, seit Wochen zum ersten Male, keine neue Anzeige der Polizei mehr. Das konnte ein Zufall sein, aber als sie auch am nächsten Tage fehlte, athmete er auf. Der Polizeidirektor von B. war ein eifriger Diener seiner Herren; wenn dieser

Mann binnen zweimal vierundzwanzig Stunden auch nicht die geringste Hochverrätherei mehr entdeckte, so hatte das sicherlich gute Gründe. Ebenso ließ der Staatsanwalt nichts mehr von sich hören.

„Sie haben angesichts des allgemeinen Unwillens die Courage halb und halb verloren!" rief Berger triumphirend. „Franz sagt mir eben, daß Brigitta schon übermorgen nach Graz reisen soll. Laß sie noch einige Tage hier, erspare es der alten Dame, die Reise nach P. auf dem großen Umwege über Graz machen zu müssen."

„Das kannst Du nicht im Ernste hoffen," wehrte der Präsident ab, und so ging denn Berger später in das Zimmer Brigittas, um Abschied von ihr zu nehmen.

Das alte Fräulein las eben eifrig in einem Buche, welches sie bei seinem Eintritt rasch zur Seite brachte. „Ich habe Sie gestört," sagte Berger. „Was haben Sie eben so emsig studirt?"

„Oh, einen Roman," erwiderte sie hastig. Sie hatte geröthete Lider, sie mußte in letzter Zeit viel geweint haben.

„Ich meinte schon, es wäre eine Beschreibung von Graz," sagte er scherzend. „Mir scheint, Sie

haben rechte Furcht vor dieser unheimlichen Stadt, in welcher das Leben so gewaltig tobt und brandet!" Und er suchte ihr diese Furcht zu benehmen, indem er ihr viel von den stillen, engen Verhältnissen der Stadt an der Mur erzählte.

Während er so sprach, glitt das Buch, welches sie vorhin auf ihr Nähkästchen gelegt, zur Erde nieder, und er hob es auf, ehe sie sich darnach bücken konnte. Es war eine französische Grammatik. „Was Teufel!" rief er erstaunt. „Sie nehmen die Studien Ihrer Jugend wieder auf, Fräulein Brigitta?"

Die alte Dame stand wortlos, dunkle Röthe im Antlitz, als hätte er sie über einem Verbrechen ertappt. „Man hat mir gesagt," stammelte sie, „daß . . . daß man dort mit dem Deutschen allein schwer durchkommt."

„In Graz?!" Berger mußte herzlich lachen. „Wer hat sich diesen Scherz mit Ihnen erlaubt? Beruhigen Sie sich, mit den Grazer Franzosen werden Sie auch ohne Grammatik fertig." Noch immer lachend, drückte er ihr zum Abschied die Hand, versprach, sie in Graz zu besuchen, und ging. —

Inzwischen wuchs die Erregung, in welche

Presse und Bevölkerung durch die „Affaire Sendlingen“ versetzt worden, von Tag zu Tag. In B. tauchten immer neue Vorschläge auf, die Ovation recht großartig und ungewöhnlich zu gestalten. Es genügte dem Enthusiasmus nicht, daß sich die aufgelegte Adresse mit Tausenden von Unterschriften bedeckte. Im Gemeinderathe wurde der Antrag gestellt, eine Hauptstraße nach dem Gefeierten zu benennen; einige hervorragende Männer der Stadt wollten Beiträge zu einer „Sendlingen-Stiftung“ sammeln, deren Ertrag solchen Beamten zugute kommen sollte, die gleich dem Präsidenten Opfer ihrer Ueberzeugungstreue geworden; die Turnvereine beschlossen einen Fackelzug. Der Obmann des Fest-Comité's — es war der Chef des ersten Bankhauses der Stadt — gerieth in ernstliche Verlegenheit; er wußte noch immer nicht, welche Huldigungen sich der Präsident eigentlich werde gefallen lassen, und ersuchte Berger um seine Vermittlung.

„Retten Sie mich!“ bat der lebhafte Mann. „Die Leute drängen, der Präsident schweigt. Gestern hoffte ich schon eine zustimmende Antwort zu erhalten, aber er brach wieder ab und sprach von unseren Geschäften.“

„Von welchen Geschäften?“ fragte der Anwalt.

„Ich führe jetzt eine ziemlich verwickelte Operation für ihn durch,“ erwiderte der Bankier. „Ich glaubte, Sie, sein bester Freund, wüßten schon davon. Er hat die österreichischen Staatspapiere, in denen sein Vermögen bis jetzt angelegt war, verkauft und sich dafür französische, englische und holländische Werthe angeschafft, einen kleinen Theil auch in Gold flüssig gemacht.“

„Warum?“ fragte Berger befremdet. „Er bleibt ja in Oesterreich.“

„Auch ich fragte so,“ erwiderte der Bankier, „erhielt jedoch eine Antwort, die ich wohl oder übel als stichhaltig gelten lassen mußte. Denn schließlich ist es diesem Manne nicht zu verübeln, wenn nach seinen Erfahrungen sein Vertrauen in den Staatskredit ein wenig schwankend geworden ist.“

Dies mußte auch Berger zugeben und berührte darum in seiner Unterredung mit Sendlingen diesen Punkt nicht. Bezüglich der Ovationen erhielt er eine befriedigende Antwort. Sendlingen acceptirte ohne weiteres Zögern das Bankett, ja sogar den Fackelzug. Beide sollten am 21. Februar statt-

finden, also im buchstäblichen Sinne des Worts bei Abschluß seiner Thätigkeit.

Auch dies wurde sofort nach Wien telegraphirt und von den Blättern weidlich ausgenützt. Selbst in B. glaube man ernstlich an die Richtigkeit dieser traurigen, jeden Oesterreicher tief beschämenden Gerüchte; wie lange wolle die Regierung noch mit dem Dementi zögern? So einmüthig war diese Forderung, so groß die Erregung, daß nun hierauf in der That eine Beschwichtigungsnotiz erfolgte. Die Regierung, meldete ein offiziöses Blatt, habe keinerlei Einfluß auf die Führung des Arbeiter-Prozesses genommen; es erhelle dies schon daraus, daß nach dem gegenwärtigen Stande der Untersuchung deren baldige Einstellung zweifellos sei. Bezüglich der Stellung Sendlingens aber liege ein „Mißverständniß“ vor.

Wie so oft bei ähnlichen Orakelsprüchen aus gleicher Quelle, fragte auch diesmal alle Welt, was dies eigentlich heißen solle. Berger glaubte das Richtige zu treffen, wenn er dem Freunde zurief: „Hurrah! nun haben sie die Courage gänzlich verloren! Sie zaudern nur noch, um nicht eingestehen

zu müssen, daß die öffentliche Meinung einen Druck auf sie geübt!"

Der Präsident zuckte die Achseln. „Mir ist es gleichgültig, Georg!" sagte er.

„Jetzt! — das begreife ich!" erwiderte dieser eifrig. „In einigen Monaten wirst Du anders sprechen! Wann reisest Du nach Wien?"

Der Präsident dachte nach. „Wohl am Siebzehnten," erwiderte er endlich zögernd. „Das heißt wenn wir, Dernegg und ich, die Arbeiter wirklich am Sechzehnten entlassen können, wie wir hoffen . . ."

Diese Hoffnung erfüllte sich; am 16. Februar 1852 konnten die Arbeiter das Gefängniß verlassen. Ihr erster Gang galt dem Präsidenten; im Namen Aller hielt Johannes Novyrok eine Dankrede an ihn, deren Schluß lautete:

„Wohl wissen wir, was wir für Dich wünschen sollen, zum Dank dafür, was Du an uns gethan: Glück und ein fröhliches Herz Dir und Allen, die Du lieb hast! Aber das bloße Wünschen nützt ja nichts, und etwas dazu thun können wir nicht, obwohl Jeder von uns gern sein Blut für Dich hingäbe, und mit dem Beten, Gnädigster, ist es ja auch eine eigene Sache — Du erinnerst Dich vielleicht noch,

was ich Dir darüber gesagt habe ... Und so können wir Dich nur bitten: Denke an uns, wenn Dein Gemüth bedrückt ist, und es wird Dir gewiß leichter werden! Du wirst Dir sagen: „ich habe diese Leute aus ihrem Unglück emporgehoben und ihre Last gemildert, so viel ich konnte" — und wirst wieder aufathmen. Denn ich glaube, dies ist der beste Trost, den ein Mensch auf dieser armen Erde haben kann. Heil Dir! Denn Du bist edel und gut, und was Du thust, ist wohlgethan, und nie können Dir Sündigkeit und Schlechtigkeit nahen ... Tausend Dank, Gnädigster, leb' wohl!"

„Lebt wohl!" murmelte der Präsident mit halberstickter Stimme und wandte sich ab.

... Am nächsten Tage, dem 17. Februar, sollte Sendlingen mit dem Morgenzuge nach Wien abreisen; so hatte er es dem Anwalt noch am Abend vorher fest zugesagt. Darum erschrak dieser tief, als er im Laufe des Vormittags zufällig erfuhr, daß Sendlingen in seinem Bureau sei.

Er eilte zu ihm. „Warum hast Du es abermals aufgeschoben?" rief er ungestüm.

Der Präsident war bleich geworden. „Ich

habe es doch nicht über mich vermocht!" erwiderte er leise.

„Und Du weißt, was auf dem Spiele steht!" rief der Anwalt in höchster Erregung und wischte den kalten Schweiß von der Stirne. „Victor, das ist Feigheit!"

„Das ist es nicht," erwiderte dieser, ebenso leise, wie vorhin, aber mit größter Entschiedenheit. „Wäre ich feig, ich hätte die Audienz längst genommen."

Der Anwalt blickte ihn betroffen an. „Das verstehe ich nicht," sagte er. „Wahrscheinlich ein Sophisma, durch welches Du Dein Gewissen einlullen willst. Ich aber habe die Pflicht, es aufzurütteln. O Victor!" fuhr er in leidenschaftlichem Schmerze fort, „Du kannst es selbst ermessen, was es mich kostet, in dieser Tonart mit Dir zu sprechen. Aber es bleibt mir keine Wahl!"

Sendlingen schwieg. „Davon später!" sagte er endlich. „Zunächst eine Neuigkeit, die Dich interessieren wird. Ich erhielt heute morgens ein Schreiben des Ministers . . . Du hast bezüglich der „Courage" Recht behalten." Er reichte dem Freunde das Blatt. „Der Minister erinnert mich

daran, daß ich kraft meiner im November erfolgten Ernennung die Verpflichtung habe, mich am Morgen des 1. März in P. einzufinden, um die Leitung des dortigen Obergerichts zu übernehmen."

„Also doch!" rief Berger. „Und wie höflich! . . . Siehst Du nun, daß wir Liberalen sammt unseren Zeitungen doch zu etwas taugen? Der Minister hat ja kein anderes Motiv zum Rückzug!"

„Darüber kann vielleicht dieser Brief hier Auskunft geben, welcher gleichzeitig kam," bemerkte der Präsident und griff nach einem anderen bisher unentsiegelten Schreiben. „Von meinem Schwager, dem Grafen." Er entfaltete es und überflog die ersten Zeilen. „Richtig!" sagte er. „Höre nur!" Er las:

„Du verdienst Dein Glück nicht, und ich selbst war in letzter Zeit völlig überzeugt, daß Du verloren seist. Doch scheint es, daß der Minister uns gegenüber viel schärfer sprach, als er dachte, und von vornherein nichts Ernstliches vorhatte. Daß er Dich ein wenig lang in der Schwebe hielt, ist schließlich nur eine kleine Revanche gewesen, die ihm zu gönnen war. Er hat es nicht böse gemeint;

ich fühle mich verpflichtet, dies zu seiner Ehre zu sagen . . ."

„Und Dein Schwager ist ein kluger Mann," rief Berger erregt, „und selbst ein Richter! Begreift er nicht, daß gerade diese Auslegung den Minister am meisten belastet?! O, ich sagt' es ja immer, das war wieder einmal eine echt österreichische . . ."

Ein Schmerzensruf unterbrach ihn. „Was ist das?" schrie Sendlingen entsetzt auf und starrte todtenfahl auf das Blatt.

Der Anwalt nahm es ihm aus der zitternden Hand, im nächsten Augenblick verfärbte sich auch sein Antlitz. Sein Auge hatte die folgende Stelle getroffen:

„Wann reisest Du von B. ab? Hoffentlich geht auch die letzte Pflicht, die Du noch in Deinem bisherigen Amte zu verrichten hast, Deinem weichen Herzen nicht zu nahe. Übrigens ist es immerhin peinlich, eine Frauensperson, zudem eine so junge, hinrichten zu lassen, und Du kannst vielleicht die Anordnung der Exekution Deinem Nachfolger überlassen, der ja zum Glück aus derberem Stoff gemacht ist, als Du . . ."

Der Anwalt ließ das Blatt sinken. „O Victor . . ." murmelte er.

„Kein Wort!“ stöhnte dieser auf; seine Stimme klang, wie die eines Ertrinkenden. „Keinen Vorwurf! . . . Willst Du mich wahnsinnig machen?“

Dann raffte er sich gewaltsam auf. „Der Befehl ist wohl schon gekommen,“ sagte er, klingelte dem Kanzlisten und befahl ihm aus der Registratur die heute eingetroffenen Akten zu bringen. Das verhängnißvolle Blatt war wirklich darunter; eine kurze Verständigung an das Landesgericht B., daß der Monarch das Begnadigungsgesuch des Vertheidigers verworfen, das Todesurtheil bestätigt. Die Exekution war, damaligem Gebrauch gemäß, binnen acht Tagen zu vollziehen.

„Keinen Vorwurf!“ sagte der Anwalt, nachdem er die wenigen Zeilen durchflogen. „Aber nun muß gehandelt sein! Du mußt Dir sofort telegraphisch für übermorgen, den 19., von der Kabinetskanzlei des Kaisers eine Audienz erbitten und morgen nach Wien reisen!“

„Ich will es thun!“ sagte der Präsident leise.

„Du mußt es thun!“ rief der Anwalt, „und ich will darüber wachen. Am Abend bin ich wieder bei Dir.“

Als der Anwalt in der Dämmerung wiederkam,

sagte ihm schon im Vorzimmer der alte Diener: „Gottlob! man geht also doch noch nach Wien!" und der Präsident bekräftigte neuerdings seine Zusage. „Auch habe ich schon die Antwort: die Audienz ist für den Neunzehnten bewilligt. Ich habe schwer mit mir gekämpft," fügte er hinzu und fuhr dann halblaut, wie im Selbstgespräch, mit unsicherer Stimme fort: „Ich bin feiger, als ich gedacht ... Wie fest auch mein Entschluß war, nun fehlt mir doch der Muth ... und darum muß ich nach Wien ..."

Der Anwalt that keine Frage mehr, ihm genügte das Versprechen.

Zwölftes Kapitel.

Der 18. Februar 1853 war ein klarer, sonniger Tag. Um die Mittagsstunde schmolz der Schnee, die Lüfte wehten milde; wie ein Hauch des Frühlings lag es auf dem Gelände, durch das der Zug dahinbrauste, welcher den unglücklichen Mann nach Wien brachte. Ihm aber war es Nacht im Herzen und Nacht vor den Augen, mit geschlossenen Lidern saß er in seiner Coupéecke, und nur, wenn der Zug hielt, fuhr er wie erwachend empor, blickte aus den Fenstern nach dem Namen der Station, seufzte tief auf und versank wieder in sein dumpfes Brüten.

Ging ihm die Fahrt zu langsam? Es gab Minuten, wo er sich Sturmesflügel wünschte, um an sein Ziel zu gelangen und Sturmeseile der Zeit, die ihn noch von dem entscheidenden Moment trennte. Und im nächsten Athemzuge wieder bangte es ihm

vor diesem Moment, daß er jede Sekunde des Tages, die ihn noch von ihm trennte, wie ein Labsal, wie ein Gnadengeschenk empfand. Ach! kaum wußte er selbst, was er noch wünschen, noch erflehen sollte, und nur ein Gefühl blieb im Wechsel dieser Stimmungen, die Verzweiflung blieb und breitete ihm ihre dunklen Schatten über Herz und Hirn.

Wieder einmal hielt der Zug, diesmal an einer größeren Station. Auf dem Perron war viel Leben, es mußte Besonderes vorgehen; die Leute standen dicht geschaart um den Stationschef, der ein Blatt Papier in der Hand hielt und anscheinend in größter Erregung sprach. Die Gruppe löste sich beim Einfahren des Zuges nur langsam auf; zögernd, in eifrigem Gespräch, gingen die Reisenden an die Waggons heran.

Sendlingen blickte hinaus; der Kondukteur trat auf den Stationschef zu, der ihm das Blatt Papier hinhielt; es war wohl ein Telegramm. Der Mann las, trat erbleichend einen Schritt zurück und rief dann laut: „Unmöglich!“ worauf der Andere die Achseln zuckte.

Der Präsident sah und hörte dies, ins Bewußtsein drang es ihm nicht. „H. . . .“, murmelte er

den Namen der Station vor sich hin. „Noch zwei Stunden."

Weiter dampfte der Zug, ein Hügelland empor, daher mit mäßiger Geschwindigkeit. Dem unglücklichen Manne aber ging es wieder einmal viel zu rasch — jede Umdrehung der Räder riß ihn ja wieder von seinem Kinde hinweg, nach dessen blasser Leidensmiene ihn plötzlich eine fieberische Sehnsucht ergriff, seinem armen Kinde, das seiner jetzt am meisten bedurfte . . .

„Entsetzlich!" stöhnte er auf . . . Seine erregten Sinne spiegelten es ihm vor, wie sie vielleicht jetzt, gerade jetzt, die Kunde erhalten, daß ihr Leben dem Henker verfallen . . . Es war ja wohl möglich, das Urtheil hatte seinen Weg durch die Registratur genommen und war zu den Akten gelegt worden; die Mitglieder des Gerichtshofes konnten es gelesen haben, die Kanzlisten — wenn es Einer von ihnen dem Kerkermeister erzählte, den Aufsehern, wenn es Victorine zufällig erfuhr . . .

„Zurück!" knirschte er und schnellte empor. „Ich muß zurück!" Er war zum Glück allein, sonst hätten ihn die Mitreisenden wohl für wahnsinnig gehalten. Und etwas wie Wahnsinn flammte auch

in seinem Blick, als er nun den Handkoffer aus dem Netze riß, die Klinke der Thür ergriff, als wollte er sie öffnen und aus dem Zuge springen. Eben ging der Kondukteur am Trittbrett den Waggon entlang; die Lokomotive pfiff, der Zug ging langsamer, von ferne tauchten die Dächer einer Station auf. Erstaunt blickte der Mann in die fahlen, verzerrten Züge des Reisenden, und dieser Blick gab dem Präsidenten die Besinnung wieder, er sank auf seinen Sitz zurück. „Es nützt ja nichts," dachte er, „ich muß ja nach Wien!"

Der Zug hielt. „R . . . dorf! Eine Minute Aufenthalt!" riefen die Kondukteure.

Es war eine kleine Station, kein Reisender stieg ein oder aus; nur der Beamte mit der rothen Mütze stand vor dem Gebäude. Gleichwohl dauerte der Aufenthalt ein wenig länger, als vorgeschrieben. Die Kondukteure standen in eifrigem Gespräch mit dem Beamten.

Sendlingen konnte Anfangs jedes Wort hören. „Kein Zweifel!" sagte der Beamte. „Ich habe meinen Apparat so gestellt, daß ich hören konnte, wie es von Wien nach P. und B. telegraphirt wurde. Welches Unglück! . . ."

„Und ist die Wunde schwer?“ fragte einer der Kondukteure. Es war offenbar ein verabschiedeter Soldat; die Stimme des alten Mannes zitterte bei dieser Frage.

„Darüber lauten die Nachrichten verschieden,“ war die Antwort. „Herr im Himmel! Wer hätte derlei bei uns in Österreich für möglich gehalten!“

„O, das kann nur ein Italiener gethan haben!“ rief der alte Soldat. „Ich war zehn Jahre dort unten und kenne diese tückische Brut!“

So weit hatte Sendlingen das Gespräch gehört, aber ohne es recht zu verstehen, ohne sich zu fragen, was es bedeuten möge. Noch mehr, der Klang der Stimmen war ihm peinlich, weil er ihn in seinen Gedanken störte; er zog das Fenster empor, um nichts mehr zu hören.

Ein anderes Bild stand nun vor ihm, während der Zug weiter rollte, aber lichter und trostvoller war es nicht .... Er war vor seinem Fürsten gestanden und dieser hatte ihm gesagt: „Es ist furchtbar, ich bemitleide Dich, Du armer Vater, helfen kann ich Dir nicht! Es ist meine Pflicht, das Recht zu schützen, ohne Ansehung der Person; ich habe das Todesurtheil bestätigt, nicht deshalb,

weil ich nichts von ihrem Vater wußte und einen Mann geringer Herkunft in ihm vermuthete, sondern weil sie schuldig ist nach ihrem eigenen Geständniß und nach der Richter Urtheil. Soll ich sie nun deshalb begnadigen, weil sie die Tochter eines einflußreichen und vornehmen Mannes ist, Deine Tochter? Wird hiedurch ihre Schuld geringer, wird hiedurch ihr Kind wieder lebendig? Kannst Du mir dies zumuthen, der Du selbst ein Richter bist, welcher den Schwur geleistet, Vornehm und Gering mit gleichem Maße zu messen?! . . ." So hatte der Fürst gesprochen, und er hatte nichts darauf zu entgegnen gewußt — ach! kein Sterbenswörtchen — und war heimgekehrt. . . . Und es war eine dunkle Nacht — dunkel genug, um Raub und Diebstahl zu verbergen und selbst den schwersten Frevel, den je ein Mensch verübt — und er schlich über den Hofraum seines Hauses, schlich auf jenes Thürchen zu, welches den Zugang zu den Gefängnissen bildete. . . .

„Oh!" stöhnte er auf und streckte die Hände abwehrend vor sich hin, „das nicht! . . . das nicht! . . . Auch bin ich ja zu feig dazu, ich weiß es ja . . . zu feig! zu feig!"

Abermals hielt der Zug; es war eine größere

Station. Der Präsident blickte nicht hinaus, sonst hätte er gewahren müssen, daß es wohl eine besondere Nachricht war, welche zu dieser Stunde das ganze Land durchflog und Alle, die es erfuhren, mit Grauen erfüllte. Bleich und erregt drängten die Leute durcheinander; sie schienen das, was geschehen, wie ein gemeinsames Unglück zu empfinden. Die Einen schrieen laut auf, die Anderen starrten, wie von Entsetzen gelähmt, vor sich hin, wieder Andere, die Meisten, fragten einander ungestüm nach neuen Details.

„Es war ein Schuß!" schrie ein grauhaariger Mann mit zitternder Stimme über die Menge hin, ehe er ins Coupé stieg. „So steht es im Telegramm an den Bezirksvorsteher!"

„Ein Schuß!" ging es von Mund zu Mund, und Einige jammerten laut auf.

„Nein!" rief ein Anderer, „ein Dolchstoß war's, der Herr General hat es mir selbst gesagt!"

Wirr und unverständlich klangen die Rufe in Sendlingens Ohr, bis sie von dem Dröhnen der Räder übertäubt wurden, und dann wieder nichts vernehmbar war, als das Geräusch des rollenden Zuges.

Und wieder spiegelten ihm die erregten Sinne ein anderes Bild vor. Der Kaiser hatte sein Flehen erhört und ihm gesagt: „Ich schenke ihr das Leben, ich mildere ihre Strafe in lebenslängliche, in zwanzigjährige Haft. Mehr kann und darf ich nicht thun; sie wäre gestorben, wenn sie nicht Deine Tochter wäre, aber erlassen darf ich ihr die Strafe nicht ganz, auch nicht so weit herabmildern, daß sie, die Mörderin, etwa die gleiche Strafe erleidet, wie eines niedrigen Mannes Tochter, wenn sie einen schweren Diebstahl begangen." Und auch darauf hatte er nichts zu erwidern gewußt und war heimgekommen und hatte der Ärmsten selbst sagen müssen, daß er sie durch Lügen getäuscht. . . . Sie war unter diesem Schlage zusammengebrochen und war, den Tod im Herzen, in eine Strafanstalt gebracht worden, und einige Monate später, da er in Amt und Würden zu P. saß, erreichte ihn die Nachricht, daß sie verschieden. . . .

„Wäre dies gerecht?" schrie es in dem unglücklichen Manne auf. „Darf ich dies dulden? Nein, nein! Dies wäre mein schlimmstes Verbrechen, schlimmer als jedes andere." . . .

Der Zug hatte die letzte Station vor Wien

erreicht, einen Vorort der Residenz. Hier war das Gewühle so groß, der Lärm so laut, daß der Brütende denn doch emporfuhr und hinausblickte. „Es wird irgend ein großes Unglück geschehen sein," dachte er, als er die bleichen Gesichter sah, die erregten Geberden. Aber so zwingend war der Bann, in welchem der eigene Jammer seine Gedanken erhielt, daß es ihn nicht drängte, zu fragen, was geschehen sei. Er lehnte sich in seine Ecke zurück, und von dem Gewirre der Stimmen von außen her klangen nur noch einzelne Laute unverständlich an sein Ohr.

Hier stritten die Leute nicht mehr darüber, durch welche Waffe jene That verübt worden, welche sie mit so tiefem Grauen erfüllte. „Es war ein Dolchstoß," erzählten Alle, „mit voller Wucht in den Nacken geführt." Nur über die Person des Thäters war noch Streit.

„Ein Ungar hat's gethan!" riefen Einige. „Ein Graf. Aus Rache hat er's gethan, weil sein Vetter gehängt worden ist."

„Lüge!" schrie ein Mann in ungarischem Schnürrock. „Das thut Ungar nicht — Ungar ist tapfer —

Schwab' ist feig . . . Kerl war Schwab', war Wiener!"

„Oho!" riefen ihm die Leute erregt entgegen, und im selben Athemzuge ballten sich zwanzig Fäuste gegen den Sprecher, daß er zurückwich. „Verleumdung! Ein Wiener war's nicht! Im Gegentheil, ein Wiener war der Retter!"

„Ja! ein Wiener Bürger," fielen Andere ein, „ein Fleischhauer!"

„War nicht ein Italiener der Mörder?" fragte der Kondukteur des Zuges, und dies genügte, daß sofort zehn Andere schrieen: „Ein Mailänder war's — natürlich! — das sind die Schlimmsten," während an der anderen Ecke des Perrons der Ruf allgemein wurde: „Ein Pole war's! Ein Student! Er ist von einem Geheimbund durch das Loos dazu bestimmt worden!"

Zwei Polen protestirten dagegen, der Ungar und ein Italiener schlossen sich ihnen an; Schimpfworte flogen hin und her; Fäuste und Stöcke hoben sich; die Polizisten geboten vergeblich Ruhe. Da fand ein kleiner, pfiffiger Schusterlehrling die Zauberformel, welche die Gemüther beruhigte.

„A Böhm war's!" kreischte er, „a Schneider-

g'sell aus Pardubitz!" Und hundert Stimmen riefen es im nächsten Augenblicke nach.

Nur dieser Ruf war dem Brütenden verständlich ins Ohr gedrungen, aber wieder dachte er nur einen Augenblick: „Wahrscheinlich eine besonders verruchte Mordthat," dann spannen sich seine dunklen Gedanken weiter . . . Aber nun suchte er sich aufzuraffen, zu neuer Hoffnung zu ermuntern, er mühte sich, jene Lösung glaubwürdig zu finden, von der Berger gesprochen.

Er klammerte sich daran, er malte sich die Szene aus — war es doch der einzige Trost, der dem Unglücklichen noch geblieben. . . . Er legte sich die Worte zurecht, durch die er das Herz seines Fürsten rühren wollte, und während so der unsägliche Jammer der letzten Monate, die unermeßliche Pein seiner gegenwärtigen Lage noch einmal an ihm vorbeizog, ergriff es ihn, wie Mitleid mit sich selbst, und seine Augen feuchteten sich — gewiß! auch der Fürst konnte nicht ungerührt bleiben und erhörte ihn und schenkte ihm das Leben seines Kindes . . . Ganz konnte er es ihm nicht schenken, das war ja unmöglich, aber vielleicht glaubte er dem lebendigen Wort doch mehr, als den todten Akten,

und sah ein, daß das arme Wesen eine gelindere Strafe verdiente. . . . Und wenn dann ihre Strafzeit verbüßt war — o! wie gerne wollte er allen Glanz und Rang der Welt von sich werfen und mit ihr in die Fremde ziehen, wo man ihre Vergangenheit nicht kannte, wie wollte er Alles aufbieten, ihr ein neues Leben, ein neues Glück zu begründen. . . . Ein tröstliches Bild tauchte vor ihm auf: ein stiller ländlicher Besitz, abseits vom Strome der Welt, weit, weit in der Ferne, in Frankreich oder in Holland. . . . Schattige Bäume umstanden ein kleines Haus, und auf der Veranda saß ein junges Weib, noch bleich und den Ausdruck tiefen Ernstes im Antlitz, aber schon blickten die Augen heller, und um den Mund regte es sich, als könnte er wieder lächeln lernen. . . .

„Wien!“

Der Zug hielt; auf dem Perron herrschte dasselbe Wogen und Treiben der Menge, wie in jenem Vororte, nur viel leiser, weil die Polizei jeden Ruf, jede Ansammlung niederhielt. Dem Präsidenten fiel es nicht auf, wie ungewöhnlich stark der Bahnhof durch Wachen besetzt sei. Jenes tröstliche Bild geleitete ihn noch immer; wie ein Traumwandler

drängte er durch die Menge und bestieg einen Wagen. „Zum wilden Mann!" rief er dem Kutscher zu; auch diesen Befehl gab er fast mechanisch, aus Gewohnheit, er pflegte immer in diesem Hotel einzukehren.

Schon lagen die Schatten der Dämmerung auf den Straßen, als der Wagen aus dem Bahnhof lenkte, die Lampen schimmerten roth durch den feuchten Abendnebel, welcher dem sonnigen Tage gefolgt. Sendlingen lehnte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen, um weiter zu träumen; er gewahrte nicht, welch ungewohntes Leben auf den Straßen herrschte. Es war, als hätte sich die ganze Bevölkerung auf den Weg nach dem Herzen der Stadt gemacht; in langen Reihen fuhren die Wagen, in dichten Schaaren zogen die Fußgänger dahin. Man vernahm keinen Schrei, kein lautes Wort, aber das Murmeln der Tausende, die da erregt dahin schritten, einte sich zu einem seltsamen, dumpfen Surren, das unabläßig in den Lüften schwamm und immer stärker wurde, je näher der Wagen der inneren Stadt kam. Auch immer mehr Polizei war zu sehen, und am Glacis stand sogar ein Bataillon, das Gewehr im Arm, wie jeden Augenblick zum Eingreifen bereit . . .

Auch dies sah Sendlingen nicht, kaum drang es ihm ins Bewußtsein, daß der Wagen viel langsamer fuhr, als gewöhnlich. Noch immer stand jenes Bild vor ihm und in sein Herz kehrte die Hoffnung wieder . . . „Muth!“ flüsterte er vor sich hin. „Noch eine Nacht der Qual — und dann ist sie gerettet! . . . Er ist der einzige Mensch der uns helfen kann, aber er wird uns helfen!“

Der Wagen hatte sich endlich Bahn durch die Menge gemacht, die in immer dichteren Schaaren über den Stefansplatz fluthete, dann den Graben empor und der Burg des Kaisers zu — und konnte in die Kärntnerstraße einbiegen. Er hielt vor dem Hotel, die Bediensteten stürzten hervor und halfen dem Gast aus dem Wagen, der Besitzer eilte herbei und verbeugte sich tief, als er ihn erkannte.

„Der Herr Präsident!“ rief er. „Zimmer 7 und 8 . . . Was sagen der Herr Präsident zu diesem Unglück? Ich bin wie betäubt . . .“

„Was ist geschehen?“ fragte Sendlingen.

„Der Herr Präsident wissen es noch nicht?“ rief der Wirth erstaunt. „Das ist ja fast unmöglich! Heute hat ein Schneidergeselle aus Ungarn, Johann Libényi, auf Seine Majestät am Glacis ein

Attentat verübt. Der Dolch des Verruchten traf den Kaiser in den Nacken. Seine Majestät sind schwer verwundet, und ohne die Geistesgegenwart des Fleischhauers Ettenreich . . ."

Er unterbrach sich. „Was ist Ihnen?" schrie er und stürzte auf den Präsidenten zu.

Sendlingen wankte und wäre ohne seine Beihülfe zu Boden gesunken.

Dreizehntes Kapitel.

In der Abenddämmerung des nächsten Tages trat Graf K., der Schwager Sendlingens, in dessen Hotelzimmer. „Nun, da bist Du endlich!" rief er noch in der Thüre. „Führt man sich so auf, wenn man den Abend vorher einen heftigen Herzkrampf überstanden?! Drei Mal versuchte ich Dich heute zu sprechen, zuerst um neun Uhr Morgens, Du warst bereits ausgegangen!"

„Ich danke Dir," sagte Sendlingen. „Mich trieb schon am Morgen die Unruhe, Authentisches über den Zustand des Kaisers zu erfahren, und ich ging deshalb so früh, als es sich nur schicken mochte, in die Kabinetskanzlei. Doch erfuhr ich nur dasselbe, was in den Zeitungen steht: es bestehe keinerlei Gefahr für sein Leben, doch werde

er immerhin etwa drei Wochen völliger Ruhe bedürfen, um gänzlich hergestellt zu sein ... Inzwischen erledigt der Ministerrath die laufenden Geschäfte; die Hoheitsrechte des Monarchen ruhen, und es wird nicht etwa für die Zeit seiner Krankheit einer der Prinzen mit der Stellvertretung betraut."

„Aber darnach hast Du wohl nicht erst gefragt?" rief der Graf erstaunt. „Das ist ja selbstverständlich!"

„Selbstverständlich!" murmelte Sendlingen, und für einen Augenblick verließ ihn seine Selbstbeherrschung, und seine Züge wurden so schlaff, so düster, daß ihn sein Schwager besorgt anblickte.

„Victor", sagte er, „Du bist ernstlich krank! Du mußt morgen zu Oppolzer gehen."

„Es geht nicht, ich muß noch heute Nacht nach B. zurück. Zwei Tage brauche ich zum Mindesten für die Uebergabe aller Geschäfte an meinen Nachfolger. Aber dann komme ich sofort hierher."

„Richtig! Du willst ja die Woche bis zum Antritt Deines neuen Amtes hier verbringen; der Justizminister sagte es mir eben. Es war sehr klug von Dir, ihn sofort zu besuchen!"

„Es schickte sich," sagte Sendlingen ... Ach!

nicht aus Schicklichkeit oder Klugheit war er zu dem Minister gegangen, die Verzweiflung hatte ihn, nachdem er jenen Bescheid in der Kabinetskanzlei erhalten, zu ihm getrieben, ein Rest von Hoffnung, durch seine Hilfe vielleicht wenigstens Aufschub der Exekution zu erwirken, bis der Kaiser genesen sei . . . Und erst im Vorzimmer des Ministers, da er bereits gemeldet war, hatte er die volle Klarheit wiedergewonnen und erkannt, daß auch dieser Mann einen solchen Aufschub ebenso wenig befehlen könne, wie etwa er selbst, und er hatte geschwiegen. „Er war recht freundlich gegen mich," fügte er laut hinzu.

„Er ist in der That völlig mit Dir versöhnt," bestätigte der Graf eifrig. „Mit aufrichtigstem Mitgefühl sprach er mir von Deiner Kränklichkeit und daß Du ihm eine Andeutung gemacht, als wolltest Du den Posten in P. nicht antreten, sondern Deinen Abschied nehmen. Das ist hoffentlich noch lange kein Entschluß! Bedarfst Du einer längeren Kur, etwa im Süden, so genügt ja ein Urlaub. Wie könntest Du es übers Herz bringen, eine Carrière, wie sie Dir winkt, aufzugeben!"

„Gewiß," erwiderte Sendlingen, „es will wohl überlegt sein." Dann bat er für einen Augenblick

um Entschuldigung, er müsse nur ein Telegramm nach B. aufsetzen.

Er setzte sich an den Schreibtisch. Die wenigen Worte fielen ihm schwer. Er strich und änderte immer wieder — es war die erste Lüge, welche diese Hand niederschrieb . . .

Endlich war er fertig. Das Telegramm lautete:

„Advokat Berger, B. Gewünschten Erfolg so gut wie erreicht. Habe Aufschub bis zur Wiedergenesung des entscheidenden Mannes durchgesetzt. Kehre morgen früh getröstet heim. Victor."

Dann fuhr er mit dem Grafen in dessen Wohnung und verbrachte den Abend im Kreise seiner Verwandten. Er war ruhig und heiter, wie nur je, und als er sich verabschiedete, um zur Bahn zu fahren, lud er sich bei der Dame des Hauses für den 22. Februar unter vielen Scherzen zu Tische ein.

Das Wetter hatte gänzlich umgeschlagen, seit dem Morgen war dichter Schnee gefallen; der Zug nach B., mußte schon auf der nächsten Station längere Zeit halten, bis die Schneepflüge das Geleise frei gemacht, und langte erst am späten Morgen, in B. an. Es rührte den Präsidenten tief, daß

gleichwohl das erste Antlitz, auf welches sein Blick beim Verlassen des Coupés fiel, das seines treuen Freundes war. Und gleichzeitig erschreckte es ihn auch; wie sollte er ihm ins Auge blicken?

Aber in seiner ungestümen Freude übersah es Berger, wie Sendlingen bei seinem Anblicke zusammenzuckte. „Endlich!" rief er, umarmte ihn und drückte ihm mit feuchten Augen, keines Wortes mächtig, die Hand.

„Ich danke Dir!" sagte Sendlingen mit unsicherer Stimme. „Es — es kam Dir wohl unerwartet?"

„Das kannst Du Dir denken!" rief der Anwalt. „Kurz nach Deiner Abreise erhielt ich die Nachricht vom Attentat, hielt nun Alles für verloren und wollte zu Dir eilen, als das Telegramm kam. Und nun male Dir meinen Jubel aus! Ich ließ auch sofort Deinen Franz holen — der alte Mensch war wie verrückt vor Freude!"

Sie waren vor den Bahnhof getreten und bestiegen den Schlitten des Anwalts. „Nach meiner Wohnung!" rief dieser dem Kutscher zu.

„Was fällt Dir bei?" fragte Sendlingen.

„Du vergißt, daß Du kein wohnliches Heim

mehr hast!" rief Berger. „Dort herrscht ein wahres Tohuwabohu, in welchem sich kaum der Alte mehr orientieren kann — wo willst Du wohnen?"

„Im Hotel H.," erwiderte Sendlingen. „Franz hatte ja den Auftrag, Zimmer dort zu bestellen. Es geht nicht an, daß ich zu Dir ziehe Georg! Ich bitte, dringe nicht in mich, ich thue es nicht."

Der Anwalt blickte ihn erstaunt an. „Aber warum denn nicht? Und wie tragisch Du das nimmst! Ins Hotel H.!" befahl er dem Kutscher. „Nun aber erzähle!" bat er, als der Schlitten seine Richtung geändert hatte. „Wer hat Dir den Aufschub bewilligt?"

„Der Erzherzog Ferdinand Maxmilian," erwiderte Sendlingen rasch. „Der älteste Bruder des Kaisers. Ich hatte gestern Audienz bei ihm. Der Befehl an Werner, die Hinrichtung aufzuschieben, dürfte übermorgen hier eintreffen . . . Ich meinerseits bleibe in Wien, bis der Kaiser genesen ist. Eine endgiltige Entscheidung konnte der Erzherzog nicht treffen."

„Nochmals meinen herzlichsten Glückwunsch!" rief Berger. „Ich werde getreulich über Victorine wachen, bis Du zurückkehrst . . . Und nun von

anderen Dingen. Weißt Du, wem dies gilt?" Er deutete auf einige Bündel Tannenreisig, die eben vor den Häusern abgeladen wurden. Hie und da wurde auch eine Fahne in schwarz-gelben oder schwarz-roth-goldenen Farben aufgezogen. „Dir! Victor! Ganz B. rüstet für den morgigen Tag, es wird ein Fest werden, wie es die Stadt lange nicht mehr gesehen hat. Das Fest-Comité hat weder die Beflaggung angeregt, noch die Illumination für morgen Abend. Beides wird spontan, ohne Verabredung vorbereitet . . ."

„Das darf nicht geschehen!" rief Sendlingen ungestüm. „Ich duld' es nicht! . . . Es zerreißt mir das Herz! . . ."

„Ich verstehe Dich," sagte der Anwalt. „Aber wer A gesagt hat u. s. w. Auch darf Dir ja nun das Herz leichter sein, als damals, da Du den Fackelzug, das Bankett acceptirtest. Verdirb den guten Leuten nicht die Freude, sie haben es ehrlich um Dich verdient! Heute ist jeder dritte Bürger in B. trostlos, weil wir ihm zum Bankett keine Karte mehr geben konnten, obwohl wir den größten Saal, den im Rathhause, genommen. Die einzige Entschädigung, die wir hiefür anbieten konnten,

war das bescheidene Vergnügen, zu Deinen Ehren eine Fackel zu tragen und sich dabei einige Löcher in den Bratenrock zu brennen. Gleichwohl sind diese Fackeln seit gestern der Gegenstand einer geradezu schwindelhaften Agiotage . . ."

In diesem Tone plauderte er lustig fort, bis der Schlitten vor dem Hotel hielt. Herr H., der Wirth, war vor Freude fast sprachlos. „Welche Ehre . . ." stammelte der dicke Mann, und sein weitläufiges Gesicht färbte sich bläulichroth, „auf meinem Balkon werden der Herr Präsident den Fackelzug empfangen!"

„Jawohl!" seufzte der Anwalt, „und ich bin's, den Sie um diese Ehre gebracht haben!" Er fuhr davon und versprach, den Diener zu schicken, der bei ihm harre.

Nach kurzer Frist erschien denn auch Franz im Hotel; sein Antlitz strahlte, als er zu seinem Herrn ins Zimmer trat, und wenige Minuten später, da er es wieder verließ, war es fahl und verzerrt, die Augen wie erloschen; der alte Mann wankte wie ein Trunkener, als er wieder nach der Wohnung des Anwalts ging, um die Koffer ins Hotel zu schaffen.

Ohne sich einen Ersatz für die verlorene Nachtruhe zu gönnen, begab sich der Präsident ins Bureau. Herr von Werner erwartete ihn bereits; sie gingen sofort an ihre Aufgabe und begannen mit den Geschäften des Civilsenats. Es war keine schwierige, aber zeitraubende Arbeit, besonders da Werner seiner Gewohnheit nach selbst das Unbedeutenste nicht mündlich abthun wollte. Mit gleichem Behagen mag selten ein Sterblicher seinen Namenszug geschrieben haben, als er an diesem Tage „von Werner, Präsident."

Sendlingen harrte geduldig aus, ohne ein Zeichen der Unruhe, „wie ein Opferlamm", meinte der Rath Dernegg, der bei der Uebergabe assistirte. Die Herren unterbrachen sich nur, um im Bureau ein karges Mahl einzunehmen; zweimal ließ auch Franz seinen Herrn abberufen, um ihm kurze Meldungen zu machen. Endlich, gegen die zehnte Abendstunde, war die Arbeit gethan. Für den nächsten Tag, wo die Geschäfte des Straffenats zu übernehmen waren, versprach sich Werner kürzer zu fassen. „Sie werden es thun, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist!" rief Dernegg lachend. „Die Leute von B. lassen nicht mit sich spaßen! Wehe

Ihnen, wenn sie den Helden der morgigen Feier nicht rechtzeitig freigeben!"

Sendlingen ging zu Berger, der ihn nun schon seit mehreren Stunden mit steigender Unruhe erwartete. „Das vergebe ich Herrn von Werner nie!" schwor der Anwalt, als sie sich zum verspäteten Mahle setzten. „Und es ist der letzte Abend, wo ich Dich noch allein habe! Franz sagte mir, daß Du schon morgen mit dem Eilzuge, also gegen vier Uhr früh, nach Wien reisest. Warum willst Du von den Aufregungen der Feier nicht erst gehörig ausruhen? Fahre doch lieber erst übermorgen mit dem Mittagszuge?"

„Das kann ich nicht," erwiderte Sendlingen. „Der Justizminister hat mich für übermorgen zu einer dringenden Besprechung eingeladen, daher gedenke ich auch schon morgen mit dem Postzuge zu fahren. Er geht kurz vor Mitternacht ab und . . ."

„Das geht nun vollends nicht an!" unterbrach ihn der Anwalt. „So erwäge doch nur: zwischen acht und neun Uhr findet der Fackelzug statt, das Bankett beginnt gegen zehn Uhr; bis die ersten Toaste gesprochen sind, wird es elf Uhr — dann sollst Du in aller Raschheit erwidern, fortstürzen,

ins Hotel eilen, Dich umkleiden, zum Bahnhof jagen . . . Das geht ja nicht, die Leute wären mit Recht gekränkt, wenn Du schon nach einer Stunde von dem Feste flüchtetest, als wäre es Dir eine Qual."

„Das ist's mir auch!" rief Sendlingen. „Wenn Du erwägst, wie mir beim Abschied von B. zu Muthe sein wird, dann wirst Du mich sicherlich nicht hindern, sondern unterstützen, damit die Pein nicht allzu lange währe."

Der Anwalt zuckte die Achseln. „Es geschieht ja immer, was Du willst!" sagte er. „Aber recht ist's nicht, die Leute zu kränken und sich dann die ganze Nacht im Postzug abquälen, der auch an der kleinsten Station anhält" . . .

Dann kam die Rede auf die politischen Verhältnisse, auf die Folgen, welche das Verbrechen vom 18. Februar, diese Schandtthat eines halb wahnwitzigen Menschen, für die Freiheit Oesterreichs haben mochte. Victorinens Name wurde zwischen den beiden Männern diesmal nicht genannt.

Der Präsident schloß in dieser Nacht kein Auge, obwohl Herr H. persönlich die besten Kissen seines Hotels für ihn ausgesucht hatte. Es war eine

dunkle, wüste Nacht; nur der Schnee gab schwachen Schein. Ein eisiger Nordostwind pfiff sein wildes Lied durch die Straßen, es war die rechte Begleitung zu den Gedanken des schlaflosen Mannes.

Gegen die achte Morgenstunde — es war eben erst heller Tag geworden — vernahm er die Klänge der Militärmusik; sie spielte einen lustigen Marsch und kam immer näher. Gleichzeitig klopfte es an der Thüre, es war Franz. Der alte Mann war völlig gebrochen. „Man muß sich ankleiden," sagte er. „Die Jägermusik und der Gesangverein bringen ein Ständchen . . . Geschlafen wird man ohnehin nicht haben!"

„Du auch nicht, Franz!"

„Was liegt an mir! . . . Aber man wird es ja nicht überstehen!" stöhnte er auf. „Oh! wäre dieser Tag, diese Nacht schon vorüber!"

„Es muß ja sein, Franz!"

„Es muß sein!"

Die Musik kam immer näher. Gleichzeitig wurden die Schritte, das Lachen und Rufen einer großen Volksmenge vernehmbar. Der Alte horchte auf. „Der Radetzkymarsch!" sagte er. „O! wie lustig sie zu unserm Jammer aufspielen!"

Der Zug war vor dem Hause angelangt.

„Sendlingen hoch!“ rief eine Stentorstimme. die Kapelle fiel mit einem Tusch ein, und brausend klang aus hundert und aber hundert Kehlen der Ruf: „Hoch! Er lebe hoch!“ Dann spielte die Musik eine kurze Eröffnung, die Sänger stimmten einen Chor an. Indessen hatte Sendlingen seine Toilette beendet, trat in den anstoßenden Salon, öffnete, nachdem das Lied beendet war, und nun die Hochrufe erklangen, ein Fenster und verneigte sich dankend.

Bei seinem Erscheinen schwollen die Rufe noch lauter an; wie Sturmesbrausen klang es immer und immer wieder zu ihm empor: „Hoch! Sendlingen hoch!“ Dazwischen riefen die czechischen Arbeiter ihr: „Slava ... Na zdar!“ Alle Fenster der Straße öffneten sich; die Frauen schwenkten ihre Tücher, die Männer die Hüte; soweit das Auge blickte, bauschten sich die bunten Fahnen über den schneebedeckten Façaden und grüßte der Tannenreisig an Fenstern und Balkonen. Wie betäubt starrte der unglückliche Mann hinab, dann stieg glühende Röthe in sein blasses Antlitz, und er hob abwehrend die Hand.

Die Menge deutete das Zeichen anders, sie glaubte, daß er sprechen wolle. „Ruhe!" geboten hundert Stimmen zugleich, und dann wurde es still. Er aber zog sich rasch zurück, während draußen die Hochrufe von Neuem losbrachen.

„Meinen Hut," rief er dem Diener zu. Er wollte durch die Hinterthür des Hotels ins Amt entwischen. Aber es war zu spät, schon öffnete sich die Thüre; das Festcomité trat ein und überreichte die Adresse der Bewohner von B. an den Scheidenden. Dann erschienen Bürgermeister und Gemeinderath. und überbrachten eine größere Auszeichnung als sie bisher je ein Bewohner der Stadt B. erfahren: nicht blos das Diplom als Ehrenbürger, sondern auch den Beschluß des Gemeinderathes, die Kreuzgasse fortan „Sendlingen-Gasse" zu nennen. Noch verschiedene andere Deputationen folgten; die letzte war jene der Arbeiter. Ihr Führer war Johannes Novyrok; er überreichte als Geschenk nach slavischer Sitte einen Laib Brod und ein versilbertes Salzfäßchen und sprach dazu:

„Sieh' Dir das Gefäß an, Gnädiger! Wenn Du glaubst, daß es aus Silber ist, so irrst Du dich sehr, es ist nur ganz dünn versilbert und kostet nur

vier Gulden und vierzig Kreuzer, wobei ich noch ausdrücklich sagen muß, daß uns der Händler wahrscheinlich beim Einkauf obendrein um einige Groschen beschwindelt hat; denn was verstehen wir von solchen Dingerchen?! . . . Nun denn, vier Gulden und vierzig Kreuzer, ferner das Brod fünfzehn Kreuzer und das Salz fünf Kreuzer, macht zusammen fünf Gulden Konventions-Münze. Nun wirst Du, Gnädigster, vielleicht im Stillen denken: „Sind denn diese Menschen verrückt, daß sie es wagen, mir ein so winziges Geschenk anzubieten?“ — aber darauf erwidere ich Dir: Fünf Gulden sind dreihundert Kreuzer Konventions-Münze, und diese dreihundert Kreuzer sind in der Weise gesammelt worden, daß dreihundert Arbeiter hiesiger Stadt am letzten Sonnabend nach der Ablöhnung Jeder einen Kreuzer hergegeben haben, um Dir eine Freude zu machen. Und nun, nachdem Du dies gehört, wirst Du gewiß die geringe Gabe in Ehren halten. Wir bitten Dich, dies Gefäß auf Deinen Tisch zu stellen, damit Dein Herz sich stets daran erfreue, als einer Gabe armer Menschen, deren Wohlthäter Du gewesen bist!“ — —

Auch im Amte harrte seiner eine feierliche

Ovation. Zwei Räthe erwarteten ihn an der Pforte und geleiteten ihn in den Senatssaal, wo sämmtliche Mitglieder des Gerichtshofes versammelt waren. Werner überreichte die Abschiedsgeschenke: ein Aquarellbild, das Gerichtsgebäude darstellend, und ein Album mit den Porträts der Beamten. „Dem Vorbild aller Richtertugend" stand darauf in Gold gedruckt. Hierauf trat Dernegg vor. Eine Anzahl von Kollegen habe sich vereinigt, diesen Saal mit dem Bildnis Sendlingens zu schmücken. Er winkte, die Diener zogen die Hülle von dem Bilde.

„Nicht blos, um Sie zu ehren," wandte sich der Redner an Sendlingen, „haben wir dies Bild hierher gestiftet, sondern weil wir wünschen, daß Ihr Bild mahnend und ermuthigend auf uns niederblicke, so oft wir uns zu ernster Berathung um diesen Tisch versammeln. Hier war's, wo Sie einmal, vor etwa vier Monaten, ein Wort gesprochen, welches mir als das bezeichnendste für Ihr Wesen erscheinen will, welches ich je aus Ihrem Munde vernommen. Es handelte sich um die Verurtheilung eines bedauernswerthen Kollegen. „Ich bin," sagten Sie damals, „nie ein blinder Anhänger der Maxime gewesen: Fiat justitia et pereat mundus — wohl

aber muß sie sicherlich insofern als heilig gelten, als Jeder von uns Richtern nach Gesetz und Pflicht handeln muß, auch wenn ihm das Herz darüber brechen sollte!" Derlei spricht man leicht, aber man befolgt es schwer. Ihnen ist seitdem vom Geschick beschieden gewesen, zu erweisen, daß diese Ueberzeugung in der That der Leitstern Ihres Lebens ist. Wer könnte dies besser wissen, als ich, Ihr Genosse in jenen drangvollen Tagen! Sie haben nie gewankt, als für Sie alles auf dem Spiele stand, woran eines Mannes Herz hängen mag!" . . .

Er hatte vor, dies näher auszuführen, schloß jedoch rasch, als er sah, wie bleich Sendlingen geworden; „wahrscheinlich regt sich sein Herzleiden wieder," dachte er. Doch schien der Anfall rasch vorbeizugehen. Wohl dankte der Präsident nur in kurzen Worten, nahm jedoch dann die Arbeit mit Werner wieder eifrig auf.

Die drei Herren — Dernegg assistirte auch heute — begaben sich nach den Gefängnissen. Im Bureau des Kerkermeisters wurden die Listen durchgesehen. Bei dem Verzeichniß der Kranken stutzte Werner.

„So viele?!" rief er. „Unser Doktor würde

eher in eine philanthropische Anstalt taugen, als hierher. Da lese ich zum Beispiel: „Victorine Lippert. Seit 9. November 1852.“ Das ist ja wohl die Kindesmörderin, die freche Person, die bei der Schlußverhandlung einen so unerhörten Skandal machte?! . . . Nun, und da steht hier ferner: „Seit Mitte Dezember in der Rekonvalescenz, muß jedoch wegen hochgradiger allgemeiner Körperschwäche bis zur völligen Herstellung in der Krankenabtheilung bleiben.“ Seit mehr als zwei Monaten ist die Person gesund und wird noch immer als krank behandelt! Ist das nicht ein Unfug?“

Sendlingen erwiderte nichts, er hielt eine der Tabellen so dicht vor die Augen, daß man sein Antlitz nicht sah. Dernegg hingegen sagte: „Vielleicht wäre das Gegentheil ein Unfug. Der Arzt kennt den Fall, wir nicht. Er ist ein gewissenhafter Mann.“

„Freilich,“ bestätigte Werner, „das ist er — aber viel zu weich! Bleiben wir bei diesem konkreten Falle. Die Person wird also seit mehr als zwei Monaten als Kranke verpflegt. Daraus erwächst dem Aerar eine Mehrausgabe von zwanzig Kreuzern täglich, macht seit Mitte Dezember etwa

vierzehn Gulden Konventionsmünze. Rechnen muß man, meine Herren, rechnen! Ist eine solche Person so viel Geld werth? Nun, wir können ja gleich sehen, ob sie noch krank ist."

Sie begannen mit der Inspektion der Gefängnisse. Das war rasch erledigt, hingegen begann Werner im ersten Saale der Krankenabtheilung ein förmliches Verhör mit den Patienten. Da trat Sendlingen auf ihn zu. „Machen Sie dies morgen ab," sagte er halblaut, in schärfstem Tone. „Sie sind mein Nachfolger, nicht mein Revisor!"

Werner knickte zusammen. „Verzeihen Sie ..." murmelte er in höchster Verlegenheit. „Sie haben ja Recht . . . aber ich dachte nicht daran, Sie zu verletzen . . . Sie, den ich so hoch verehre. . . . Gehen wir!"

Sie durchschritten die übrigen Säle, ohne anzuhalten, und gelangten zu den Einzeln-Zellen für weibliche Kranke. Hier hatten nur zwei Wärterinnen die Bewachung. Werner blickte das Namensverzeichniß der Kranken durch. „Also hier ist die Lippert," sagte er. „Sogar in einer Einzeln-Zelle . . . Herr Oberpräsident," wandte er sich fast flehentlichen Tones an Sendlingen, „diesen einen Fall möchte

ich doch jetzt . . . bitte . . . es brennt mir förmlich auf der Seele . . . ich müßte sonst Nachmittags herüberkommen."

Sendlingen hatte sich abgewandt. „Wie Sie wünschen," murmelte er dann, und sie traten in die Zelle.

Victorine hatte eben an ihrem Tischchen gesessen und in der Bibel gelesen. Sie blickte auf, und glühende Röthe überflog ihr Antlitz, zitternd vor freudiger Erregung richtete sie sich empor — der Freispruch aus Wien war endlich gekommen, und die Herren erschienen, ihn zu verkünden! . . .

Die Gefahr steigerte Sendlingens Kraft. Er hatte vorhin die Lobsprüche Derneggs nicht zu ertragen vermocht; nun aber, da sich der fragende Blick seines Kindes auf ihn richtete, nun, da sein Herz still zu stehen drohte vor Mitleid und vor Entsetzen darüber, was vielleicht der nächste Moment bringen werde, nun zuckte kein Muskel in seinem Antlitz.

Vielleicht entschied es über sein und Victorinens Schicksal, daß diese unsägliche Qual nur wenige Augenblicke währte. „Da haben wir's!" brach Werner los. „Roth und gesund und außer Bette . . .

Nette Krankheit! . . . Aber das soll noch heute anders werden!"

Erblassend, mit einem leisen Schrei taumelte Victorine zurück. Werner hörte es nicht mehr, er hatte bereits die Zelle verlassen, die beiden Anderen folgten ihm. „Ich habe es auf Ihren Wunsch so kurz gemacht," begann er auf dem Korridor, zu Sendlingen gewendet. „Auch hat ja der einzige Blick genügt! Sagen Sie selbst, Herr Oberpräsident, sieht so eine Kranke aus?"

„Darüber müssen Sie den Arzt hören!" meinte Dernegg.

„Es wird überflüssig sein," sagte Sendlingen, und seine Stimme zitterte kaum. „Das Todesurteil ist bestätigt; sie muß dieser Tage ohnehin hingerichtet werden. Spätestens am 25. Februar, da das Urtheil am 17. hierher gelangt ist . . . Ich kann nur Ihre Ansicht theilen," fuhr er, zu Werner gewendet, fort, „die Verurtheilte scheint wirklich gesund genug, ins allgemeine Gefängniß gebracht zu werden. Aber wozu? Wir haben ja keine eigene „schwarze Zelle", in welcher die Verurtheilten den Tag vor der Hinrichtung verbringen, und benutzen stets eine dieser Krankenzellen zu diesem Zwecke. . . ."

„Sie haben Recht, wie immer,“ bestätigte Werner eifrig. „Sie soll die zwei Tage noch in der Zelle bleiben; es ist das Praktischeste. Am 23. werde ich ihr das Urtheil verkündigen, am 24. kann die Exekution stattfinden!“

Sendlingen athmete tief auf. „Mit den Gefängnissen sind wir nun fertig,“ sagte er, „und wollen wieder ins Bureau. Die Herren gestatten, daß ich Ihnen den nächsten Weg zeige.“

Er winkte dem Kerkermeister, ihnen zu folgen. Die Krankenzellen lagen an einem kurzen Korridor, der auf den Hof des Gefängnisses mündete. Der Kerkermeister öffnete die Thüre, sie traten auf den Hof. „Ich besitze einen Schlüssel zu dieser Thüre,“ sagte Sendlingen zu Werner, „sowie auch zu dieser Pforte hier.“ Er wies auf das Thürchen in der Mauer, welche den Hof des Gefängnisses von jenem des Vordertraktes schied. „Ich werde Ihnen diese beiden Schlüssel später in meinem Bureau übergeben. Mein Vorgänger im Amte hat sie anfertigen lassen, um sich zuweilen zu überzeugen, ob die Beamten des Gefängnisses stets ihre Pflicht thun. Doch vergaß er mich hierüber zu instruiren, und so verrosteten diese Schlüssel unbenützt in meinem Akten-

tisch. Ich erfuhr es erst zufällig vor wenigen Monaten . . ."

„Eigentlich ist dieser Zugang nicht unbedenklich," bemerkte Dernegg. „Ein Fluchtversuch würde nach dieser Seite hin auf die geringsten Schwierigkeiten stoßen. Wer einmal im Krankenkorridor ist, braucht blos zwei schwache Thüren zu durchbrechen, jene in den Hof und diese in der Mauer hier, und gelangt dann durch den Haupteingang, der zu den Bureaus und der Privatwohnung des Präsidenten führt, unbehindert ins Freie."

„Was Ihnen nicht einfällt!" lachte Werner. „Vor Allem: wie gelangt so ein Kerl aus dem Saale, wo er sitzt oder aus der Einzeln-Zelle in den Korridor der weiblichen Kranken? Da müßte er schon vorher zwei oder drei Thüren erbrechen! Und steht er endlich im Hofe, so entdeckt er das Pförtchen vielleicht kaum, es ist ja so versteckt, und wenn er es etwa tastend in der Dunkelheit entdeckt, so weiß er ja noch gar nicht, wohin es führt, und ob nicht draußen ein Posten mit geladenem Gewehr seiner harrt! . . . Nein, nein, ich finde diese Einrichtung sehr sinnreich, sehr sinnreich, meine Herren, und gedenke oft Gebrauch von ihr zu machen."

Sendlingen nahm an diesem Gespräch nicht Theil; er war überhaupt sehr wortkarg geworden, blieb es auch, als sie im Bureau die Arbeit fortsetzten. Aber schon war die Dämmerung längst hereingebrochen, die Illumination der Stadt hatte begonnen, auch in dem Zimmer, wo die Herren arbeiteten, brannten bereits die Kerzen in den Fenstern, als endlich allen Formen genügt war. Zum Schluß übergab Sendlingen seinem Nachfolger noch jene Schlüssel von denen er ihm gesprochen.

Draußen harrte der alte Franz mit dem Hotelwagen. Es war ein häßlicher Abend; ein eisiger Wind trieb die Schneeflocken vor sich her. Gleichwohl wollte der Präsident den Weg zu Fuß machen. „Mir brennt die Stirne,“ klagte er. Aber der Diener meinte: „Es ist wegen der vielen Leute auf den Straßen. Wenn man erkannt wird, so wird man schwer durchkommen und sich vor Hochrufen nicht zu retten wissen.“ Und darauf stieg Sendlingen ein.

Die Vorsicht erwies sich als begründet. Trotz des stürmischen Wetters waren alle Straßen dicht gefüllt von einer Menge, die langsam hin und her fluthete und das ungewohnte Schauspiel der Illu-

mination bestaunte. Der Wagen konnte nur im Schritt fahren: Sendlingen drückte sich tiefer in die Kissen, um nicht erkannt zu werden.

„Die guten Menschen!" sagte der Alte, der ihm gegenüber saß. „Ich habe immer gewußt, wem ich diene, aber wie man in dieser Stadt geliebt und verehrt wird, ist doch erst heute Abend zu sehen. Aber man sieht sich nicht einmal die Beleuchtung an, sie ist sehr schön!"

„Und wem gilt sie!" rief Sendlingen und schlug die Hände vors Antlitz . . .

Der Wagen, der zuletzt immer langsamer gefahren, mußte nun halten; er war an den Eingang der Kreuzgasse gelangt, welche seit dem Morgen die Aufschrift: „Sendlingen-Gasse" trug. Die Bewohner dieser Gasse hatten, um sich solcher Ehre würdig zu erweisen am reichsten illuminirt, und da hier auch das Hotel H. lag, so hatte sich die Menge an dieser Stelle so dicht gestaut, daß an ein Durchkommen nicht zu denken war. Sendlingen mußte den Wagen verlassen, von Hochrufen halb betäubt, eilte er durch die Reihen dahin und athmete tief auf, als er das schützende Haus erreichte.

Dort trat ihm Berger entgegen, der seiner

voll Ungeduld geharrt. „Nun rasch in den Frack!" rief er, „in zehn Minuten ist der Fackelzug hier." Sendlingen hatte seine Toilette kaum beendet, als wirklich schon der Klang der Musik, die Rufe der Menge das Nahen des Zuges verkündeten. Er mußte dem Drängen des Freundes nachgeben und auf den Balkon treten. Nun schimmerte es roth vom Fluße her; wie eine riesige Feuerschlange wand sich der Zug durch die Menge heran. Er hielt vor dem Hause, die Fackelträger formirten sich in der breiten Straße. Unablässig, endlos, wie das Rauschen wilder Wogen, erschollen dazwischen die Hochrufe.

Bergers Augen glänzten. „Das ist doch ein Augenblick, wie ihn wenige Menschen erleben dürfen," sagte er. „Erkenne dies und freue Dich daran! Wer sich solche Liebe erworben, ist trotz alledem und alledem ein Glücklicher dieser Erde!"

Dann fuhren sie zum Bankett im Rathaussaale. Der Festraum war überfüllt und alle Theilnehmer stimmten dahin überein, daß dies die glänzendste Versammlung sei, die sich je hier zusammengefunden. „Er verdient's aber auch!" hieß es. „Was hat dieser Mann in den letzten Wochen um seiner Ueberzeugungstreue willen gelitten! Man sieht es ihm

auch deutlich an — diese Aufregungen haben seine Kraft auf Jahre hinaus gebrochen.“ Darum verübelte man es ihm auch nicht, als er sich in seiner Beantwortung der beiden Toaste, welche der Bürgermeister auf den „jüngsten Ehrenbürger der Stadt,“ der Präsident des Festcomités auf den „Hort des Rechts“ ausgebracht, so kurz faßte. Er dankte für die unverdiente Ehre, versicherte, daß ihm diese Freundlichkeit stets unvergeßlich bleiben werde, kurz, er sagte nur eben das Selbstverständliche, ohne in Form und Gedanken jenen Erwartungen zu entsprechen, welche man an diese Rede geknüpft. Dennoch brach, nachdem er geschlossen, der Beifall tosend los, und derselbe donnernde Applaus geleitete ihn auch, als er, schon gegen elf Uhr, den Saal verließ.

Berger und Dernegg gaben ihm das Geleite zum Hotel, dann zum Bahnhof. Schon war das erste Signal zum Postzug gegeben, als sie anlangten; sie konnten sich nur hastig verabschieden. Stumm, mit feuchten Augen drückte Sendlingen den Freund ans Herz, ehe er den Waggon bestieg, Franz nahm in demselben Waggon, in einem Coupé zweiter Klasse, seinen Platz. Beide winkten noch aus dem

Fenster, nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt und nun immer rascher in die stürmische Nacht hineinglitt. — —

Es war am nächsten Morgen gegen neun Uhr, und der Anwalt hatte sich eben erst an seinen Schreibtisch gesetzt, als stürmisch an seine Thüre gepocht wurde und ein Kanzlist des Landesgerichts hereinstürzte. „Herr Doktor", stieß er athemlos hervor. „Der Herr Präsident von Werner läßt Sie dringend bitten, sofort zu ihm zu kommen . . . Die Victorine Lippert ist heute Nacht aus dem Gefängniß entwichen."

Berger wurde todtenbleich. „Entwichen . . .?!"

„Oder entführt worden!" fuhr der Kanzlist fort. „Der Herr Präsident hofft durch Sie eine Andeutung darüber zu erhalten, wer sich etwa für die Person interessirt hat."

„Es ist gut," murmelte der Anwalt. „Ich weiß zwar wenig darüber, aber ich werde sogleich kommen."

Der Kanzlist ging; Berger saß noch lange an seinem Tische und starrte vor sich hin; sein Haupt war schwer auf die Brust gesunken . . . „Der Unselige!" dachte er. „Nun verstehe ich Alles!"

Nun verstand er Alles: warum Sendlingen so lange mit der Reise nach Wien gezögert, warum er Franz und Brigitte ins Vertrauen gezogen, warum er die beiden letzten Tage im Hotel zugebracht, wo er und der Diener ungestört die Vorbereitungen treffen konnten, und daß er zu seiner Abreise den Postzug gewählt, der an jeder Station anhielt . . . Die nächste war von B. zu Schlitten kaum eine halbe Stunde entfernt . . . „Dort haben die Beiden den Zug verlassen," dachte er, „sind in einem Schlitten, der ihrer harrte, hierher zurückgeeilt, haben die Gefangene befreit und sind mit ihr weiter geeilt, vielleicht zur nächsten Station, wo der Eilzug anhält, vielleicht in entgegengesetzter Richtung auf der Route nach P . . . In diesem Augenblicke reist sie wahrscheinlich unter der Obhut des Alten dem Ausland zu, wo Brigitte ihrer harrt, irgendwo in Frankreich, England oder Italien, während er nach Wien eilt, um die Besprechung mit dem Justizminister nicht zu versäumen . . ."

„Unerhört!" knirschte er. Und wahrlich! derlei hatte die Welt noch nicht gesehen: ein solches Verbrechen von einem solchen Manne begangen, und an demselben Tage, da ihn seine Mitbürger als „Hort

des Rechts" gefeiert ... Und dies blieb er nun auch für alle Zeit und in aller Welt Augen, es war undenkbar, daß sich auch nur der allerleiseste Verdacht gegen ihn kehrte; er ging nach P. und fuhr fort, über Anderer Vergehen zu richten ... Heiß überlief es den ehrlichen Mann, es litt ihn nicht auf seinem Sitze, er begann erregt auf und nieder zu gehen. Eine tief schmerzliche Entrüstung erfüllte seine Seele, das Heiligste auf Erden war geschändet, das Recht, und von jenem Manne, den er unter allen Menschen am meisten geliebt und geehrt.

Dann aber regte sich wieder diese Liebe in seinem Herzen. Er gedachte des gestrigen Abends, des Augenblicks, da er neben dem Freunde gestanden, während drunten die Tausende drängten und die Luft durch ihre Hochrufe erzittern machten ... Ungestüm flammte das Mitleid in ihm auf. „Was muß der Unglückliche in diesem Augenblick gelitten haben," dachte er. „Es ist ja ein Wunder, daß er nicht wahnsinnig geworden! Und was hat er auf seiner Reise nach Wien gelitten und lange Wochen vorher, als dieser Entschluß zuerst in ihm reifte!" ...

Er beugte sein Haupt. „Richtet nicht, auf daß Ihr nicht gerichtet werdet," klang die Mahnung in ihm auf. Die Bitterniß schwand, und nur ein tiefes Weh erfüllte sein Herz: die Sünde hatte andere Sünde geboren, das Verbrechen ein anderes Verbrechen und neue Reue und Verzweiflung. Wie immer diese That zu beurteilen war, was sich auch zu ihrer Verdammung, zu ihrer Entschuldigung sagen ließ: jene That, von der er einst geträumt, war es nicht, es war keine große, befreiende Lösung dieser Verwicklungen, sondern nur eben ein Ende, ein häßliches Ende! Denn wohl mochte dies Mädchen nun genug gelitten haben, daß ihr die Freiheit zu gönnen war und ein Aufringen zu neuem Leben, und wohl schleppte dieser Mann, wie er nun einmal war: redlich und rechtliebend bis zum Aeußersten, die Strafe für seinen Frevel in seinem Gewissen fürs Leben mit sich fort, aber das Recht war gekränkt, und diesem Heiligsten konnte nie werden, was ihm gebührte. „Man soll ein Unrecht nicht durch Frevel sühnen wollen!" hatte ihm Sendlingen einst gesagt — nun hatte er es doch gethan! „Sei getrost," hatte er ihm später einmal zugerufen, „auch dem gekränkten Rechte soll jene Sühne werden, die ihm gebührt!"

Sie wurde ihm nicht, sie konnte ihm nicht werden — niemals — niemals!

Der Anwalt raffte sich auf und trat seinen bitteren Weg an. Als er das Amtsgebäude erreichte, trat eben der ehemalige Vizepräsident von Hoche, der seit mehreren Wochen bereits pensionirt war, aus dem Portal. Berger wollte mit kurzem Gruße an ihm vorbei, aber der alte Herr hielt ihn an.

„Was sagen Sie dazu?“ rief er. „Unerhört! Ich freue mich herzlich, daß das Malheur nicht unsern Sendlingen getroffen hat! Uebrigens dürfen Sie nicht glauben, daß ich es dem Herrn von Werner gönne. Im Gegentheil, ich habe ihm soeben einen Rath gegeben — ha! ha! — der ihn aus aller Verlegenheit reißen dürfte . . . Inquiriren Sie nur den Doktor Berger recht scharf, habe ich ihm gesagt, da kommen Sie am Sichersten hinter das Geheimniß, wer sie herausgeholt hat! Denn wie sich dieser Doktor Berger, habe ich ihm gesagt, für die Person interessirt hat, ist kaum zu sagen! Mich, den Vize-Präsidenten von Hoche, hat er einmal um ihretwillen einen Mörder genannt, auf Ehre, einen Mörder . . . Ha! ha! nun haben Sie's.“

Berger war bleich geworden. „Mit solchen Dingen scherzt man nicht!“ fuhr er auf.

„Aber bester Doktor!“ — begütigte der Greis. „Uebrigens habe ich, natürlich ohne einen Verdacht gegen Sie zu hegen, Herrn von Werner wirklich gerathen, Sie förmlich und unter Eid als Zeugen zu vernehmen. Denn wer mit der Person etwa in Verbindung gestanden, werden doch Sie am Besten wissen. Und im Uebrigen: ein Protokollchen kann nie schaden! — ut aliquid fecisse videatur, verstehen Sie! Da sieht man doch oben, daß sich Werner rechte Mühe gegeben hat! Nun, adieu, lieber Doktor, adieu!“

Er ging. Berger schritt die Treppe empor. Sein Antlitz war verstört, und ein jähes Entsetzen rüttelte seine Glieder. Daran hatte er nicht gedacht . . . Was nun, wenn er unter Eid genommen wurde? Konnte er auch dann sagen: „Ich habe keinen Verdacht, wer ihr behülflich gewesen!“ Konnte er einen Meineid schwören, die Beiden zu retten?! „Dann mag ihnen Gott gnädig sein,“ knirschte er, „ich kann ihnen nicht helfen.“

Er betrat den Korridor, der zum Bureau des Präsidenten führte. Die Vernehmung des Personals war eben beendet, doch standen einige Aufseher noch

immer da und horchten andachtsvoll der Ansicht, welche der schlaue Höbinger über den unerhörten Fall entwickelte. „Protektion!“ hörte ihn der Anwalt sagen, als er vorüberging, „ihr Geliebter, der junge Graf, hat sie befreit!“ Schluchzend standen die beiden Wärterinnen der Krankenzellen daneben.

Berger trat ins Bureau, Baron Dernegg und der Kerkermeister waren bei dem Präsidenten. An einem Seitentische saß ein Schreiber; ein Kruzifix und zwei unangezündete Kerzen standen neben ihm. „Endlich!“ rief ihm Werner entgegen. „Ich bat Sie ja so dringend, sofort zu kommen. Es ist ja kein Augenblick zu verlieren. . . . Zünden Sie die Kerzen an,“ rief er dem Schreiber zu.

„Aber das ist ja vielleicht ganz nutzlos!“ rief Dernegg. „Wissen Sie denn etwas von der Sache?“ fragte er den Anwalt.

„Nein!“ Heiser, fast unverständlich klang der Laut aus der gepreßten Kehle.

Werner stand unschlüssig. „Aber der Herr Doktor war ihr Vertheidiger,“ sagte er, „und die Herren in Wien —“

„Sollen sehen, daß Sie sich Mühe gegeben haben!“ ergänzte Dernegg. „Aus Protokollen, in

denen nichts steht, werden sie dies kaum erkennen. Wir haben jetzt Wichtigeres zu thun: Seit drei Stunden ist die Flucht entdeckt, und noch ist der Steckbrief nicht aufgesetzt und nach Wien und an die Grenzstationen telegraphirt . . ."

Werner blickte noch immer unschlüssig nach den angesteckten Kerzen hin, wenige Sekunden nur, dem Anwalt dehnten sie sich zu einer Ewigkeit voll bitterster Pein, wie sie sein Gewissen nie vorher erduldet . . . „Löschen Sie die Kerzen! . . . Also den Steckbrief!" Werner griff nach den Akten. „Bitte helfen Sie mir," wandte er sich an Dernegg, „mir schwindelt's . . . O mein Gott! daß ich dies erleben mußte!"

Während der Hilfsbeamte nach dem Diktat der beiden Herren schrieb, wandte sich der Anwalt an den Kerkermeister mit der Frage, wie die Flucht geglückt sei.

„Es grenzt an Zauberei!" erwiderte der Beamte. „Als die Wärterin ihr heute Morgen das Frühstück bringen wollte, fand sie die Thüre blos eingeklinkt, die Zelle leer. Das Schloß muß sie von innen geöffnet haben. Ihre Spur läßt sich deutlich verfolgen: sie ist durch den Hof entflohen

die Schlösser all' der Thüren sind gleichfalls durch einen Dietrich mit größter Kraftanstrengung von innen gesprengt worden. Hier stehen wir vor dem ersten Räthsel. Derlei bringt kaum eine starke Mannesfaust fertig; die Lippert aber hatte nicht so viel Kraft, unmöglich! Der Arzt betheuert es und Sie kannten sie ja auch, Herr Doktor!"

Dieser zuckte die Achseln, der Kerkermeister fuhr fort: „Sie sehen, der Gedanke an fremde Mithilfe drängt sich gebieterisch auf und dennoch ist er nicht haltbar. Von Außen her kann die Hilfe nicht gekommen sein, die Schlösser sind ja von innen aufgesprengt worden. Und im Hause kann sie gleichfalls keine Hülfe gefunden haben. Unter den Aufsehern ist Keiner eines solchen Verbrechens fähig, zudem giebt es eine einzige Thüre, durch welche man aus den übrigen Gefängnißräumen in den Korridor der weiblichen Kranken gelangen kann, und diese Thüre war und blieb verschlossen. Da nun also fremde Hilfe undenkbar ist, so müssen wir der Lippert, so schwer es hält, solche Kraft doch zutrauen. Nun stehen wir aber vor einem zweiten Räthsel: wie kam sie zu dem Dietrich? Und gegenüber solchen Unbegreiflichkeiten will es wenig sagen,

daß sie obendrein einen Weg gewußt hat, der den Wenigsten bekannt war!"

„Allerdings räthselhaft!" sagte Berger, „höchst merkwürdig." Ihm war der Zusammenhang völlig klar: Herr und Diener waren mittelst der amtlichen Schlüssel oder Nachschlüssel, die sie nach deren Muster hatten anfertigen lassen, ins Gefängniß gedrungen und hatten auf dem Rückweg die Schlösser versehrt. So war jeder Verdacht einer Hilfe von Außen her beseitigt und zugleich, soweit Sendlingen dies vermocht, von dem Dienstpersonal des Gefängnisses abgelenkt.

Inzwischen hatten die beiden Herren den Steckbrief stilisirt, und Dernegg erneuerte seinen Rath, denselben sofort telegraphisch zu verbreiten. Werner widersprach, dies sei eine „neue Mode", die er nicht mitmache. „Alles nach Vorschrift! Wir publiciren den Steckbrief im Amtsblatt, theilen ihn der Polizei mit und schicken eine Abschrift nach Wien. Es ist undenkbar, daß die Person ins Ausland flüchten sollte, wo hätte sie auch das Geld dazu? Telegraphirt wird also nicht. Punktum!" —

Aber nachdem sich der alte Mann zu dieser salomonischen Entscheidung aufgerafft, verließ ihn

wieder alle Selbstbeherrschung. „Welches Unglück," jammerte er. „So beginnt meine Thätigkeit als Präsident! Aber ich bin ja schuldlos! Ach! deshalb bekomme ich doch, wenn Sendlingen mich nicht rettet, einen Verweis vom Minister, an dem ich mein Leben lang zu tragen habe. Aber mein Freund Sendlingen, dieser beste Kollege, wird mich retten, er wird für mich sprechen. Verzeihen Sie, meine Herren — aber ich habe keine Ruhe, bis ich ihn um seinen Beistand gebeten!"

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, die Herren empfahlen sich.

Am nächsten Morgen erhielt Berger ein Schreiben aus Wien, die Handschrift der Adresse war ihm bekannt, mit zitternden Händen öffnete er das Couvert. Das Schreiben lautete:

„Ich weiß, Du kannst mir nicht vergeben, und ich bitte Dich nicht darum. Nur eine Gunst erflehe ich von Dir: gieb die Hoffnung nicht auf, daß einst die Stunde kommt, wo ich wieder Deiner Achtung werth sein werde. Den ersten Schritt hiezu habe ich gestern gethan; ich bin für immer aus dem Staatsdienst geschieden und zweifle nicht daran, daß ich den Muth haben werde, auch den zweiten,

den erlösenden Schritt zu thun; wann mir Gott die Gnade erweisen wird, dies thun zu dürfen, weiß ich nicht. Flehe mit mir, daß ich nicht allzulange harren muß.

Leb' wohl, Georg, leb' auf immer wohl!

Victor!"

Lange starrte der Anwalt auf diese Zeilen, seine Lippen bebten — ihm war's sehr weh um's Herz. . . .

Dann rückte er eine Kerze heran, entzündete sie und hielt das Papier an die Flamme, bis es ganz zu Asche geworden. . . .

„Fahrwohl! Du bester, reinster Mensch," flüsterte er vor sich hin, und eine jähe Thräne rann ihm über die Wange nieder.

Vierzehntes Kapitel.

Es war drei Jahre später, im Sommer 1856. Hell und heiß lag die Junisonne auf dem Rheinthal und kochte die Trauben reif am felsigen Gehänge. Der Dampfer, der von Mainz her zu Thale fuhr, dem heiligen Köln zu, trug sorglich die schattende Leinwand über das Verdeck gespannt, auf dem es fröhlich zuging, fröhlich, wie immer. Schönere Landschaften giebt es auf Erden, aber keine, die das Herz heiterer macht. Das erfuhren auch zwei ernsthafte Männer, die des Morgens zu Mainz das Schiff bestiegen. Sie kamen aus Österreich und gingen nach London; sie wollten die Gelegenheit nicht versäumen, den schönen Strom zu sehen, aber zu Beginn der Fahrt machten sie geringen Gebrauch von der Gunst des Tages. Da saßen sie gedrückt und blickten kaum auf und berietheu das verant-

wortungsvolle Geschäft, das auf ihren Schultern lastete. Doch schon eine Stunde später, da sie ins Nassauische kamen, unterlagen sie dem Zauber dieser Landschaft, und da sie bei Rüdesheim vorüberglitten, begannen sie zu erwägen, ob nicht eigentlich am Rhein der rechte Ort sei, Rheinwein zu trinken und als sie die Pfalz bei Caub erreicht, studirten sie diesen altehrwürdigen Bau zuerst durch ihre Brillen, und dann sahen sie sich ihn im grüngoldenen Lichte an, indem sie die gefüllten Römer ans Auge hielten.

Die beiden Männer waren der Anwalt Dr. Georg Berger aus B. und ein College aus Wien. Sie hatten in London eine schwere Aufgabe zu erfüllen. Eine der größten Eisengießereien Oesterreichs, jene zu B., war in schlimme Lage gerathen, und der Versuch, ein Moratorium zu erwirken, war gescheitert, weniger an der Haltung der Gläubiger, als an der peinlichen Formelkrämerei des Landesgerichtspräsidenten von Werner. Das Etablissement, das Tausende von Arbeitern beschäftigte, war zu Grunde gerichtet, wenn es nicht gelang, auswärtiges Kapital zu gewinnen. Zu diesem Zwecke hatten sich die beiden Vertreter der Firma nach England aufgemacht.

Auf dem Rhein hat noch Jeder seiner Sorgen vergessen, auch ihnen war dies geglückt. Und so sehr hatte es der schöne Strom, den sie zum ersten Male sahen, ihrem Herzen angethan, daß sie ihn auch in Köln, da die Meisten an's Land stiegen, nicht verlassen mochten. Sie beschlossen, die Stromfahrt bis Arnheim fortzusetzen, und gingen vergnüglich plaudernd in der Abendkühle auf dem leer gewordenen Verdeck auf und nieder. Keine Berge, keine Burgen mehr spiegeln sich hier im Strome, aber noch immer muthet das Bild der Ufer freundlich an, und als unsere beiden Reisenden zusahen, wie die Abendröthe ihr rosiges Netz über die breit und mächtig fluthenden Wogen spann, bereuten sie ihren Entschluß nicht und priesen den Tag, der schön endete, wie er begonnen. . . .

Die Dämmerung brach ein, die Ufer wurden immer flacher und kahler, die Fabriken häufiger, und hinter Düsseldorf sahen sie die rothe Lohe zahlreicher Hochöfen durch das Dunkel hell herüberschimmern.

Der Anblick erinnerte sie wieder an ihre Aufgabe.

„Wer weiß“, seufzte der Wiener Anwalt, Dr.

M., „wie bald bei uns daheim diese Feuer erlöschen werden! Und weshalb? Durch die Engherzigkeit eines Menschen! Mich hat in meinem Leben nichts so tief indignirt, als jene Verhandlung mit dem Präsidenten Ihres Landesgerichts. Welche Pedanterie! Welche Kurzsichtigkeit! Da war sein Vorgänger, Baron Sendlingen, ein anderer Mann!"

Berger seufzte tief auf. „Das war er!" sagte er.

„Die Werner bleiben, die Sendlingen gehen," fuhr Dr. M. fort. „Und man läßt sie gerne gehen, ja man drängt sie dazu! Wenigstens hieß es, als der Baron vor einigen Jahren plötzlich seinen Abschied nahm, allgemein, daß ihn nicht, wie offiziell verlautete, ein Herzleiden hiezu veranlaßt, sondern ein Konflikt mit dem Justizminister. Das Bedauern hierüber war so groß, daß die Exzellenz manchen Vorwurf zu hören bekommen."

„Vielleicht diesmal mit Unrecht," meinte Berger gedrückt.

„Ich glaube es nicht!" rief der Wiener. „Sendlingen ist sicherlich in bitterem Groll geschieden, sonst hätte er nicht auf seine Pension verzichtet und dann Oesterreich für immer verlassen. Selbst sein Schwager, Graf K., weiß nicht, wohin er sich ge-

wendet. Auch Sie waren mit ihm eng befreundet, wissen Sie es?"

„Nein!"

„Der Graf meint, daß er wohl auf irgend einer Reise weit in der Fremde plötzlich gestorben."

„Auch dies ist möglich," erwiderte Berger kurz; es lag ihm daran, dies Gespräch zu beenden.

Aber sein College blieb bei dem Thema. „Jammerschade um diesen Mann!" fuhr er fort. „Was er als Jurist bedeutete, hat vielleicht seine letzte, vor drei Jahren anonym erschienene Schrift am besten bewiesen: „Ueber Zurechnung und Strafe beim Kindesmord" — Sie kennen das Werkchen natürlich?"

„Ja," sagte Berger, „aber daß es von Sendlingen ist, bezweifle ich." Dies war eine Unwahrheit, er hatte nie daran gezweifelt.

„Es werden ja auch andere Autoren genannt," erwiderte der Wiener, „doch ist sein Schwager dieser Überzeugung. Er will ihn am Stile erkannt haben, sowie an einigen Gedanken, die er ihm auch mündlich entwickelt. Nun, wer immer der Autor war, er hätte sich nicht zu verbergen brauchen. Die Schrift ist die trefflichste, welche je über diese Materie er-

schienen, und hat denn auch großes Aufsehen erregt. Es ist hauptsächlich ihr Verdienst, wenn unser neuer Strafgesetzentwurf die Frage der Zurechnungsfähigkeit bei diesem Verbrechen scharf präzisirt und die Strafe für dasselbe so wesentlich gemildert hat!"

Er sprach noch lange über die Vorzüge der Schrift, Berger hörte kaum zu und war den Rest des Abends schweigsam und zerstreut. Als sich der Andere zum Schlafen in die Kajüte zurückzog, blieb er noch auf dem Verdeck; ihn fessele, sagte er, dieses sonderbare Nachtbild.

In der That war der Anblick der Landschaft eigenthümlich genug und nicht ohne Reiz. In mattem Schimmer lag das Mondlicht auf dem Strome, der hier langsam, schier endlos ausgegossen, mit leisem Rauschen seinem Grab im Meer, in der sandigen Düne entgegenfluthet. Von den flachen Ufern her grüßten dämmerhaft durch die Ferne und das schwache Licht die Umrisse von einzelnen hohen Häusern und Windmühlen, dann rauchten und glühten wieder die Hochöfen auf, immer dichter gereiht, je weiter das Schiff glitt, und einzelne, die nahe dem Ufer standen, warfen den blutrothen Widerschein in die Flut, weithin, fast bis ans

Schiff hin, so daß über diesem das grelle Licht mit dem matten Glanz der Himmelsleuchte kämpfte.

Der einsame Wanderer auf dem Verdeck hielt seine Augen auf dies Bild geheftet, aber seine Gedanken weilten ferne. Das Gespräch hatte wieder einmal die Erinnerung an den unglücklichen Freund mächtig in ihm aufgewühlt.

Er hatte seit jenem letzten Brief keine Zeile, kein Lebenszeichen mehr von ihm erhalten . . . Warum? fragte er sich. Aus Mißtrauen? Unmöglich! Aus Vorsicht? Sie war zu weit getrieben; die Handschrift auf der Adresse konnte noch immer keinem Unberufenen verrathen, in welchem Erdenwinkel er sich geborgen, sich und sein Kind! Auch hatte er selbst dann keinerlei Nachforschung zu besorgen, Niemand wußte von seinem Kinde, die Flucht der Victorine Lippert aus dem Gefängniß war für immer unaufgeklärt geblieben, die Untersuchung kurz darauf resultatlos eingestellt worden. Der Kerkermeister hatte einen Verweis erhalten, weil er die Zelle nicht sorgsam genug durchsucht, jenes Pförtchen war zugemauert worden, so daß Herr von Werner nie von jener Einrichtung Gebrauch machen konnte, die er so „sinnreich" gefunden

— das waren die einzigen Folgen. Unter den Bediensteten des Gefängnisses, wie in den niederen Schichten der Bevölkerung hörte man zuweilen die Ansicht, daß Graf Riesner-Graskowitz seine Geliebte befreit, in den höheren Schichten glaubte man nicht daran; gegen Sendlingen jedoch war niemals und von Niemand auch nur der leiseste Verdacht ausgesprochen worden. Er selbst mußte dies wohl wissen, sonst hätte er nicht gewagt, jene Schrift erscheinen zu lassen, dies seltsame Werk, aus dem jeder Leser durch die dichten, steifen Falten der wissenschaftlichen Form das Klopfen eines tieferregten Herzens erlauschen konnte. Er hatte seinen Namen nicht genannt, aber er konnte sich wohl sagen, daß sich dieser Name Jedem, der seine früheren Schriften aufmerksam gelesen, auf die Lippen drängen mußte . . .

Nachdem er dies nicht gescheut, konnte er wohl einen Brief wagen. Wenn er dennoch schwieg, so geschah es, weil er schweigen wollte. Hat er etwa, fragte sich der Anwalt, den Muth nicht gefunden, jenen zweiten Schritt zu thun, hat er seine Absicht aufgegeben und schämt sich nun, dies einzugestehen?... Ach! das wäre überflüssige Sorge! Wo lebt der

Mensch, der es über's Herz brächte, ihn deshalb zu verdammen?!

Oder schwieg er, weil er nicht mehr reden konnte? Nie vorher war dem Anwalt der Gedanke gekommen; nun, in dieser einsamen, nächtlichen Stunde übermannte er ihn ... Gewiß, sein Schwager hatte Recht, er war wohl jäh dahin gestorben und schlief nun irgendwo auf fremder Erde, unter fremdem Namen, den letzten Schlaf . . . Und wenn dem so war, durfte man dies beklagen? War dann der Tod hier nicht wirklich ein Erlöser gewesen? . . .

. . . Leise murmelnd glitten die Wasser des Stromes dahin, von den Ufern drang kein Laut herüber, in tiefster, feierlichster Stille lag die Nacht über Land und Wogen. Nur der einsame Mann auf dem Verdeck konnte keine Ruhe finden, und schon zitterte im Osten, über den fernen Hügeln von Geldern, das Frühlicht auf, als er endlich den Schlummer suchte.

Kaum zwei Stunden durfte er ruhen, da klopfte der Aufwärter an die Kajüte, die Herren möchten sich auf's Deck bemühen, man komme nach Lobith, der holländischen Grenzstation, wo das Gepäck revidirt werden müsse.

Die beiden Reisenden folgten dem Rufe. Schon legte das Schiff am Ufer an, an der Landungsbrücke des Dörfchens, in welchem die Zollkammer das einzige bewohnbare Haus schien. Die holländischen Grenzwächter in ihren kuriosen Uniformen kamen an Bord.

Mit dem Gepäck der beiden Anwälte waren sie rasch fertig, ebenso mit den wenigen anderen Reisenden. Hingegen machten ihnen vier mächtige Koffer, welche der Kapitän mit sich führte, viele Mühe. Dieselben enthielten durchweg zollpflichtige Dinge: neue Kleider, Wäsche, Spitzen und kleine Luxusgegenstände. Das forderte langwieriges Messen, Wägen und Berechnen. Eine halbe Stunde war vergangen, und noch war kaum die Hälfte geprüft.

„Wir werden in Arnheim den Zug versäumen," wandte sich Berger ungeduldig an den Kapitän. „Morgen müssen wir in London sein: Sie sind uns für die Verzögerung verantwortlich."

„Ich werde dann die Zeit durch rasche Fahrt einbringen," versicherte dieser in seinem breiten Kölnischen Dialekt. „Verzeihen Sie, mein Herr; ich habe nicht geahnt, daß Weiberkram so viel Zeit kostet."

„Sie statten wohl eine Tochter aus?"

„Wo denken Sie hin, mein Herr, ich bin gottlob unverheirathet. Ich habe aus purer Gutmütigkeit für einen Andern übernommen, ihm die Sachen aus Köln zu bringen und hier den Zoll für ihn auszulegen. Ihm ist es so das Bequemste, mir freilich nicht. Aber was thut man nicht für einen deutschen Landsmann! Er ist ein Herr von Tessenau!"

„Tessenau?" Der Name klang dem Anwalt bekannt in's Ohr, doch wußte er sich nicht darauf zu besinnen, wo er ihn etwa schon gehört oder gelesen.

„Ja, so heißt er," sagte der Kapitän. „Er stammt aus Bayern, soll früher in diplomatischen Diensten gestanden haben und wohnt jetzt mit seiner Tochter auf Schloß Oosterdaal bei Huissen, der letzten Station vor Arnheim. Ich kenne die Beiden recht gut, sie benützen mein Schiff zuweilen zur Fahrt nach Arnheim, und weil es so liebenswürdige Herrschaften sind, habe ich ihnen die Gefälligkeit nicht abschlagen mögen Die Hochzeit, die übermorgen stattfinden soll, hätte sonst vielleicht gar aufgeschoben werden müssen! — sprechen Sie mit Frauenzimmern und gar mit verliebten!"

„Also ist Fräulein von Tessenau die glückliche Braut?"

„Die Tochter des alten Herrn, ja! — aber sie ist eine Frau, eine junge Wittwe. Sie heißt auch „von Tessenau," weil sie mit einem Vetter verheirathet war. Sie scheint ihren Gatten nach kurzer Ehe verloren zu haben, denn sie ist noch sehr jung, kaum zweiundzwanzig Jahre alt. Eine schöne, sanfte Dame, sieht noch ganz mädchenhaft aus . . . Nun wollen wir aber diese bequemen Mynheers doch ein wenig zur Eile treiben . . ."

Er wandte sich zu den Zollbeamten und zählte ihnen den geforderten Betrag zu. Sie verließen den Dampfer, der seine Fahrt nun mit weitaus größerer Geschwindigkeit fortsetzte, als vorhin.

Gleichwohl ging der Wiener Anwalt erregt auf und nieder, studirte zwischendurch die Fahrpläne oder zog von fünf zu fünf Minuten die Uhr. Ein anderer Grund ließ Berger nicht zur Ruhe kommen. „Wenn sie es wären?!" Der Gedanke kam ihm immer wieder, so oft er sich auch sagen mochte: „Unsinn! ein alter Vater und eine junge Tochter — das trifft man oft — und mehr weiß ich ja nicht von ihnen . . . . Daß ich den Namen Tessenau schon wiederholt gehört haben muß, spricht ja eher dagegen — den Namen irgend eines österreichischen

Geschlechts wird sich Sendlingen schwerlich als Pseudonym gewählt haben!"

Dennoch quälte ihn die unbestimmte Ahnung, und endlich trat er auf den Kapitän zu. „Ich habe einmal," begann er, „eine Familie von Tessenau gekannt und wäre sehr erfreut, ihr vielleicht unvermuthet hier zu begegnen. Der alte Herr stammt aus Bayern, sagten Sie?"

„Ja wohl, Sie sind sicherlich ein Landsmann, mein Herr?"

„Nein, ich bin ein Oesterreicher."

„Dann mögen die beiden Dialekte sehr ähnlich sein, denn Sie sprechen ganz wie er. Daß er aus Bayern ist, weiß ich genau. Herr Willem van der Weyden sagte es mir erst neulich, und der muß es wohl wissen, da er sein Schwiegersohn wird."

„Wer ist der Bräutigam?"

„Ein ganz trefflicher Mann," erwiderte der Kapitän. „Ein Prachtmensch, mein Herr — nicht der Jüngste mehr, so in den Vierzigen, aber stattlich, brav, tüchtig — wer ihn kennt, muß ihn loben. Er bekleidet einen hohen Posten in Batavia, er ist Direktor der Bergwerke auf Java. Vor etwa zehn Monaten kam er nach langer Abwesenheit mit ein=

jährigem Urlaub nach Europa: um sich eine Frau zu holen, sagten die Leute. Es schien ihm aber Keine recht zu gefallen. Da kam er nach Arnheim, wo sein Bruder sich angekauft hat, lernte bei einem Ausflug in die Umgebung zufällig die junge Frau von Tessenau auf Schloß Oosterdaal kennen und verliebte sich in sie. Er schien aber Anfangs auf große Schwierigkeiten zu stoßen; wenigstens war er immer sehr traurig, wenn er auf meinem Schiffe von Arnheim nach Huissen fuhr. Nun, eines Tages war er sehr fröhlich, die Verlobung wurde gefeiert, und nun wird Hochzeit gemacht . . . Ja, mein Herr," fügte der Kölner behaglich hinzu, „wenn man so ewig eine und dieselbe Route befährt, lernt man die Menschen allmählich kennen und vertreibt sich die Zeit, indem man Antheil an ihren Leiden und Freuden nimmt!"

„Und kehrt Herr van der Weyden wieder nach Java zurück?"

„Ja, in einem Monate schon, da sein Urlaub abläuft. Sein junges Weib nimmt er natürlich mit; auch der alte Herr will sich ihnen anschließen. Er hat sonst keine Verwandten. Vater und Tochter hausten bisher ganz einsam mit einer alten Wirthschafterin

und einem eben so alten Diener . . . Aber wenn Sie sich so für die Familie interessiren, so treten Sie doch heran, wenn wir bei Huissen anlegen. Dann wird sicherlich mindestens der alte Diener an der Landungsbrücke sein, um die Koffer in Empfang zu nehmen, vielleicht auch Herr von Tessenau selbst."

„Wissen Sie vielleicht, wie dieser Diener heißt?" Die Stimme des Anwaltes zitterte bei dieser Frage.

„Franz heißt er!"

Er gewahrte nicht, wie bleich Berger geworden, wie hastig er sich abwandte. „Kein Zweifel mehr!" dachte er. Dann aber erwachte dieser Zweifel wieder. Daß einige Details stimmten, konnte wahrlich nur Zufall sein, und der Name des Dieners genügte nicht zum Beweis — ein so häufiger Name! Und wie viel sprach dagegen! Es war undenkbar, daß Sendlingen seinen künftigen Schwiegersohn getäuscht, Victorinen ihm gegenüber als Wittwe ausgegeben! „Es wäre Frevel, ihm dies zuzumuthen!" dachte er.

Mit steigender Ungeduld blickte er nach der bezeichneten Station aus, das Schiff hatte längst den Strom verlassen und setzte seine Fahrt im schmalen Kanal von Pannerden fort. Einförmig dehnte sich weit und breit die fruchtbare Landschaft

von echt holländischem Charakter; fette Triften, auf denen Vieh weidete; schmale Kanäle, auf denen sich Lastkähne, am Ufer von Pferden gezogen, langsam fortbewegten; am Horizonte einige Windmühlen, an welchen sich träge die großen Flügel drehten. Endlich tauchten fern einige große, villenartige Gebäude auf.

„Das ist Huissen," sagte der Kapitän. „Wollen sehen, wer an der Landungsbrücke ist." Er zog das Fernrohr hervor. „Richtig, da steht der Diener," sagte er dann und reichte das Rohr dem Anwalt. „Sehen Sie hin, ob Sie den Mann kennen."

Nur eine Sekunde hielt Berger das Glas vors Auge, dann gab er es dem Kapitän wieder.

„Nein," sagte er, „ich kenne den Mann nicht, es wird eine andere Familie von Tessenau sein."

Er ging in die Kajüte und verweilte dort, bis das Schiff die Station längst wieder verlassen.

Es war Franz gewesen. —

Eine Woche mußte Berger in London verweilen, bis er seine Aufgabe gelöst. Er überließ die Vollziehung der Verträge seinem Kollegen und trat die Heimreise an. Zuerst hatte er vor, die Tour über Dover und Calais zu wählen. Aber auf dem Londoner Bahnhofe übermannte ihn die Sehnsucht;

er konnte den Freund nicht für immer scheiden lassen, ohne ihn noch einmal zu sehen. Er ging wieder durch Holland und war am nächsten Tage in Arnheim.

Erst dort, im Wagen, den er zur Fahrt nach Oosterdaal gemiethet, kamen ihm wieder Bedenken, dasselbe Gefühl, welches ihn vor einer Woche abgehalten, auf dem Verdeck des Dampfers zu bleiben. War es nicht unzart und selbstisch, der eigenen Sehnsucht zu genügen, auf die Gefahr hin, des Unglücklichen Herz tief und schmerzlich aufzuwühlen?! Sendlingen wünschte ja kein Wiedersehen, da er ihm sonst geschrieben, seinen Aufenthalt angegeben hätte. Und was mußte er empfinden, wenn er so plötzlich an das Verhängniß seines Lebens gemahnt, wenn seine Wunde aufgerissen wurde, da sie sich eben zu schließen begann?! Und wenn der Anwalt nun gar Victorinens gedachte, sank ihm vollends der Muth, seine Fahrt fortzusetzen. Nicht freundschaftlich — nein! grausam, ja unmenschlich wäre es, dachte er, die Neuvermählte an den Jammer ihrer Vergangenheit zu erinnern und in tödtliche Verlegenheit zu versetzen.

Schon tauchte von ferne das Dach des Schlöß-

chens über den Wipfeln der Bäume auf, als den Anwalt diese Bedenken übermannten. „Halt! zurück nach Arnheim!“ befahl er dem Kutscher.

Das ging aber nicht so rasch; erst müßten die Pferde gefüttert sein, erklärte der Kutscher. Der Wagen fuhr noch näher dem Schlosse zu und hielt vor einem kleinen, freundlichen Wirthshause, das am Eingang der Pappelallee lag, die zum Portal führte. Indeß der Kutscher in den Hofraum einfuhr, lud die Wirthin den Gast ein, die Erfrischung, die er bestellte, vor dem Hause zu nehmen. Das aber lehnte der Anwalt ab und trat ins Schenkzimmer. Seine Reue wuchs mit jeder Minute, und nun scheute er davor zurück, gesehen zu werden, wenn etwa der Zufall einen der Bewohner des Schlosses am Hause vorbeiführte.

Seufzend sah er durchs Fenster, wie gemächlich der Kutscher die Pferde ausspannte. Aber die Wirthin, ein junges, rundes Frauchen tröstete ihn, es könne kaum eine Stunde währen. Sie sagte dies in gebrochenem Deutsch; sie sei ein Jahr lang Kammerzofe bei der jungen deutschen Dame auf dem Schlosse gewesen, erzählte sie, und habe dort die deutsche Sprache erlernt. Es sei eine liebe,

gute Herrschaft, die auf Oosterdaal; der Kutscher habe ihr gesagt, daß der Herr dorthin habe fahren wollen, warum er denn den Plan aufgegeben? Die Herrschaft würde sich sicherlich freuen, wieder einmal einen Landsmann zu sehen, selbst wenn er nur ein flüchtiger Bekannter sei. Ein Deutscher sei noch nie auf Besuch gekommen, auch zur Hochzeit nicht. Es sei überhaupt ein stilles, aber schönes Fest gewesen. Ob denn die Herrschaft gar keine Verwandten in Deutschland habe?

„Das kann ich Ihnen nicht sagen," erwiderte Berger ungeduldig. „Ich kenne Ihre Herrschaft gar nicht!"

„So?" fragte sie erstaunt. „Dann sind Sie wohl gekommen, um das Schloß zu kaufen?" Es hätten sich schon Einige in dieser Absicht eingefunden, fügte sie hinzu, aber Herr von Tessenau habe den Besitz bereits an seinen Schwiegersohn abgetreten, und dieser an seinen Bruder, Herrn Jan van der Weyden. In vierzehn Tagen gingen sie ja schon alle nach Batavia. Auch die Wirthschafterin, Fräulein Brigitte, und der alte deutsche Diener. „Wollen Sie nicht doch aufs Schloß?" fragte sie

wieder. Aber ehe er hätte antworten können, rief sie: „Da kommen sie ja!“ und eilte ans Fenster.

Eine Equipage fuhr in gemächlichem Trab vorüber. „Treten Sie doch her!“ rief die Wirthin. Berger war tiefer ins Zimmer zurückgewichen; er konnte den Freund auch nun deutlich genug erkennen. Sendlingen sah frischer und stärker aus, als er ihn zuletzt gesehen; nur das Haar zeigte das Silberweiß des hohen Alters, obwohl er kaum in der Mitte der Fünfzig stand. Aber in der jungen, blühenden, heiteren Frau an seiner Seite hätte der Anwalt schwerlich die Unglückliche von Einst erkannt, wenn er ihr unter anderen Verhältnissen begegnet wäre. Sie beugte sich eben lächelnd vor und zupfte die Kravatte des Mannes zurecht der ihr gegenüber saß. Der stattliche, blonde Mann ließ es lächelnd geschehen.

„Wie glücklich sie sind!“ rief die Wirthin. „Aber sie verdienen's auch! . . . Da hält ja der Wagen!“ rief sie und beugte sich aus dem Fenster. „Welche Ehre, sie kommen zu mir!“

Berger wurde blaß. Im nächsten Augenblicke durfte er wieder aufathmen: der Wagen fuhr weiter. „Ach nein!“ sagte die Wirthin, „nur Franz ist ab-

gestiegen! . . . Guten Tag!" rief sie dem Alten zu, als er vorbeiging. „Auf ein Gläschen Wein?"

„Nein!" erwiderte Franz. „Ich soll Sie nur aufs Schloß bestellen. Uebrigens, da ich schon da bin —"

Dann hörte Berger seinen Schritt auf dem Flur nahen; die Thüre ging auf. „Also ein Gläschen" — begann der Diener; aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Todtenbleich wich er zurück und starrte den Anwalt an, als hätte er ein Gespenst erblickt.

„Ich bin's, Franz," sagte Berger selbst sehr bleich. „Erschrecken Sie nicht — ich will —"

„Sie kommen, uns zu warnen?" stieß der Alte hervor und trat zitternd näher. „Es ist alles entdeckt, nicht wahr?"

„Nein!" sagte Berger. „Was sollte denn entdeckt sein?"

Er machte ihn durch einen Augenwink auf die Wirthin aufmerksam, die neugierig die Szene besah. „Ich bin erfreut, Sie zu sehen," sagte er nachdrücklich, „ich reise sofort weiter."

„Verzeihen Sie, Marie," wandte sich Franz

an die Wirthin, „ich habe mit dem Herrn zu sprechen. Er ist ein guter Bekannter!“

„Also doch!“ rief sie und ging kopfschüttelnd zur Thüre hinaus.

„Sie wird horchen,“ flüsterte der Anwalt. „Kommen Sie, Franz, setzen Sie sich zu mir!“

„Ach! wie ich erschrocken bin!“ erwiderte dieser ebenso leise. „Also die Leute ahnen nichts? Es wäre gräßlich gewesen, wenn das Unglück jetzt über uns gekommen wäre, jetzt, wo sich Alles zum Guten gewendet hat. Freilich war meine Furcht thöricht, wie sollte man es entdecken? Wir hatten ja Alles so vorsichtig eingeleitet: selbst die Nachschlüssel wurden nicht in B. angefertigt, sondern in Dresden, wo Brigitte unser harrte . . .“

„Still!“ wehrte der Anwalt ab. „Ich will nichts davon wissen! . . . Wie ist es Sendlingen seither ergangen?“

„Anfangs schlecht genug!“ erzählte der Diener. „Man aß nicht und schlief nicht und verfiel noch mehr, als in B. — es war aber vielleicht weniger die Furcht vor Entdeckung, als die Reue. Und man hatte doch nur gethan, was man thun mußte — nicht wahr Herr Doktor?“

Berger blickte schweigend zu Boden. Der Alte seufzte tief auf. „Wenn sogar Sie" — begann er, brach jedoch ab und fuhr dann zu erzählen fort: „Allmählich beruhigte man sich doch wieder. Die Furcht schwand, die Reue freilich blieb, aber auch hiefür schien man Trost zu finden, wenn man sah, wie die Ärmste allmählich aufblühte. Dann begann man eine Arbeit zu schreiben. Sie handelte von der Bestrafung des — hm! Herr Doktor! . . ."

„Ich kenne die Schrift," sagte Berger.

„So? Man hat doch seinen Namen nicht genannt! Nun, während man daran arbeitete, vergaß man des eigenen Jammers, und hatte später, als die Schrift erschienen war, als alle Zeitungen schrieben, daß sie großen Einfluß übe, sogar Augenblicke, wo man wieder glücklich schien. Dann kam die Geschichte mit dem Holländer, und da wurde man wieder traurig und verzweifelt, wie nur je. Aber man faßte sich ein Herz und erzählte dem Manne Alles: wie man eigentlich heiße und daß man sich nur eben hier „von Tessenau" genannt —"

„Wie kam er auf diesen Namen?" fragte der Anwalt. „Er klingt mir so bekannt."

„Wahrscheinlich, weil es eines der vielen Prä-

dikate zu dem Namen Sendlingen ist. Tessenau hieß ein Gut in Kärnthen, welches einst der Familie gehörte. Man war gezwungen, diesen Namen zu wählen, weil man doch bei seiner Ansiedlung hier sich dem Amte gegenüber ausweisen mußte. Dieses also gestand man dem Herrn Willem und auch, wie es um das arme Fräulein stand —"

Berger athmete erleichtert auf.

„Man sagte ihm: sie heißt nicht deshalb gleichfalls „von Tessenau", weil sie mit einem Vetter vermählt gewesen, sondern weil man sie hier in aller Form adoptirt hat. Sie ist nie vermählt gewesen; sie ist von einem Schurken verführt worden. Daß man nicht noch mehr sagte, nichts von ihrer That, welche sie in den Kerker gebracht, nichts von der Art, wie sie befreit wurde — das Herr Doktor, ist wohl verzeihlich!"

„Gewiß!" sagte der Anwalt. „Und Herr von der Weyden?"

„Handelte brav und großherzig, weil er ein braver, großherziger Mensch ist, Gott segne ihn! Er hat sie glücklich gemacht, sie und ihn . . . Nun endlich hat man wieder seinen Herzensfrieden

gefunden. Wir gehen nach Batavia. Möge es bleiben, wie bisher!"

„Amen!" sagte der Anwalt bewegt. „Leben Sie wohl, Franz!"

„Sie wollen nicht ins Schloß?"

„Nein! Erzählen Sie ihm von meinem Besuche erst, wenn Sie auf dem Meere sind. Und sagen Sie ihm, daß ich seiner stets mit Liebe, mit Achtung gedenken werde. Mit Achtung, Franz, merken Sie es wohl!"

Er schüttelte dem Diener die Hand, bestieg seinen Wagen und fuhr nach Arnheim zurück.

Letztes Kapitel.

Drei Wochen später, an einem glühheißen Augusttage, saß der Justizminister Oesterreichs in seinem Arbeitszimmer und konferirte mit einem seiner Sektionsräthe. Da brachte ihm der Diener eine Karte; der Herr warte im Vorzimmer und habe sich nicht abweisen lassen.

„Sendlingen!" las der Minister. „Das ist eine Ueberraschung, er war ja durch Jahre verschollen. Sie verzeihen, lieber Rath, aber ich kann ihn nicht gut warten lassen."

Der Beamte ging, Sendlingen trat ein. Er war sehr bleich, der Ausdruck der Züge düster, jedoch entschlossen.

Der Minister erhob sich und bot ihm mit freundlichstem Lächeln die Hand. „Willkommen in Wien!" rief er. „Hoffentlich sind Sie gänzlich her=

gestellt und kommen zu mir, um dem Staate wieder Ihre Dienste anzubieten."

„Nein, Excellenz," erwiderte Sendlingen. „Verzeihen Sie, wenn ich Ihre Hand nicht nehme. Ich will es Ihnen ersparen, dies im nächsten Augenblicke zu bedauern. Denn ich komme nicht, um Ihnen meine Dienste als Richter anzubieten, sondern um mich dem Gerichte zu überliefern. Ich bin ein Verbrecher und will die Strafe erdulden, die mir gebührt."

Der Minister wurde bleich und wich zurück. „Der Mann ist wahnsinnig," dachte er. Der Gedanke war ihm wohl von den Zügen abzulesen, denn Sendlingen fuhr fort:

„Fürchten Sie Nichts, ich bin bei Vernunft. Ich habe wirklich meine Amtsgewalt in so unerhörter Weise mißbraucht, wie sich vielleicht noch nie ein Aehnliches begeben. Ich habe eine Verurtheilte, die in den nächsten Tagen hingerichtet werden sollte, mit Hilfe der Amtsschlüssel aus dem Kerker befreit und ihre Flucht ins Ausland veranlaßt, gefördert und durchgeführt. Sie hieß Victorine Lippert; das Verbrechen geschah in der Nacht vom 21. zum 22. Februar 1853."

„Ich erinnere mich,“ murmelte der Minister. „Sie entfloh auf räthselhafte Weise. Aber Sie! ... Warum sollten Sie dies gethan haben?“

„Der Vater hat sein Kind gerettet; Victorine ist meine natürliche Tochter!“

Der Minister wischte sich den Schweiß von der Stirne. „Aber das ist ja eine furchtbare Geschichte.“ Er blickte seinen unheimlichen Besucher nochmals prüfend an. „Der Mann ist doch wohl bei Vernunft,“ dachte er.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen erzähle, wie sich Alles gefügt.“

Der Minister nickte und wies auf einen Stuhl.

Sendlingen blieb stehen. Er begann zu erzählen. Klar und ruhig, mit dumpfer, eintöniger Stimme berichtete er von seiner Beziehung zu Hermine Lippert, dann wie er die Entdeckung in der Liste des Straffenats gemacht; von seinen Kämpfen, ob er das Präsidium der Verhandlung übernehmen solle, oder nicht.

„Ich fand die Kraft, es abzulehnen,“ fuhr er fort. „Mein Pflichtgefühl hatte gesiegt. Das Todesurtheil wurde gefällt. Es war — und vielleicht werden Sie mir dies glauben, obwohl Sie

es in solcher Stunde, aus solchem Munde hören, — ein Justizmord, wie nur je einer von einem Gerichtshofe beschlossen worden ist. Darum war mein erster Gedanke: gegen dies Unrecht kann nur noch das Unrecht helfen. Ich suchte die Schlüssel zum Gefängniß hervor und war einige Stunden lang fest entschlossen, meine Tochter zu befreien. Dann aber siegte mein Pflichtgefühl, vielleicht richtiger — mein Egoismus. Denn ich sagte mir, daß ich, wie ich nun einmal war, dieses Verbrechen nicht würde begehen können, ohne einst hiefür Sühne zu leisten, ich wußte schon damals, daß dann einst eine Stunde in mein Leben treten würde, wie es die heutige ist, und brachte es nicht übers Herz, als Verbrecher zu enden. Aber mein Gewissen rief: „Dann stirbt Dein Kind!" und so schien mir Selbstmord der einzige Ausweg. Ich war entschlossen, mich zu tödten; ob ich es im letzten Augenblicke doch vielleicht nicht vermocht hätte, ob mich nur ein Zufall rettete — ich weiß es selbst nicht, es liegt ein Schleier über jener Stunde, den ich auch später nie zu durchdringen vermochte. Ich blieb am Leben, ich sah meine Tochter und gewann meine Klarheit wieder; die Stimme des Blutes

hatte gesiegt. Ich wußte nun, daß es höchst wahrscheinlich kein Mittel mehr gab, das uns Beide erlösen konnte, daß die Frage so stand, ob ich zu Grunde gehen müßte oder sie, und zweifelte nun nicht mehr daran, daß i ch es sein müßte. Ich war entschlossen, sie zu befreien und dann mein Verbrechen zu sühnen; aber bis mich nicht die äußerste Nothwendigkeit zwang, wollte ich nach Recht und Gesetz handeln. Daß ich dies durchgeführt, beweist mein Verhalten, als der Oberste Gerichtshof eine nochmalige Vernehmung der Hauptzeugen anordnete. Es hing Alles davon ab; ich übertrug die Vernehmung gleichwohl an einen Anderen, der denn auch wirklich die Wahrheit nicht ans Licht brachte. Der Oberste Gerichtshof bestätigte das Todesurtheil; er sprach es über mich, nicht über mein Kind; nun war jene äußerste Nothwendigkeit eingetreten. Ich wußte nun, daß ich ein Verbrecher werden müßte, und wartete die Entscheidung über das Gnadengesuch des Vertheidigers nur deshalb ab, weil die Vorbereitungen zur That Zeit erforderten, und weil ich vorher noch einige politische Angeklagte, die ungerecht angeschuldigt worden, retten wollte . . ."

„Ich erinnere mich, die Arbeiter," sagte der

Minister. Er war noch immer wie betäubt, es kostete ihm Mühe, dem Gedankengang des Unglücklichen zu folgen. „Ich verstehe nur Eines nicht," sagte er langsam und strich sich mit der Hand über die Stirne. „Warum entdeckten Sie sich nicht mir, oder warum riefen Sie nicht die Gnade des Monarchen an?"

„Aus zwei Gründen," erwiderte Sendlingen. „Ich habe mich mein Leben lang gemüht, Recht zu üben ohne Ansehung der Person. Es war mir immer der qualvollste Gedanke, daß der Adelige, der Reiche oft auch da, wo einzig das Gesetz entscheiden sollte, Begünstigungen erfährt, die dem Armen und Niedrigen nie zu Theil geworden wären. Und darum war es mir eine Pein, eine derartige Begünstigung nun für mich in Anspruch zu nehmen . . ."

„Aber dann sind Sie ja ein Mann von seltenem Rechtsgefühl!" rief der Minister. „Und daß Sie ein solches Schicksal traf. . . ."

Er verstummte.

„Ist tragisch," ergänzte Sendlingen und seine Lippen bebten. „Gewiß, das ist es. . . . Aber ich will mich nicht besser machen, als ich bin; auch ein anderer Grund ließ mich zögern, die Gnade des

Kaisers anzurufen. Was wäre der Erfolg gewesen, Excellenz? Eine Begnadigung zu lebenslänglichem, zu zwanzigjährigem Kerker. Schon die bloße Ankündigung dieser Strafe hätte so tief in das Leben dieses schwächlichen, gebrochenen Mädchens eingegriffen, daß sie dieselbe schwerlich überdauert hätte, und wenn auch — eine gänzliche Begnadigung wäre erst nach zehn, nach acht, im besten Falle nach fünf Jahren erreichbar gewesen, sie hätte dieselbe nicht mehr erlebt. . . . Ich war davon überzeugt, ganz fest überzeugt, und dennoch" — seine Stimme wurde leiser — „auch ich war nur ein Mensch. . . . Als ich die Bestätigung des Todesurtheils durch den Kaiser in den Händen hielt, da übermannte mich die Feigheit, die Selbstliebe, ich reiste nach Wien — es war am 18. Februar. . . ."

„Das Attentat!" rief der Minister. „Welcher entsetzliche Zufall! . . . So spielt das Schicksal mit uns Menschen!"

„Auch ich habe zuerst so gedacht," erwiderte Sendlingen. „Dann aber habe ich eingesehen, daß nicht jener Zufall mein Loos entschieden hat: es war von Beginn besiegelt. Durch mein ganzes Wesen und durch das, was geschehen war. In

diesem Sinne giebt es ein Fatum, in diesem Sinne geschieht auf Erden, was geschehen muß, und mein Schicksal ist hiefür nur eben ein Beleg zu Millionen anderen. . . . Ich kehrte nach B. zurück und befreite das Mädchen. Wie es mir gelang, bin ich bereit, meinen Richtern zu sagen, so weit es meine eigene That betrifft. Helfer unter den Beamten hatte ich nicht. Sie werden mir dies glauben, Excellenz, obwohl ich Ihnen zum Beweise nur mein Wort anzubieten hätte, das Ehrenwort eines Verbrechers!"

„Ich glaube Ihnen," sagte der Minister. „Sie brachten das Mädchen ins Ausland?"

„Ja, und suchte gutzumachen, was ich versäumt. Das Geschick war mir gnädig, meine Tochter ist versorgt. Ich aber darf nun thun, wozu ich von je entschlossen war, obwohl ich nicht wußte, wann mir der Tag gegönnt sein würde, es thun zu dürfen, — ich darf vor Sie, den obersten Hüter der Rechtspflege in diesem Lande, hintreten und sagen: Übergeben Sie mich meinem Richter!"

Sendlingen schwieg, auch der Minister fand zunächst keine Worte. Bleich ging er im Zimmer auf und nieder. „Aber davon kann ja keine Rede

sein!" rief er endlich. „Aus tausend Gründen nicht! Wir sind ja keine Barbaren!"

„Es kann sein und muß sein! Ich will mein Recht!"

„Aber bedenken Sie nur!" rief der Minister und rang die Hände. „Es wäre ja der furchtbarste Schlag, der das Ansehen unserer Justiz treffen könnte. Ein einstiger Präsident als Verbrecher vor den Schranken eines Gerichtshofes! — ein Mann, wie Sie! Auch verdienen Sie ja keine Strafe! Wenn ich erwäge, was Sie gelitten, und wie sich Alles gefügt — mein Gott, ein Unmensch müßte man sein, um nicht ergriffen zu werden, um nicht zu sagen: wenn dieser Mensch vielleicht wirklich ein Frevler war, so hat er es doch schon tausendfach gebüßt."

„Sie weigern mir also mein Recht?"

„Es wäre Unrecht! Ziehen Sie in Frieden, Herr Baron, kehren Sie zu Ihrer Tochter zurück!"

„Ich kann nicht. Ich könnte die Martern meines Gewissens nicht ertragen! Weigern Sie mir meine Strafe, so werde ich mich öffentlich selbst anklagen!"

„Um Gotteswillen: das fehlte noch!" Der

Minister trat näher auf ihn zu. „Ich flehe Sie an, lassen Sie diese Dinge ruhen! Fügen Sie dem Stande, dessen Zierde Sie so lange gewesen, nicht das Schlimmste zu, was ihm widerfahren kann. Und noch Schlimmeres hätte Ihre That im Gefolge: Sie würden das Ansehen des Staates untergraben. Erwägen Sie die Zeit, in der wir leben — die Revolution glimmt unter der Asche fort. . . ."

„Ich kann nicht, Excellenz. Thun Sie Ihre Pflicht freiwillig, damit ich Sie nicht dazu zwingen muß!"

Der Minister blickte ihn an: auf diesen Zügen lag die Ruhe eines unerschütterlichen Entschlusses. „Ein Fanatiker," dachte er, „was fange ich mit dem Menschen an?!" Unschlüssig ging er im Zimmer umher.

„Herr Baron," begann er dann, „Sie würden den Staat in den Stand der Nothwehr setzen. Klagen Sie sich öffentlich an, etwa durch eine Broschüre, die Sie im Ausland erscheinen lassen, so würde ich erklären lassen, daß Sie wahnsinnig sind. Man würde mir dies glauben, zweifeln Sie nicht daran!"

„Ich bezweifle es," erwiderte Sendlingen.

„Ich würde dafür sor... daß jedes Bedenken über meine Zurechnungsfähigkeit schwinden müßte. . . . Ich frage noch einmal, Excellenz, zum letzten Mal: welchem Gerichte darf ich mich stellen?“

Wieder ging der Minister lange rathlos auf und nieder. Endlich schien ihm ein rettender Gedanke gekommen.

„Wohlan!“ sagte er. „Thun Sie, was Sie nicht lassen können; wir aber werden thun, was uns die Pflicht gebietet. Sie werden natürlich verschweigen wollen, wo Ihre Tochter jetzt lebt?“

Sendlingen wurde noch bleicher, er erwiderte nichts.

„Wir aber werden es zu erfahren suchen, und wenn es Tausende kosten sollte, und wenn wir die Polizei der ganzen Erde zu unserer Hilfe aufbieten müßten. Wir werden Ihre Tochter finden und ihre Auslieferung verlangen. Es giebt keinen Staat, der es weigern würde, eine rechtskräftig verurtheilte Mörderin der Justiz zu übergeben! . . . Entscheiden Sie, Herr Baron, ob dies geschehen soll . . .“

Todtenfahl war Sendlingens Antlitz geworden, ein Schauer rüttelte seine Glieder. Es war eine

lange Stille im Gemach; sie währte vielleicht fünf Minuten. Endlich murmelte Sendlingen:

„Ich füge mich Ihrem Willen, Excellenz. Möge es Ihnen Gott vergeben, was Sie eben an mir gethan!"

Der Minister athmete erleichtert auf. „Das nehme ich auf mein Gewissen!" sagte er. „Ich gebe den Vater seinem Kinde wieder. Leben Sie wohl, Herr Baron!"

Sendlingen nahm die dargebotene Hand nicht: er verneigte sich stumm und ging.

* *
*

Zwei Tage später erhielt Dr. Georg Berger ein Schreiben Sendlingens, aus Triest datirt. Er theilte dem Freunde kurz den Inhalt seiner Unterredung mit dem Justizminister mit und schloß, wie folgt:

„Es ist mir versagt, mein Verbrechen zu sühnen; es ist mir unmöglich, als Verbrecher straflos zu leben; so gehe ich denn in den Tod. Wenn Du dies liest, ist alles vorüber. Theile es meiner Tochter, die ihre Reise bereits angetreten, schonend mit; verbirg ihr die Wahrheit, ich unterstütze Dich

durch die Art, wie ich die That vollführe. Vergiß auch Franz nicht, er harrt meiner in Köln, ich habe mich nur unter einem Vorwand von ihm frei machen können.

Leb' wohl, Du Treuer, Guter, und klage mich nicht an! Du sagtest mir einmal: es muß eine Lösung dieser Verwicklungen geben, eine befreiende Lösung. Ich weiß nicht, ob es eine andere, eine bessere gab, als sie sich nun gefügt. Sieh! meinem Kinde ist geworden, was ihm gebührt, und nicht minder dem Recht: mit höherer Münze, als seinem Leben, kann niemand sein Verbrechen sühnen. Und ich — ich habe mein Kind glücklich werden sehen, ich habe all' meine Schulden ehrlich bezahlt und finde nun für immer den Frieden — auch mir ist geworden, was mir gebührt! . . . Nun darf ich wieder auf deine Achtung hoffen!

Leb wohl! und tausend Dank!

Victor."

Eben hatte der Anwalt, aufs Tiefste erschüttert, dies Schreiben zu Ende gelesen, als sein Concipient eintrat, die Morgenzeitung in der Hand.

„Haben Sie schon gelesen?" fragte er. „Sendlingen —"

Er legte das Blatt vor seinen Chef hin. Da stand es:

„Ein Telegramm aus Venedig bringt uns die Trauerkunde, daß der Präsident a. D., Freiherr von Sendlingen, einer der geachtetsten Männer Österreichs, am Bord des Lloyddampfers, der gestern Nacht die Fahrt von Triest nach Venedig machte, verunglückt ist. Er war noch des späten Abends auf dem Verdeck und ist seither nicht mehr gesehen worden: wahrscheinlich erfaßte ihn, während er sich zu weit über die Brüstung vorbeugte, ein plötzlicher Schwindel, so daß er ins Meer stürzte und darin verschwand. Ein Selbstmord ist aus inneren Gründen völlig ausgeschlossen; der letzte Mensch, mit dem er sprach, der Kapitän des Schiffes, rühmt die heitere Laune, die der Verstorbene zeigte. Er hinterläßt keine Familie, aber ihn betrauert Jeder, der ihn gekannt.

Ehre seinem Andenken!"

„Ehre seinem Andenken!" murmelte Berger und barg sein Antlitz in den Händen.



Breslau. Eduard Trewendts Buchdruckerei
(Setzerinnenschule).



